


Aus dem

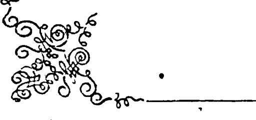
Gefängnissleben

von

Th. Oelckers.

Erster Theil.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1860.



Aus dem

Gefängnißleben.

Aus dem

Gefängnißleben.



Es ist für den Erzähler ein ziemlich undankbares Werk, einen Abschnitt seines Lebens zu beschreiben, wo er sich äußerlich fast durchaus nur leidend verhalten mußte, d. h. ungefähr so leidend wie eine unterm Mikroskop festgehaltene Fliege. Der Zustand eines Gefangenen, sei es in Untersuchungs- sei es in Strafhaft, ist demjenigen eines lebendigen Geschöpfs unterm Mikroskop in der That sehr ähnlich, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß der menschliche Gefangene diesen peinlichen Zustand als ein mit Selbstbewußtsein begabtes Wesen erduldet. Dies steigert die Qual unendlich und würde sie bis zur Unerträglichkeit steigern, hätte der Gequälte vor dem vernunftlosen Geschöpf nicht den Vortheil voraus, den Quälenden oder Untersuchenden gleichzeitig selbst einer Untersuchung zu unterwerfen und sich dadurch wieder über ihn zu erheben. Indeß ist das Geschäft, eine solche Lage in ihren Einzelheiten zu beschreiben, wie gesagt, ein undankbares, dem ich mich auch sicherlich nicht unterziehen würde, wenn sich dasselbe mir nicht als eine Pflicht aufdrängte, die erfüllt sein will.

Man hat im Allgemeinen von den Zuständen in den Strafhäusern nur eine ganz unklare Vorstellung und das gilt auch besonders von jenen Leuten, die keinen Anstand nehmen,

auf kleinen Lustreisen solche Häuser zu ihrem Vergnügen zu besuchen; man stellt sich eben nur vor, daß der Aufenthalt darin sehr unbehaglich sei, und findet das in der Ordnung, weil man nur Leute dorthin schicke, die sich an der Gesellschaft versündigt und somit ihr Unglück verdient haben. Die von solchem Unglück in der Regel allein Betroffenen, die „gemeinen Verbrecher," geben am allerwenigsten Aufklärung darüber; wollten sie sprechen, würde man sie nicht hören, denn sie sind mit einem Makel behaftet und man zieht sich scheu vor ihnen zurück; aber sie wollen auch nicht sprechen: wenn sie der Gesellschaft zurückgegeben sind, hüten sie sich geflissentlich, von dem Erlebten zu reden, sie sind begreiflicherweise vielmehr bestrebt, es mit einem Schleier zu bedecken und in Vergessenheit zu bringen. Unsre Zeit hat nun aber viele Männer in jenen Häusern gesehen, von denen die Gesellschaft sich nicht zurückzieht und die ohne Scheu von dem Erlebten sprechen dürfen. Für diese Männer ist es, mein' ich, Pflicht, zu berichten, was sie gesehen, gehört und erfahren haben.

Mir hat sich während meines vieljährigen Aufenthalts in Gefängnissen die schon früher gehegte Ueberzeugung bestätigt, daß die große Masse der Gesellschaft sehr unrecht hat, wenn sie sich in ihrem pharisäischen Dünkel für sittlich besser hält als diejenigen, die sie unter dem Titel „gemeiner Verbrecher" von sich stößt und in die Gefängnisse schickt. Ich behalte mir vor, diesen Punkt näher zu erörtern.

Ebenso hab' ich bestätigt gefunden, daß die, wenigstens im eigenen Munde der „Sachsen" beinahe sprichwörtlich gewordene „sächsische Humanität" eine ganz eitle Phrase ist. Es sind nun an die dreißig Jahre verflossen, daß sich in ganz

Europa ein Schrei der Entrüstung gegen die österreichische Regierung erhob, als Silvio Pellico die Schilderung seiner Gefängnisse veröffentlichte. Bei allen Greueln, die darin beschrieben werden, läßt Pellico's Erzählung doch zugleich einen Eindruck zurück, beinahe wie wenn man eine Idylle gelesen hätte. Im schlimmsten seiner Kerker fand er wenigstens Ruhe und ich möchte sagen Athem genug, um sich an seinen alten treuherzigen Corporal Schiller zu gewöhnen, bis er ihn lieb gewann. Was Silvio Pellico durfte, darf ich nicht: ich kann keinen solch idyllischen Hauch über meine Schilderungen breiten — nicht weil meine Feder ungeschickter ist, nicht weil etwa mein Gemüth kälter wäre — ich kann es deshalb nicht, weil ich damit die Wahrheit beeinträchtigen würde.

I.

Untersuchungshaft im Stockhause zu Leipzig.

1849—1850.

„Since law itself is perfect wrong,
How can the law forbid my tongue to curse.“
King John.

Am 12. Mai 1849, morgens nach 6 Uhr, erschien in meiner Wohnung zu Leipzig ein Gerichtsdiener, der mir einen Zettel einhändigte. Es war ein vom dortigen „Criminalamt“ ausgefertigter Verhaftungsbefehl, aus dem ich ersah, daß man auf Grund des Verdachtes „hochverrätherischer Handlungen“ meine Verhaftung angeordnet hatte. Es blieb mir nichts übrig, als mich anzukleiden und dem Manne zu folgen. An der Hausthür war ein zweiter Gerichtsdiener postirt, der die Nachhut bildete, während ich mich mit dem ersten zunächst nach dem Polizeihause verfügte.

Jene Volkserhebung im Mai des genannten Jahres zu Gunsten des damals auf dem Papiere vollendeten deutschen Verfassungswerkes war gescheitert und im ganzen Lande füllten sich die Gefängnisse mit Leuten, die sich unmittelbar oder mittelbar bei der Bewegung betheiligt hatten. Die zumeist

Betheiligten hatten sich indeß fast sämmtlich geflüchtet. Ich selber hatte hierzu keinen Grund zu haben geglaubt, da ich bei meiner überdies nur mittelbaren Betheiligung eine keineswegs hervorragende oder einflußreiche Rolle gespielt hatte. Wenn ein Angeklagter oder Verdächtiger einen Fluchtversuch macht, so pflegt man darin eine Bestätigung des Verdachts zu erblicken; dagegen war man weit entfernt, den Umstand, daß ich ruhig in meiner Wohnung ausharrte, während Alles flüchtete, zu meinen Gunsten auszulegen. Die betreffenden Untersuchungsacten enthalten viele dem ähnlich charakteristische Züge; ich behalte mir vor, gelegentlich darauf hinzuweisen, werde mich übrigens aber enthalten, im Einzelnen auf die Untersuchung und die in derselben erörterten Gegenstände einzugehen, denn dies würde allein den Raum eines Buches in Anspruch nehmen. Meine Aufgabe soll vielmehr nur sein, meinen Aufenthalt in den sächsischen Gefängnissen zu schildern und hinsichtlich der Untersuchung werde ich mich im Allgemeinen darauf beschränken, die Eindrücke anzudeuten, die dieselbe auf mich machte.

Es fiel mir damals sehr auf, daß Verhaftete ohne alle Förmlichkeit empfangen wurden. In einem Falle wenigstens, den das Gericht, wie ich bald fand, für einen der ernstesten erachtete, die überhaupt vorkommen können, und wo nicht nur möglicher- sondern wahrscheinlicherweise ein Todesurtheil in Aussicht stand, hätte meiner Ansicht nach der Vorstand des Gerichtes selbst den Verhafteten empfangen sollen; ich erwartete eine derartige ernste Form um des Gerichtes eigener Würde willen, und zugleich auch meinetwegen insofern, als dadurch mein Vertrauen nicht geschwächt, sondern gesteigert worden sein würde. Was

sollt' ich denken, als ich einen Mann, den man des Hochverraths anschuldigte und vielleicht bald zum Schwerte verurtheilt sehen sollte, nur ebenso wie etwa einen unbedeutenden Marktdieb behandeln sah?

Nachdem ich ein Paar Stunden erst im Vorsaale des Polizeihauses, dann in den unmittelbar angrenzenden Räumen des Criminalamts gewartet hatte, weil ich lange vor Beginn der Geschäftszeit eingetroffen war, wurde ich durch einen Actuar einem Verhör unterzogen. Man legte mir zunächst einen großen gedruckten Zettel vor, der kurz vorher, noch während des Kampfes in Dresden, in Leipzig öffentlich angeschlagen gewesen war. Die angeblichen Verfasser dieses Plakats — es standen darunter die Namen einer Anzahl damals in Leipzig ziemlich bekannter Leute — erklärten, daß sie, nachdem sie sich vergebens bemüht die Volksbewegung in Leipzig selbst in einer ersprießlichen Weise zu leiten, entschlossen seien, sich nach Dresden zu begeben, um sich dort am Kampfe für die Einführung der Reichsverfassung zu betheiligen, während sie erwarteten, daß ihnen ihre Leipziger Mitbürger Zuzug dorthin senden würden. Der erste der unter diesem Plakate befindlichen Namen war mein eigner, und so war es allerdings natürlich, daß man mich für den Inhalt nicht nur als mitverantwortlich, sondern als hauptsächlich verantwortlich betrachtete. Dies Document schien demnach den Anlaß zu meiner Verhaftung gegeben zu haben. Auf Befragen erklärte ich, dasselbe sei mir bekannt und zwar aus den Zeitungen, die es bereits mitgetheilt hatten, doch sei es von mir weder verfaßt noch unterzeichnet und mein Name ohne mein Wissen wie ohne meine Zustimmung darunter-

gesetzt worden. Die betreffende Druckerei, welcher ich unbekannt war, hatte das Originalmanuscript ausgeliefert und auch den Namen des (inzwischen geflüchteten) Auftraggebers angegeben. Die unterzeichneten Namen waren sämmtlich von einer Hand, aber nicht von derjenigen, die den Text des Papiers geschrieben hatte, und die in der Folge zu Rathe gezogenen Schriftkundigen erklärten, daß weder die eine noch die andere Handschrift die meinige sei. Aber diese Erklärung sollte mir ebensowenig frommen als der Umstand, daß ich in Wahrheit das Papier weder verfaßt noch unterzeichnet hatte. Man legte Gewicht auf den Umstand, daß ich mich bald nach dem Erscheinen jenes Plakats wirklich in Dresden befunden (freilich völlig unthätig, aber das gab man nicht zu, obwohl man mir nicht die leiseste Spur von Thätigkeit nachzuweisen vermochte), und daß ich nicht in Zeiten gegen den von mir behaupteten Misbrauch meines Namens Verwahrung eingelegt hatte. Aehnliche Anschuldigungen tauchten nach und nach in Menge auf, desgleichen ein oder zwei Papiere (eines betraf einen Waffenankauf), die wirklich meine Unterschrift trugen, und die Acten schwollen bald um so gewaltiger an, als man mir (vermuthlich jener nicht von mir herrührenden Unterschrift wegen) die sehr unverdiente Ehre erwies, mich gewissermaßen zu einem dux gregis zu machen und daher mir zum Theil ganz fremde Angelegenheiten in die mich betreffenden Acten aufzunehmen, die daher mit „D. und Genossen“ bezeichnet waren.

Ich kam sehr unerfahren in jenes erste Verhör und hätt' es Zuhörer gegeben (die anwesenden drei Schöppen zähle ich nicht als solche), so würden sie vielleicht manchmal meine

rührende Aufrichtigkeit belächelt haben. Ich zweifle auch nicht, daß sich der ungebildetste Handlanger an meiner Stelle instinktmäßig „gescheidter“ benommen haben würde. Indeß konnte ich — obwohl ich recht gut wußte, wessen sich die Unterliegenden zu befahren haben, wenn eine Volkserhebung niedergeworfen worden ist, zumal wenn die Sieger durch ausgestandene Angst doppelt und dreifach gereizt sind, und obwohl es hier galt, nach langwieriger geheimer Inquisition auf Grund eines Indicienbeweises verurtheilt zu werden, nach dessen Führung man eben erst einen wirklichen Beweis erwarten möchte — i c h konnte mich nicht wohl so benehmen, wie ein solcher gescheidter Mann aus dem Volke, und hätt' ich's selbst versuchen wollen, so würde das m i r nicht einmal in gleicher Weise nützlich gewesen sein. Indeß benahm ich mich in einem andern Sinne fehlerhaft und ich will deutlich zu machen suchen, wie ich in diesem Falle gefehlt zu haben glaube. Will man sich nicht zu unwürdigen Spitzfindigkeiten verstehen (und das vermochte ich nicht d. h. ich verstand nicht „praktisch“ zu sein, wie man solches Verhalten auch wohl bezeichnet), so muß man in einer Lage, wie es die meinige war, entschieden zwischen zweierlei wählen: entweder man muß sich dazu verstehen, den Proceß formell als berechtigt gelten zu lassen und auf diesem Standpunkte sich selbst zugleich mit der Sache zu vertheidigen; oder, wenn man dies der Sache wegen nicht will (wenn man diese nicht als ein Verbrechen behandeln lassen mag), muß man das Gericht für incompetent erklären, sich demzufolge entschieden weigern sich irgendwie auf die Untersuchung einzulassen, sich also als Gefangener durchaus passiv verhalten und alles Mögliche über sich ergehen

lassen *): Mein Fehler war nun, eine solche Wahl nicht zu treffen, sondern unentschieden zwischen dem einen und dem andern Verhalten zu schwanken und mich daher, während meiner Ansicht nach das Gericht in der That nicht competent war, gleichwohl auf eine Erörterung meiner Handlungen, überhaupt alles dessen was zur Sprache kam und was als verbrecherisch bezeichnet wurde, einzulassen, und dadurch brachte ich mich selbst in ein schiefes Verhältniß. Wenn ich von Nichtcompetenz des Gerichts spreche, so verstehe man mich recht: bezüglich meiner persönlichen Handlungen konnte es natürlich nicht anders als competent sein, aber es lagen meiner Ansicht nach gar keine Handlungen vor, die als individuelle betrachtet werden durften, es lag nicht sowohl eine That, als ein Ereigniß vor, nämlich ein großer Volksaufstand, der, wie ich meinte, ebenso wenig vor ein Criminalgericht gehörte, als ein Gewittersturm. Individuen sind verantwortlich für das, was sie für sich versuchen oder vollbringen; aber wie mag man sie für das bestrafen wollen, was Völker thun! Die Lage eines Angeschuldigten, der bei einem Aufstande, bei einer Revolution betheiligt war, ist eine ganz exceptionelle. Er für seine Person

*) Für seine Person wird sich der politische Angeschuldigte unter solchen Umständen, welchen Ausgang auch der Prozeß nehmen mag, kaum übler befinden. Indeß besitzt ein Gericht immer noch Mittel, ihn allenfalls zum Sprechen zu bringen: es findet sich z. B. ein Denunciant, der ihn irgend eines gemeinen Verbrechens beschuldigt, welches in gewissen Zusammenhang mit der politischen Angelegenheit gebracht wird, so daß der Angeschuldigte, indem er sich bezüglich dieser Anschuldigung vertheidigt, gezwungen ist, sich zugleich auf Erörterung der politischen Angelegenheit einzulassen.

I.

Untersuchungshaft im Stockhause zu Leipzig.

1849—1850.

„Since law itself is perfect wrong,
How can the law forbid my tongue to curse.“
King John.

Am 12. Mai 1849, morgens nach 6 Uhr, erschien in meiner Wohnung zu Leipzig ein Gerichtsdiener, der mir einen Zettel einhändigte. Es war ein vom dortigen „Criminalamt“ ausgefertigter Verhaftungsbefehl, aus dem ich ersah, daß man auf Grund des Verdachtes „hochverrätherischer Handlungen“ meine Verhaftung angeordnet hatte. Es blieb mir nichts übrig, als mich anzukleiden und dem Manne zu folgen. An der Hausthür war ein zweiter Gerichtsdiener postirt, der die Nachhut bildete, während ich mich mit dem ersten zunächst nach dem Polizeihause verfügte.

Jene Volkserhebung im Mai des genannten Jahres zu Gunsten des damals auf dem Papiere vollendeten deutschen Verfassungswerkes war gescheitert und im ganzen Lande füllten sich die Gefängnisse mit Leuten, die sich unmittelbar oder mittelbar bei der Bewegung betheiligt hatten. Die zumeist

Betheiligten hatten sich indeß fast sämmtlich geflüchtet. Ich selber hatte hierzu keinen Grund zu haben geglaubt, da ich bei meiner überdies nur mittelbaren Betheiligung eine keineswegs hervorragende oder einflußreiche Rolle gespielt hatte. Wenn ein Angeklagter oder Verdächtiger einen Fluchtversuch macht, so pflegt man darin eine Bestätigung des Verdachts zu erblicken; dagegen war man weit entfernt, den Umstand, daß ich ruhig in meiner Wohnung ausharrte, während Alles flüchtete, zu meinen Gunsten auszulegen. Die betreffenden Untersuchungsacten enthalten viele dem ähnlich charakteristische Züge; ich behalte mir vor, gelegentlich darauf hinzuweisen, werde mich übrigens aber enthalten, im Einzelnen auf die Untersuchung und die in derselben erörterten Gegenstände einzugehen, denn dies würde allein den Raum eines Buches in Anspruch nehmen. Meine Aufgabe soll vielmehr nur sein, meinen Aufenthalt in den sächsischen Gefängnissen zu schildern und hinsichtlich der Untersuchung werde ich mich im Allgemeinen darauf beschränken, die Eindrücke anzudeuten, die dieselbe auf mich machte.

Es fiel mir damals sehr auf, daß Verhaftete ohne alle Förmlichkeit empfangen wurden. In einem Falle wenigstens, den das Gericht, wie ich bald fand, für einen der ernstesten erachtete, die überhaupt vorkommen können, und wo nicht nur möglicher- sondern wahrscheinlicherweise ein Todesurtheil in Aussicht stand, hätte meiner Ansicht nach der Vorstand des Gerichtes selbst den Verhafteten empfangen sollen; ich erwartete eine derartige ernste Form um des Gerichtes eigener Würde willen, und zugleich auch meinetwegen insofern, als dadurch mein Vertrauen nicht geschwächt, sondern gesteigert worden sein würde. Was

sollt' ich denken, als ich einen Mann, den man des Hochverraths anschuldigte und vielleicht bald zum Schwerte verurtheilt sehen sollte, nur ebenso wie etwa einen unbedeutenden Marktdieb behandeln sah?

Nachdem ich ein Paar Stunden erst im Vorsaale des Polizeihauses, dann in den unmittelbar angrenzenden Räumen des Criminalamts gewartet hatte, weil ich lange vor Beginn der Geschäftszeit eingetroffen war, wurde ich durch einen Actuar einem Verhör unterzogen. Man legte mir zunächst einen großen gedruckten Zettel vor, der kurz vorher, noch während des Kampfes in Dresden, in Leipzig öffentlich angeschlagen gewesen war. Die angeblichen Verfasser dieses Plakats — es standen darunter die Namen einer Anzahl damals in Leipzig ziemlich bekannter Leute — erklärten, daß sie, nachdem sie sich vergebens bemüht die Volksbewegung in Leipzig selbst in einer ersprießlichen Weise zu leiten, entschlossen seien, sich nach Dresden zu begeben, um sich dort am Kampfe für die Einführung der Reichsverfassung zu betheiligen, während sie erwarteten, daß ihnen ihre Leipziger Mitbürger Zuzug dorthin senden würden. Der erste der unter diesem Plakate befindlichen Namen war mein eigner, und so war es allerdings natürlich, daß man mich für den Inhalt nicht nur als mitverantwortlich, sondern als hauptsächlich verantwortlich betrachtete. Dies Document schien demnach den Anlaß zu meiner Verhaftung gegeben zu haben. Auf Befragen erklärte ich, dasselbe sei mir bekannt und zwar aus den Zeitungen, die es bereits mitgetheilt hatten, doch sei es von mir weder verfaßt noch unterzeichnet und mein Name ohne mein Wissen wie ohne meine Zustimmung darunter-

gesetzt worden. Die betreffende Druckerei, welcher ich unbekannt war, hatte das Originalmanuscript ausgeliefert und auch den Namen des (inzwischen geflüchteten) Auftraggebers angegeben. Die unterzeichneten Namen waren sämmtlich von einer Hand, aber nicht von derjenigen, die den Text des Papiers geschrieben hatte, und die in der Folge zu Rathe gezogenen Schriftkundigen erklärten, daß weder die eine noch die andere Handschrift die meinige sei. Aber diese Erklärung sollte mir ebensowenig frommen als der Umstand, daß ich in Wahrheit das Papier weder verfaßt noch unterzeichnet hatte. Man legte Gewicht auf den Umstand, daß ich mich bald nach dem Erscheinen jenes Plakats wirklich in Dresden befunden (freilich völlig unthätig, aber das gab man nicht zu, obwohl man mir nicht die leiseste Spur von Thätigkeit nachzuweisen vermochte), und daß ich nicht in Zeiten gegen den von mir behaupteten Misbrauch meines Namens Verwahrung eingelegt hatte. Aehnliche Anschuldigungen tauchten nach und nach in Menge auf, desgleichen ein oder zwei Papiere (eines betraf einen Waffenankauf), die wirklich meine Unterschrift trugen, und die Acten schwollen bald um so gewaltiger an, als man mir (vermuthlich jener nicht von mir herrührenden Unterschrift wegen) die sehr unverdiente Ehre erwies, mich gewissermaßen zu einem dux gregis zu machen und daher mir zum Theil ganz fremde Angelegenheiten in die mich betreffenden Acten aufzunehmen, die daher mit „D. und Genossen“ bezeichnet waren.

Ich kam sehr unerfahren in jenes erste Verhör und hätt' es Zuhörer gegeben (die anwesenden drei Schöppen zähle ich nicht als solche), so würden sie vielleicht manchmal meine

rührende Aufrichtigkeit belächelt haben. Ich zweifle auch nicht, daß sich der ungebildetste Handlanger an meiner Stelle instinktmäßig „gescheidter" benommen haben würde. Indeß konnte ich — obwohl ich recht gut wußte, wessen sich die Unterliegenden zu befahren haben, wenn eine Volkserhebung niedergeworfen worden ist, zumal wenn die Sieger durch ausgestandene Angst doppelt und dreifach gereizt sind, und obwohl es hier galt, nach langwieriger geheimer Inquisition auf Grund eines Indicienbeweises verurtheilt zu werden, nach dessen Führung man eben erst einen wirklichen Beweis erwarten möchte — ich konnte mich nicht wohl so benehmen, wie ein solcher gescheidter Mann aus dem Volke, und hätt' ich's selbst versuchen wollen, so würde das mir nicht einmal in gleicher Weise nützlich gewesen sein. Indeß benahm ich mich in einem andern Sinne fehlerhaft und ich will deutlich zu machen suchen, wie ich in diesem Falle gefehlt zu haben glaube. Will man sich nicht zu unwürdigen Spitzfindigkeiten verstehen (und das vermochte ich nicht d. h. ich verstand nicht „praktisch" zu sein, wie man solches Verhalten auch wohl bezeichnet), so muß man in einer Lage, wie es die meinige war, entschieden zwischen zweierlei wählen: entweder man muß sich dazu verstehen, den Proceß formell als berechtigt gelten zu lassen und auf diesem Standpunkte sich selbst zugleich mit der Sache zu vertheidigen; oder, wenn man dies der Sache wegen nicht will (wenn man diese nicht als ein Verbrechen behandeln lassen mag), muß man das Gericht für incompetent erklären, sich demzufolge entschieden weigern sich irgendwie auf die Untersuchung einzulassen, sich also als Gefangener durchaus passiv verhalten und alles Mögliche über sich ergehen

lassen*): Mein Fehler war nun, eine solche Wahl nicht zu treffen, sondern unentschieden zwischen dem einen und dem andern Verhalten zu schwanken und mich daher, während meiner Ansicht nach das Gericht in der That nicht competent war, gleichwohl auf eine Erörterung meiner Handlungen, überhaupt alles dessen was zur Sprache kam und was als verbrecherisch bezeichnet wurde, einzulassen, und dadurch brachte ich mich selbst in ein schiefes Verhältniß. Wenn ich von Nichtcompetenz des Gerichts spreche, so verstehe man mich recht: bezüglich meiner persönlichen Handlungen konnte es natürlich nicht anders als competent sein, aber es lagen meiner Ansicht nach gar keine Handlungen vor, die als individuelle betrachtet werden durften, es lag nicht sowohl eine That, als ein Ereigniß vor, nämlich ein großer Volksaufstand, der, wie ich meinte, ebenso wenig vor ein Criminalgericht gehörte, als ein Gewittersturm. Individuen sind verantwortlich für das, was sie für sich versuchen oder vollbringen; aber wie mag man sie für das bestrafen wollen, was Völker thun! Die Lage eines Angeschuldigten, der bei einem Aufstande, bei einer Revolution betheiligt war, ist eine ganz exceptionelle. Er für seine Person

*) Für seine Person wird sich der politische Angeschuldigte unter solchen Umständen, welchen Ausgang auch der Prozeß nehmen mag, kaum übler befinden. Indeß besitzt ein Gericht immer noch Mittel, ihn allenfalls zum Sprechen zu bringen: es findet sich z. B. ein Denunciant, der ihn irgend eines gemeinen Verbrechens beschuldigt, welches in gewissen Zusammenhang mit der politischen Angelegenheit gebracht wird, so daß der Angeschuldigte, indem er sich bezüglich dieser Anschuldigung vertheidigt, gezwungen ist, sich zugleich auf Erörterung der politischen Angelegenheit einzulassen.

hat nichts gethan, wie überhaupt Individuen als solche nichts gethan haben: er hat vielmehr als Glied des Ganzen, des Volkes gehandelt, nur zugleich mit dem ganzen Volke dürfte man ihn daher zur Verantwortung ziehen; aber das Volk ist keine Person (was durch dasselbe geschieht, ist daher nicht sowohl als That, als vielmehr als Ereigniß zu betrachten), es lassen sich die betreffenden Gesetze, die angeblich verletzt sein sollen, gar nicht auf dasselbe beziehen; diese Gesetze können nur von Individuen verletzt werden, können sich daher auch nur auf Individuen und deren Handlungen beziehen. Es erscheint widersinnig, unbegreiflich, den Einzelnen für Thaten der Gesammtheit verantwortlich zu machen. Dies kann denn nur gezwungenerweise und künstlich geschehen, indem man die Gesammthandlung in Bruchtheilchen zerlegt und dieselben unter Benennungen, die ihnen nicht wirklich gebühren (Verschwörung, Aufruhr, Hochverrath) den Individuen zur Last legt. Da sich ein Volksaufstand überhaupt nicht nach den Artikeln eines Strafgesetzbuches behandeln läßt, so muß man also, um diese gleichwohl in Anwendung zu bringen, die That der Gesammtheit — den Aufstand — als solche läugnen oder ignoriren, sie vielmehr, wie gesagt, in die Thaten vieler Einzelnen zerlegen und diese alsdann Verschwörung, Aufruhr, Hochverrath u. s. w. benennen. Nur indem das Gericht solcherlei Handlungen supponirt, verschafft es sich die Möglichkeit in Wirksamkeit zu treten oder den Schein dessen, was ich hier unter Competenz verstehe. Ich führe diesen meinen damaligen Gedankengang an, weil es zur Schilderung meines Gefängnisses gehört, zu zeigen, in welchem Lichte mir Alles erschien: in den Augen des Gefangenen waren es nicht

competente Richter, sondern Feinde, welche den Kampf für die Einführung der Reichsverfassung *), diesen Kampf um ein rechtmäßig erworbenes Gut der Nation, als ein Verbrechen behandeln wollten, indem sie sich herbeiließen, einseitig die eine der kämpfenden Parteien, die unterlegene, zur Verantwortung zu ziehen, als handle es sich um einen bloßen Aufruhr oder Aehnliches. Kurz, man betrachtete sich als in den Händen der Gewalt und als ein Opfer der Parteirache und ich brauche nicht hinzuzufügen, daß solche Anschauungen wenig geeignet waren, das Gefängniß zu versüßen.

Indeß ließ ich mich, wie gesagt, auf Erörterungen ein. Anfangs erfüllte es mich mit unwilligem Staunen, wenn man eine ehrliche und streng der Wahrheit entsprechende Angabe mit ungläubigem Lächeln aufnahm — so naiv war ich! Als ich erst Gelegenheit gehabt hatte, die Ungläubigen näher kennen zu lernen, wunderte ich mich nicht mehr.

Während ich in meiner Arglosigkeit bei Andern immer noch mehr oder weniger bona fides vorausgesetzt hatte, fand ich zu meiner Ueberraschung, daß sie bei mir am Ende wohl gar einen größern Mangel an derselben voraussetzten, als den ihrigen. In der Folge hab' ich in den verschiedensten Lebensverhältnissen diese Erfahrung häufig machen müssen.

Noch unmittelbar vor dem ersten Verhöre, als ich mich in einem ganz unbewachten Vorzimmer bei offenen Thüren

*) Es schien in der That, als vermeide man geflissentlich so viel als möglich auch nur die Erwähnung derselben. Natürlich! die Reichsverfassung und der Kampf um dieselbe konnten nicht Gegenstand einer Criminaluntersuchung sein; zu dieser bedurfte es der Verschwörung, des Aufruhrs, Hochverraths.

allein befand, hätt' ich Gelegenheit gehabt, ungehindert zu entweichen; ich ließ sie unbenutzt, denn ich hielt die Flucht für einen unwürdigen Schritt, während ich im Begriff stand, vor Gericht zu gehen. Bald bereute ich, die Gelegenheit nicht benutzt zu haben, denn ich fand, daß ich über meine Lage in einem Irrthum gewesen.

Nach dem Verhöre erklärte man mir, ich müsse in Haft bleiben und brachte mich in das sogenannte Stockhaus, welches die Gefängnißzellen enthielt. Es stand in Verbindung mit dem Gerichtslocale, so daß man die Straße nicht zu betreten brauchte, um aus dem einen in's andere zu gelangen. Im höchsten Stockwerke dieses Gefangenhauses befand sich eine kleine Anzahl Zellen, welche die besten waren. Auch die Räume für die Wechselschuldner enthielt dieses Stockwerk. Aus der für mich bestimmten Zelle mußte erst ein anderer Bewohner entfernt werden und man sperrte mich daher einstweilen in ein Gemach, das seines bedeutenden Umfanges wegen nicht wohl Zelle heißen konnte. Damals war es ganz leer, sollte aber bald eine größere Anzahl Gefangener verschiedener Art, meist sogenannte Maigefangene, aufnehmen.

Der Beamte, von dem ich verhört worden war, hatte mich selber dem Stockmeister übergeben und mich auch mit letzterem bis in dieses Gemach begleitet. Man theilte mir hier vertraulich und wie zu meinem Troste mit (was ich übrigens schon wußte), daß in einer benachbarten Zelle bereits ein Unglücksgefährte, der Advocat Dr. Bertling, einquartiert sei, mich aber ersuchte man, nachdem man meinen Hut in Verwahrung genommen, alle Gegenstände, die ich

etwa bei mir führte, abzuliefern. Ich hatte schlechterdings nichts bei mir als einige Thaler Geld.

„Sie führen doch keine Waffen bei sich?" fragte der Stockmeister und wiederholte der Actuar in besorglichem Tone. Ich sollte im Laufe der nächsten Tage belehrt werden, daß ich mich bei einer „Verschwörung" betheiligt, ja das Haupt einer Verschwörung gewesen sei und aus obiger Frage erkannte ich jetzt schon, daß man mich wirklich für einen gefährlichen Mann hielt. Indeß begnügte man sich mit meiner verneinenden Antwort und verschonte mich mit einer in solchen Fällen sonst üblichen Durchsuchung der Taschen. Nachdem mir der Actuar angedeutet, daß ich keine Aussicht habe, diese Räume in der Schnelle wieder zu verlassen und daß ich mir daher vor Allem Schlafrock und dergleichen Dinge kommen lassen möge, verließen mich die beiden Herrn. Der Stockmeister erschien indeß bald wieder, um mich in die mir bestimmte benachbarte Zelle zu bringen. Sie hatte, gleich den andern in diesem Theile des Hauses gelegenen Zellen wenigstens Licht und eine ungehinderte Aussicht durch's Fenster. Es war ein ziemlich hohes, zwar schmales, aber nicht zu kurzes Gemach, so daß man auf- und abgehen konnte; das kreuzweis und sehr stark vergitterte Fenster befand sich nach Gefängnißbrauch etwas in der Höhe, man mußte daher auf einen Schemel steigen, um hinauszusehen. Dieser ganz einfache Schemel, ein ebenso einfacher aber großer Tisch, eine Matratze am Fußboden mit einer äußerst unzulänglichen dünnen wollenen Decke und ein leider unentbehrlicher Gegenstand, der aber hier in verhältnißmäßig glimpflicher Form auftrat, bildeten das Geräth des Gemachs. Hinter dem

gehenden Zustand betrachtet, in welchem man nicht heimisch werden kann noch will, kommt man nicht leicht zum Behagen. Ich bemerkte schon, daß ich es für gerathen halte, sich vor Allem in der Gegenwart wohl einzurichten und die künftigen bessern Tage zunächst sich selber zu überlassen. Soll das Leben nicht eitel Plage sein, so darf freilich nichts als bloßes Mittel des weiterhin zu Erstrebenden gethan werden, sondern jedes Mittel muß auch ein für sich Bestehendes und in der eigenen Vollendung seinen Zweck Erreichendes sein, wie es überall in der schaffenden Natur der Fall ist. Nun würde aber ein seltener Charakter dazu gehören, um auch in der Untersuchungshaft stets diese Maximen zu befolgen.

Gegen viele unter gleichen Umständen Gefangene war ich insofern noch glücklich, als ich gleich in den ersten Tagen auf mein Verlangen Schreibmaterial und Bücher erhielt. Auch selbst die Gewohnheit des Tabakrauchens hilft den Zustand des Gefängnisses erträglicher machen und es war ein wirklicher Genuß, als ich nach mehrtägiger Entbehrung wieder die erste Cigarre rauchte und ein Buch las. Letzteres war, offen gestanden, bei dieser Gelegenheit nicht die Hauptsache, aber ich habe es nicht vergessen: es waren Daumers Geheimnisse des christlichen Alterthums. Nie habe ich ein Buch mit größerm Behagen gelesen. Der Gefangene war indeß anfangs noch allzu mangelhaft eingerichtet; es fehlte am Feuerzeug und der Schließer hatte nur aus Gefälligkeit zwei oder drei seiner eignen Zündhölzchen verabreicht, die nun geschont und gespart sein wollten, denn es konnte ein Tag vergehen, bevor man sich neue verschaffte. Die erste Cigarre mußte daher

ohne Unterbrechung in Gluth erhalten und bevor sie erlosch, mußte gleich noch eine zweite daran angezündet werden. Uebrigens dankte ich die anfängliche Entbehrung nur dem Umstande, daß ich versäumt hatte, mich mit dem Nöthigen zu versorgen, denn verboten war der Tabak mir und der Mehrzahl meiner Nachbarn nicht; die große Masse der Bewohner des Hauses durfte freilich höchstens verstohlen rauchen, wenn es überhaupt möglich ward. Ich gestehe, daß ich, bevor mir dieser elende Genuß ward, den Schließer beneidete, der sein schlechtes Kraut behaglich rauchte, wenn er ab und zu ging. Und er ging nicht selten ab und zu. Große Stille herrschte überhaupt nicht. Neben dem beständigen und mannichfachen Lärm der Straße im lebendigen Mittelpunkte der Stadt fehlte es auch im Hause nicht an Geräusch. Schon das Schließen benachbarter Zellen lärmte gewaltig, an der Thür der eigenen Zelle machte es aber (ausgenommen wenn die sanftere Hand der Frau Stockmeisterin aufschloß) ein Getöse um Todte zu erwecken.

Die Zelle war durch zwei Thüren geschlossen, zwischen denen sich nur der Raum befand, den die Schwelle einnahm. Die innere Thür hatte einen von außen verriegelten kleinen Laden oder Klappe, etwa einen Fuß groß in's Geviert, so daß man bequem den Kopf hindurchstecken, auch allerlei Gegenstände, namentlich Eß- und Trinkgeschirr hindurchreichen konnte, wenn der Schließer nicht Zeit oder Lust hatte, die Thür selbst zu öffnen. Nach dieser Einrichtung, nämlich der zwiefachen Thür, versteht sich schon von selbst, daß es hier kein Spähloch gab, keinen „Judas“, wie man es sehr bezeichnend in französischen Gefängnissen nennt, dieses scheuß-

anderweite Zuthaten verbesserte, selber längere Zeit begnügt habe) bekamen sie in Töpfen, für deren Reinigung, glaube ich, auch jeder selbst sorgen mußte, so gut er konnte. Wer den seinigen nicht leerte, fand sicherlich Gehilfen, denn die meisten dieser Leute erfreuten sich eines wahren Wolfshungers, der bei ganz magerer Kost, sei sie noch so reichlich, leicht einzutreten pflegt.

Der Mai verging und der Juni kam mit warmen wunderschönen blauen Sommertagen, die wohl bisweilen eine melancholische Sehnsucht erweckten nach dem Grün dieser Sommerszeit. Ich sah von letzterm nur die wenigen jungen Linden auf dem Naschmarkte. Indeß fehlte es in der Zelle selten an Blumen während der bessern Jahreszeit. Im Uebrigen genoß man den Sommer, (dessen Hitze in diesen Gemächern auch bisweilen drückend wurde), so gut er sich an einem vergitterten Fenster genießen ließ. Der Blick durch's Fenster auf den damals stets außerordentlich belebten Naschmarkt unten hätte überhaupt stets Unterhaltung gewähren können, wär' ich nicht durch meine ganze Lage so reizbar gemacht worden, daß mich eine Menge Dinge ärgerten, woran Andere sich wahrscheinlich zu ergötzen vermochten. Mir würde vollkommene Ruhe und Stille am willkommensten gewesen sein; nun aber ärgerte mich sogar die Musik, die damals zu allen Tageszeiten aus der benachbarten Wache der Communalgarde erschallte, weil ich sie hören mußte. Auch der noch näher gelegene Börsensaal diente während der Nacht als Wachlocal und außer dem beständigen Waffenlärm ertönte denn auch noch Gesang und schallendes Gelächter. Man sehnte sich zu schlafen und konnte nicht dazu kommen.

Schwere Leiden verursachte mir namentlich auch eine Ziehharmonica, die sich allabendlich nach neun Uhr längere Zeit unbarmherzig in unmittelbarer Nähe hören ließ und noch Jahre nachher genügte ein einziger Ton eines solchen Instrumentes, um mich in die unbehaglichste Stimmung zu bringen.

Es ist ein eigenthümlich Ding um die kleinen Leiden. Ich gehörte unter die Leute, die (nach der Ansicht besser geschulter Philosophen freilich sehr unphilosophisch,) überall nach Zwecken suchen und so kam ich bezüglich der kleinen Leiden zu der Ueberzeugung, daß sie als Mittel zur Ertragung der großen dienen, die man über jenen einigermaßen oder auch ganz vergißt. Auch einem Gefangenen können die kleinen Leiden, an denen es zum Glück nirgends fehlt, sein großes Mißgeschick ertragen helfen. Wie würde sich der gefangene Napoleon befunden haben bei voller Freiheit innerhalb der Insel, mit einer Art Hofstaat u. s. w.? Gewiß viel schlechter als bei den kleinlichen Neckereien, denen er unterworfen war und die ihn weniger an sein großes Unglück, an seinen gefesselten Zustand denken ließen. Ohne diese Quälereien würde er vielleicht auf's Neue nach dem Opiumfläschchen von Fontainebleau gegriffen haben. Ein Mann war vom Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt worden und sollte am nächsten Morgen erschossen werden. Im Gefangenhause, wo er die letzte Nacht zubringt, bedauert man, ihm das vorhandene bessere Gemach nicht geben zu können, weil es lange nicht gereinigt ist und gerade jetzt von Flöhen und Wanzen wimmelt. Aber ebendeshalb verlangt er dies Zimmer, denn er fürchtet jedenfalls eine schlaflose Nacht zu haben und hofft diese unter den kleinen Plagen leichter über-

stehen zu können. Aehnliches ließe sich wohl in Betreff kleiner und großer Freuden sagen: die letztern drücken den gewöhnlichen Menschen, während ihn nur die erstern wahrhaft beglücken. Kleine Leiden hindern aber auch häufig, Großes zu vollbringen. Sie wirken lähmend, sie machen den Mann zu einem unschlüssigen Hamlet. Daher so viele Pygmäen und der Mangel an großen Männern. Unter kleinen Leiden gewöhnt man sich leicht an's Mückenseihen, während man Kameele verschluckt. Darum mag es wohl wahr sein, daß ein großer Schmerz etwas Erhebendes hat, aber nur für große Seelen, für solche von denen gesagt ist:

„Alles geben Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden die unendlichen,
Alle Schmerzen die unendlichen ganz."

—

Mein Leben in der Zelle verging also hauptsächlich unter Lesen, Auf- und Abgehen und Schauen durch's Fenster. Von Feder und Papier machte ich anfangs wenig Gebrauch; es fehlte mir die Geduld zu längern schriftlichen Arbeiten besonders deshalb, weil ich fortwährend eine Endschaft der Haft erwartete und daher Alles auf diesen glücklichen Zeitpunkt verschob.

Man gewöhnt sich schwer an den Gedanken, ein großes Stück, vielleicht ein Viertel, ein Drittel des ganzen Lebens verlieren zu sollen, zumal wenn es sich um den wichtigsten Theil desselben handelt. Ich verglich in dieser Hinsicht die

ganze Lebenszeit mit einem Stabe: wird von diesem das untere Ende abgeschnitten, so bleibt noch immer ein brauchbarer Stab übrig; desgleichen, wenn man das obere Ende abschneidet; wird aber ein Stück aus der Mitte herausgeschnitten, so ist der Stab vernichtet. So hatte derjenige, den ein Loos wie das meinige in jüngern Jahren traf, noch immer eine Zukunft vor sich; wer im höheren Alter davon getroffen wurde, der hatte das Seinige schon geleistet und sich ausgelebt; wer aber der besten mitteln Jahre beraubt ward, sah seine Lebensbahn zerrissen und so gut wie vernichtet.

Inzwischen füllte sich das Haus mehr und mehr mit „politischen Gefangenen" und nur spärlich waren die Glücklichen, die sich bald wieder in Freiheit gesetzt sahen. In den ersten Tagen hatte ich nicht gewußt, wer meine unmittelbaren Nachbarn waren, bis ich endlich bekannte Stimmen hörte. In diesem hochgelegenen dritten Stockwerke sprachen die Gefangenen damals ganz ungehindert mit einander durch die Fenster, denn in der Tiefe vernahm man bei dem geräuschvollen Verkehr der Straße nicht leicht etwas davon, und selbst die in späterer Zeit an die Hausthüre postirte Schildwache konnte nichts davon bemerken, wenn die Unterhaltungen etwas vorsichtig geführt wurden. Zur Linken hatte ich das erwähnte große Gemach, was ich gleich nach meiner Verhaftung zeitweilig betreten. Es hatte sich bald gefüllt, enthielt aber außer „politischen" gelegentlich auch andere Gefangene und daher vermied ich es, mich nach jener Seite auf Gespräche einzulassen. Zur Rechten hatte ich aber den schon vor mir verhafteten Dr. Bertling, mit dem ich denn auch bald zu verkehren begann. Ein Zeichen war verabredet, wenn der eine

den andern an's Fenster wünschte, desgleichen, wenn man von dem andern bis auf weiteres n i ch t s hören wollte, weil man nicht allein war oder sich sonst nicht ungestört wußte. Während wir das damals sehr bunte und mannichfache Treiben auf dem Naschmarkte musterten, gehörte unter unsere täglichen Unterhaltungen auch das Füttern der Tauben, die unter tumultuarischem Drängen oft den ganzen Raum des Fensters dicht ausfüllten. Möglich, daß sich nicht alle Gefangenen, wie wir, blos an dieser Fütterung erfreuten und daß im Winter, wo die Oefen geheizt waren, mancher der gefiederten Gäste in das Innere der Zelle gerieth, um nicht wieder an die freie Luft, sondern in den Topf zu kommen, der außerdem jahrein jahraus nichts Fleischartiges enthielt. Das Oeffnen und Schließen der Kaufläden in unserm Gesichtskreise, deren Inhaber mit ihren kleinen Eigenthümlichkeiten, Alles dies kannten wir auf's Genaueste. Markttags konnte ich oft lange Zeit einer jungen Verkäuferin gegenüber am Eingange des Rathhauses zusehen, deren Handel mit Grützwaaren und trocknen Hülsenfrüchten sehr schwunghaft und deren äußerst flinkes Abwägen und Dütenfüllen ebenso ergötzlich war, wie das hurtige und saubere Aufbinden und Ordnen ihrer vielen großen und kleinen Säckchen am Morgen und das nicht minder ordentliche Einpacken gegen Abend. Wichtiger als solche Bilder der Außenwelt war es indeß für den Gefangenen, wenn sich die Thür öffnete und ein „Schiff“ kam, wie es der Gefängnißhumor nannte, nämlich eine Sendung von außen, bestehend aus Gegenständen denen Eingang gestattet war. An der ostensibeln Schiffsladung, besonders sofern sie aus Lebensmitteln bestand, lag uns weniger; das

Schiff war aber wichtig, weil es häufig zum Einschmuggeln von Gegenständen und Mittheilungen dienen mußte, die nur insgeheim passiren konnten. In späterer Zeit wurden jedoch die Schiffe einer sehr genauen Durchsuchung unterworfen und man mußte auf andere Mittel des Verkehrs mit der Außenwelt bedacht sein. Zeitungen waren uns politischen Untersuchungsgefangenen, soviel mir bekannt in Folge einer Weisung des Justizministeriums, entzogen; sie konnten daher nur insgeheim eingebracht und von Zelle zu Zelle mitgetheilt werden. Kaum begreif' ich jetzt den Eifer, womit man nach diesen armseligen Papieren griff, wenn man einige Tage, vielleicht eine Woche gar keins zu Gesicht bekommen hatte. Aber man wollte den Verlauf des baden'schen Aufstandes kennen, man wollte wissen, wie sich die Dinge in Schleswig-Holstein gestalteten, desgleichen was die französische Republik und das „Mondkalb" machte, wie zu jener Zeit nicht ich, aber viele andere Leute den allerdings damals eben so wenig wie heute der Schlauheit, aber heute noch ebenso sehr wie damals der Klugheit ermangelnden Louis Napoleon nannten, und vor Allem wollte man aus den Blättern Näheres über den Gang der uns zu allernächst berührenden Reaction mit Allem was sie in ihrem Gefolge hatte erfahren.

Unter die mancherlei Mittel, Zeitungen und Anderes von Zelle zu Zelle zu befördern, gehörte eine eigenthümliche Einrichtung beim sonntäglichen „Gottesdienst." Das Haus enthielt seine Gefängnißzellen in drei Stockwerken und die über einander gelegenen Vorsäle dieser drei Stockwerke konnten durch Oeffnung einiger in den Fußböden befindlichen Fallthüren gewissermaßen in einen einzigen Raum verwandelt

werden. Diese Fallthüren öffnete man, wenn der Gottesdienst beginnen sollte, desgleichen öffnete man alsdann die äußeren Zellenthüren, und von den inneren die oben erwähnte Klappe. So konnte jeder Bewohner, ohne irgend einen seiner Nachbarn zu sehen, Alles hören was der auf dem Vorsaale des mitteln Stockwerkes stehende Geistliche sprach. Auch an gemeinschaftlichem Gesange fehlte es nicht, bei dem man freilich ganz vergaß, daß man sich mitten in dem musikalischen Leipzig befand. Zur üblichen Stunde öffnete also ein Schließer die Klappe in der Thür und fragte: Wollen Sie mit beten? Auf die bejahende Antwort wurde dann ein Gesangbuch verabreicht. Anfangs lehnte ich es stets ab und ließ meine Klappe sogleich wieder schließen; bald aber lernte ich die Vortheile dieser sogenannten Andachtsstunde begreifen. In unserm (dem obersten) Stockwerk wohnten, wie schon erwähnt, auch die in Haft befindlichen Wechselschuldner; diese brauchten beim Gottesdienst nicht blos durch eine Klappe zu guken, ihre Pforte öffnete sich ganz und sie konnten sich beliebig auf dem Vorsaale bewegen. Unter diesen Leuten fehlte es nun nie an einer gefälligen Seele, die irgend etwas Ueberflüssiges aus einer politischen Zelle nahm, um es in eine andere zu stecken, wo Mangel herrschte. Während wir in den Zellen so reich an Verkehrsmitteln waren (von allen habe ich bis jetzt noch nicht gesprochen), mußte es komisch erscheinen, wenn man anderseits, namentlich in den Gerichtsräumlichkeiten, bisweilen auf's Aengstlichste die geringste Annäherung unter politischen Gefangenen zu hindern suchte, um „Collusionen zu verhüten." (Ich sage bisweilen, denn im Allgemeinen und besonders in den ersten Monaten meiner Haft,

achtete man wenig darauf, wenn ich im Gerichtslocale mit andern Gefangenen sprach.) Aber das waren nun eben nur Maßregeln, die, ohne irgend welchen Nutzen für das verfolgende Gericht, für den Gefangenen zur peinlichen Chicane wurden; wenigstens galt das rücksichtlich politischer Gefangenen, wie wir es waren. Etwaige Besprechungen und Verständigungen können für Angeschuldigte kaum von Nutzen sein, sobald es sich nicht darum handelt, sie dessen, was sie gethan oder nicht gethan haben, zu überführen, sondern nur darum, zu beschließen was ihr Schicksal sein solle.

Inzwischen hatte ich fort und fort Verhöre zu bestehen. Bisweilen folgten sie rasch aufeinander, bisweilen vergingen zwei bis drei Wochen, bevor man wieder etwas von mir wissen wollte. Alles was ich zu sagen vermochte, hatte ich gleich anfangs ausführlich mitgetheilt und hatte daher später *keine* erhebliche Auskunft weiter zu geben; jedes Verhör diente vielmehr nur, meine eigene Kenntniß zu bereichern. So ließ sich, ohne daß es directer Fragen bedurfte, erlauschen, wer zur Untersuchung gezogen war und wer nicht, wer geflüchtet und wer gefangen war, und dies zu wissen war mir aus dem Grunde wichtig, weil ich darauf bedacht sein mußte, keinen noch Erreichbaren durch eine Aussage zu gefährden. In einem Buche, das ich in einem der Vorgemächer des Gerichtes fand und welches das Verzeichniß der sämmtlichen Gefangenen mit Angabe des Grundes ihrer Haft enthielt, sah ich bei meinem Namen zu dem Worte „Hochverrath" nachträglich noch „und Aufruhr" eingeschaltet. Ich machte diese Entdeckung rein zufällig, denn man hatte es nicht für nöthig erachtet, mir mitzutheilen, daß ich nicht mehr

blos Hochverräther, sondern auch noch Aufrührer sei. Wozu auch! Es schien, wie wenn sich Alles, von Anfang bis zu Ende, ganz von selbst verstände.

In einer Zeit politischer Parteikämpfe, wie die unsrige, muß der „Hochverrath" häufig eine ähnliche Rolle spielen wie weiland etwa die Hexerei und er wird dann ebenso zum imaginären Verbrechen wie diese es ist. Fleiß, Geschicklichkeit, dadurch erworbener Wohlstand, Schönheit, desgleichen aber auch Häßlichkeit, Armuth und ein rothes Auge konnten zur Hexe machen. Ebenso mannichfach und zahllos sind die Bedingungen, unter denen man heut zu Tage zum Hochverräther werden kann. Durch eine Vergleichung mit dem Hexen- und Ketzerwesen ließe sich der sogenannte Hochverrath vielleicht am Besten charakterisiren; mit wenig Worten zu sagen was er ist, wär' ich nicht im Stande, wohl aber weiß ich, daß man einen unbequemen Patriotismus und überhaupt jede Bürgertugend mit diesem gehässigen Namen belegen kann, wenn's sein muß. Auch zur Hexe und zum Ketzer konnte jede Tugend machen. Nur freilich kann, ebenso wie an Hexen und Ketzern, auch an „Hochverräthern" durchaus nichts für Tugend gelten. Die politischen Parteileute sind da ganz wie die orthodoxen Theologen: wer nicht glaubt wie sie und nicht nach ihrer Formel betet, ist verloren und verworfen, und wenn er sich auch früh und spät ausschließlich guten Werken widmete.

Man empfand einen unbeschreiblichen Ekel beim Anblicke der unaufhörlichen Schreiberei, deren Gegenstand man sein mußte. Man dachte an die ergötzliche aber zugleich so bitterwahre Schilderung Bansens vom Verhör und vom „Hineinverhören." Richelieu meinte, um einen Mann an den Galgen

zu bringen genüge es, ein Paar geschriebene Zeilen von ihm zu haben. Wie unbeholfen müssen Richelieus Leute gewesen sein! Es braucht keine Zeile, überhaupt schlechterdings nichts, nicht einmal ein wirklicher Verdacht vorzuliegen, wenn man einen Mann an den Galgen bringen will, und dies kann man bewerkstelligen, ohne eine juristische Form zu verletzen. Ich verglich bereits den Zustand eines in Untersuchung Befindlichen mit dem einer Fliege unterm Mikroskop; ich könnte ebenso sagen, man sieht sich behandelt wie ein Stoff in der Hand eines Chemikers: zerstoßen, zerrieben, mit Säuren übergossen und in der Retorte zerquält. Das Uebelste dabei ist aber, wenn man sich zu der Annahme berechtigt glauben muß, daß all' diese Quälerei, die nimmer enden zu wollen scheint, durchaus nichts weiter sei als eine leere Form, wenn man sieht oder zu sehen meint, daß das Ergebniß für bereits ermittelt gilt und über des Angeschuldigten Schicksal so gut wie beschlossen ist. Der Mann, den man in einem Wagen in finsterer Nacht immer und immer in engem Kreise herumfährt, während er nach einem fernen Ziele zu reisen meint, ist bitter enttäuscht, wenn er sich am Morgen noch dicht am Ausgangspunkte findet; aber welche Qual, solch' unnütze Fahrt mit vollem Bewußtsein machen zu müssen!

Die einzigen Zeugen bei den Verhören, die altherkömmlichen drei Schöppen — gewöhnlich alte ehrsame Bürgersleute, die sich bei ihrer Figurantenrolle herzlich langweilten, wenn sie nicht schlummerten — schüttelten oft, sobald sie sich nur von mir beobachtet wußten, theilnehmend mit dem Kopfe, wenn sie mich immer und immer wieder abhören sahen, und verstiegen sich im Vorgemache auch wohl bis zum Darbieten

einer vertraulichen Prise, begleitet mit einem Worte des Bedauerns und der Verwunderung über den Gang der Dinge. Mir war selbst die Theilnahme dieser armen Leute wohlthuend, die ihr Stück Brod nicht im Schweiße des Angesichts, sondern durch Langeweile verdienten. Wenn man sich wie im Käfig fühlt und sich gleichsam von Fratzen umgeben glaubt, die nur höhnen, necken und quälen, so freut man sich doppelt, wenn man darunter auch ein menschliches und theilnehmendes Gesicht entdeckt.

Bei diesem Gefängnisse gab es keinen Hof, keinen Raum unter freiem Himmel, wo man sich hätte ergehen und frische Luft schöpfen können. Der einzige Spazierplatz war der Vorsaal vor unsern Zellen und die einzige frische Luft diejenige, die da durch die offenen Fenster hereinkam. Aber auch diesen Raum durfte man nicht so ohne Weiteres besuchen: man mußte sich an den Arzt wenden und dieser untersuchte, ob der Gefangene solcher Erholung bedürftig sei! Einige der Gefangenen ließ man später einen Raum beim Schlosse Pleißenburg zu gelegentlichem Spaziergange benutzen. Für mich war davon keine Rede, ich galt bereits für zu sehr „gravirt“ und durfte nicht aus dem Hause. Indeß wurde mir auf dem Vorsaale, einem etwa achtzehn Schritt langen Raum, nachdem ich mich an den Hausarzt gewendet, (der es wirklich für nöthig hielt, mich deshalb erst zu untersuchen!) der Spaziergang gestattet und zwar jedesmal eine Stunde, jedoch nicht täglich. Zum Glück war der Schließer oder der Gerichtsdiener, der die Zelle zu diesem Zwecke zu öffnen pflegte, nicht so pedantisch, nur eine einzige auf einmal zu öffnen: es wurden immer gleich mehrere aufgeschlossen und

so fanden wir Gelegenheit zu kleinen Versammlungen, von denen zwar der Vorstand des Gerichts (wie ich fand, ertheilte die humoristische Sprache der damaligen Gefangenen diesem Herrn den Titel: Criminalissimus) vermuthlich nichts wußte, die aber in der That ganz harmloser und gemüthlicher Natur waren, da wir bezüglich der „Untersuchungen“ wirklich nichts zu verabreden hatten, wenn sich auch die Stimmung häufig in kritischen Bemerkungen Luft machen mochte. An diesen geselligen Zusammenkünften hatte unter Andern auch der später geflüchtete und vor einiger Zeit in England verstorbene Dr. von Franck Theil, dem damals die Furcht vor seiner wahrscheinlichen Auslieferung nach Oesterreich zu schaffen machte. Da trieb man denn gelegentlich geradezu Kinderspiel und das war um so nöthiger und heilsamer, jemehr uns sonst Alles, was wir sahen und was man mit uns vornahm, zwar auch wie Spiel, aber wie ein grausames Spiel erschien. Wenn Franck inmitten des eine Reitbahn vorstellenden Saales als Stallmeister stand und nach seinem Commando den Schließer oder einen Mitgefangenen, der Roß und Reiter zugleich vorstellte, Schule reiten ließ oder wenn er an den Voltigirübungen, wo ein alter Tisch als Pferd diente, oder auch an einem energischen Dauerlaufe theilnahm, dann sah er so wenig als wir andern wie ein Hochverräther aus. Wurden wir derartiger Uebungen müde, dann war gewöhnlich eine Flasche Wein oder das Nöthige zu einem Glase Grog in einer der Zellen vorhanden und die zugemessene Stunde (die sich indeß Sonntags bisweilen stark ausdehnte) verging natürlich nur allzuschnell.

Es waren das, wie gesagt, nur Stunden harmloser

Erholung und nichts weiter. Was die Seitens der Gerichte so sehr gefürchteten „Collusionen" anlangt, so war davon hier nicht die Rede; weit eher hätten solche in den Räumen des Gerichts selbst stattfinden können, denn hier fand sich, zumal da man oft stundenlang müßig in den Vorgemächern warten mußte, Gelegenheit, Bekannten zu begegnen, mit denen man sonst nirgends zusammenkommen konnte; hier wurden auch, stets im Beisein eines Beamten, die Besuche von Freunden oder Angehörigen empfangen und die ganze Lage — Einsperrung, Zwang und argwöhnische Ueberwachung — gab da dem Gefangenen das natürliche Recht, gerade diese Gelegenheiten zum Austausche schriftlicher Mittheilungen zu benutzen. Es ist kein Widerspruch, wenn ich hier von argwöhnischer Ueberwachung spreche, nachdem ich der bequemen Gelegenheit, ungestört mit Gefangenen und andern Personen im Gerichtslokale zu verkehren, erwähnt habe; letzteres gilt von zufälligen Begegnungen; bei angemeldeten ordentlichen Besuchen fehlte die lästige Beaufsichtigung nie. Ein Beamter, der in der Regel Zeuge der Besuche war die ich empfing, war bei dieser Gelegenheit, ohne sich übrigens feindselig zu zeigen, so plump, immer der ungeladene Dritte im Gespräche sein zu wollen, während er nur zur Rolle des Aufpassers befugt war, und drängte sich dabei, beide Hände in den Hosentaschen, förmlich zwischen den Besuchten und den Gast.

Ich erwähnte schon, daß mir gleich anfangs eine gewisse Vernachlässigung wünschenswerther Formen aufgefallen war (während mir das Wesentliche als bloße Formalität behandelt erschien!) und vielleicht hat solche Vernachlässigung nirgends nachtheiligere Wirkungen, als bei einem Gerichte. Schon die

äußerst unansehnlichen Räumlichkeiten machten einen übeln und gewiß nicht den ehrfurchterweckenden Eindruck, auf den meiner Ansicht nach auch schon die äußerlichen Einrichtungen, selbst der Eingang zu den Hallen der Themis berechnet sein sollten. Man konnte beim Eintritt in's Vorgemach glauben, den Laden eines Trödlers zu betreten. Wartete man in diesem engen Vorgemache, so hatte man zuversichtlich Gelegenheit, binnen einer halben Stunde das gesammte Personal, vom Vorstand abwärts bis zum letzten Schreiber, den gleich zur Hand befindlichen Abtritt besuchen zu sehen. Die Verhöre so gravirter Leute, wie ich es war, fanden zwar in der Regel in einem besondern Zimmer statt, wo keine andern Zeugen als die drei Schöppen anwesend waren; bisweilen aber, wenn es kürzere oder unwichtigere Befragungen galt, wurde ich auch vernommen, wo eine ganze Reihe Protocollanten neben einander beschäftigt waren. Nicht genug dann daß ich selber mit meinem Monstrum von Hochverrath und Aufruhr vollauf zu thun hatte, ich mußte auch zuhören, wie dicht an meiner Linken einem Menschen wegen eines veruntreuten Regenschirmes bang und heiß gemacht wurde, während sich dicht an meiner Rechten ein schlauer Jude bezüglich einer gestohlenen Uhr weiß zu waschen suchte und gleichzeitig wurden unmittelbar hinter meinem Rücken Gespräche mannichfacher Art geführt. Auch hörte ich wohl eine der Kuppelei verdächtige Dame sich an meiner Seite in Gründen erschöpfen, weshalb sie, ohne dessen für sich selbst benöthigt zu sein, eine Wohnung mit so zahlreichen Gemächern gemiethet habe. Während der Meßzeit, wo es Ueberfluß an kleinen Dieben gab, stand man da manchmal buchstäblich im Gedränge und

ganz gegen meinen Willen mußte ich Einblicke in manchen Spitzbubenprozeß gewinnen. Oefters bin ich da von solchen armen Teufeln um ein „Stückchen Cigarre“ angebettelt worden und ich schätzte mich glücklich, wenn es sich thun ließ, ihnen ein Paar Cigarren zuzustecken, die sie aber in den meisten Fällen nicht rauchen sondern nur kauen konnten. Und dazu wär' ihnen selbst ein schon gebrauchtes „Stückchen“ willkommen gewesen!

Welch' widerliches Ragout von schmutzigen zerlumpten Gestalten, Spitzbuben, jungen und alten Huren, Jammer und Elend, Gestank und Schergenkauderwälsch! Wie froh war man, wenn man sich endlich aus dieser criminalistischen Küche erlöst sah, wie tief athmete man, wenn man sich endlich wieder allein in seiner Zelle befand!

Ich sage allein, denn unter die Leiden des Gefängnißlebens gehörte es für mich, einen Zellengenossen zu haben. In einem so kleinen Raume, der alle sonst nöthigen Gemächer — alle, „zu Ehren und Unehren“ — in sich allein vereinigt, will man gern allein sein und selbst mit einem Freunde würde man da nicht immer beisammen sein mögen, geschweige denn mit ganz fremden Personen. Mehrere Monate lang war ich in dieser Beziehung, vielleicht rein zufällig, vielleicht auch weil man mich als besonders Gravirten isolirt halten wollte, verschont geblieben und es überraschte mich äußerst unangenehm, als mir eines Tages die Frau Stockmeisterin, die uns fast täglich besuchte, wenn unter ihrer Aufsicht ihre Untergebenen uns mit frischem Wasser und andern nöthigen Dingen versorgten, die Mittheilung machte, daß ich einen Gesellschafter erhalten werde.

Die damalige Ueberfüllung des Hauses, wo in allen Zellen (die meinige und die meines Nachbars Bertling ausgenommen) zwei, drei und wohl noch mehr Gefangene beisammenstecken mußten, wurde als Grund angeführt und ich mußte mir die neue Einquartierung gefallen lassen. Bald nach der Ankündigung traf mein unwillkommener Gesellschafter selbst ein, den man aus einer überfüllten Zelle in die meinige brachte. Er war, wie er mir sagte, von Haus aus Mediciner, d. h. er hatte es werden wollen, war aber etwas Anderes geworden, was so vager Natur zu sein schien, daß es sich nicht recht bestimmt bezeichnen ließ; nebenbei oder auch wohl hauptsächlich war er Spieler von Profession und verbüßte soeben eine Strafe von sechs oder acht Wochen Gefängniß, wozu er wegen verbotenen Glücksspieles verurtheilt worden war. Ein solches kleines Misgeschick schien ihm regelmäßig alle Jahre einmal zu begegnen; ich glaube, er bezog das Stockhaus so regelmäßig, wie manche Leute alljährlich zur bestimmten Zeit ins Bad zu reisen pflegen. Er war daher bereits daran gewöhnt und darauf eingerichtet. Einige für den Gefängnißaufenthalt nöthige Gegenstände führte er in einer Reisetasche bei sich und diese letztere gewährte, indem er seine Wohnung damit verließ und ebenso später damit wieder heimkehrte, den Vortheil, seine Nachbarn glauben zu machen, er sei auf einer Geschäftsreise gewesen. In den ersten Augenblicken war ich etwas mistrauisch gegen diesen Mann. Ich hatte so viel gehört und gelesen von agents provocateurs, Gefängnißspionen und dergleichen, daß mir ein solcher „nichtpolitischer" Zellengenosse ziemlich verdächtig erschien. Es gab zwar bei mir nichts Erhebliches auszuhorchen, was ich nicht schon selbst in

den Verhören ausgesagt gehabt hätte und ich hatte daher einen Spion nicht zu fürchten, wohl aber würde mir ein moralischer Ekel dessen Gegenwart äußerst widerlich gemacht haben, während mir schon die Gesellschaft eines unverdächtigen Gefangenen sehr lästig war. Ich konnte mich indeß bald von der Harmlosigkeit des Mannes überzeugen. Er war wenig geschwätzig, einen großen Theil des Tages verschlief er und außerdem beschäftigte er sich mit einer Stickerei in bunter Wolle. Mit allen Einrichtungen des Hauses war er durch die Praxis auf das Genaueste vertraut und konnte mir, der ich noch etwas neu war, in dieser Hinsicht alle verlangte Auskunft geben. Auch sonst war er in mancher Beziehung nützlich. Als bloßem Polizeigefangenen gestattete man ihm auf sein Ansuchen allwöchentlich einen Ausgang; er war dann beinahe den ganzen Tag abwesend und kehrte mit Neuigkeiten beladen zurück. Gleichwohl war ich froh, als seine Frist endlich abgelaufen und ich wieder allein war. Auch hatte mich seine Gegenwart in meinem Verkehre mit den Nachbarn gestört. Im Laufe der nächsten Monate erhielt ich noch zweimal, zum Glück nur auf ganz kurze Zeit, Zellengenossen. Das eine Mal brachte man mir spät abends einen Herrn, der verhaftet worden, weil er, durch Wein aufgeregt (er war selber Weinreisender), in unangenehme Berührung mit Polizeibeamten gerathen war. Ein ziemliches Räuschchen brachte er noch mit in die Zelle und nöthigte mich, wie es Neuverhaftete gewöhnlich thun, den ganzen Hergang seiner Sache haarklein erzählen zu hören, um mir deutlich zu machen, wie empörendes Unrecht ihm widerfahren. Abgesehen von seiner dermaligen, durch Wein und Aerger verursachten Aufregung war er ein

wirklich artiger Mann; mir war er aber jedenfalls im Wege, besonders als er sich ganz überflüssiger Weise aus seinem Gasthause ein Abendessen mit Wein kommen ließ und gleich nach dem ersten Schlucke aus dem Glase einen Theil vom Ueberflusse seines Innern von sich gab und zwar quer über den Tisch weg auf meine Bücher und Schreibereien, die da ausgebreitet lagen. Anfangs hatte er gemeint, er befinde sich nicht bei einem Gefangenen, sondern einem Beamten gegenüber; jetzt erst kam er dahinter, mit wem er's zu thun hatte. Als ich auf meinem Tische wieder eine nothdürftige Ordnung hergestellt und gerettet hatte, was zu retten war, bat er sich ein Blatt Papier aus und schrieb einen fulminanten Brief an den Polizeidirector. Ich machte ihn aufmerksam, daß er seinen Zweck, sich schnellstmöglich wieder in Freiheit gesetzt zu sehen, durch eine solche Epistel schwerlich erreichen werde. Er sah das ein und schrieb eine andere, die aber, glaub' ich, ebenfalls nicht an ihre Adresse gelangte, was gut für mich war, denn man hätte es mir als Misbrauch des mir verstatteten Schreibmaterials auslegen können, daß ich einen Andern Gebrauch davon machen lassen und würde mir selbst vielleicht diese Vergünstigung entzogen haben. Man schleppte endlich eine zweite Matratze in die Zelle, auf die er sich scheltend und seufzend streckte, um zu seinem und meinem Glück bald zu entschlafen. Am Morgen schritt er, noch immer im Innersten empört, tobend und stampfend noch etliche Stunden bei mir auf und ab, dann ward er abgerufen und ich begegnete ihm nur gelegentlich noch einige Male im Gerichtslokale wieder. Mein dritter und letzter Zellengenosse im Leipziger Stockhause war ein junger Mensch, ein deutscher Jude aus Galizien, wie er

mir angab, der die Universität in Leipzig beziehen wollte, zunächst aber der Polizei in die Hände gefallen war, weil seine Papiere nicht recht in Ordnung sein mochten. Auch wollte er, sei es aus jugendlicher Renommisterei, oder sei es, weil die Polizei es ihm eingeredet hatte, den politisch Verdächtigen ein Bißchen spielen. Man brachte ihn mir an einem kalten Winterabend frisch vom Bahnhofe und ich mußte nothgedrungen seine Geschichte anhören. Jener Herr Weinreisende war, trotz den kleinen Excessen die auf Rechnung des Weines kamen, ein sehr anständiger Mann. Der junge verfolgte Studiosus war aber bei aller Nüchternheit ein unangenehmer Genosse, geschwätzig, zudringlich, unreinlich, und leider mußte ich seine Gesellschaft etliche Tage erdulden. Es war mir geradezu ein Greuel, Tag und Nacht in einem solchen Gemache mit andern Personen eingesperrt zu sein. Das mag für Geschmacksache gelten, denn manche andere Gefangene haben sich ausdrücklich Gesellschaft erbeten. Diese vermißte ich freilich auch oft schmerzlich genug, aber jenem beständigen Beisammensein in einer Zelle, die zu Allem dienen muß, zog ich die Einsamkeit vor, die zwar etwas melancholischer, dafür aber auch ein wenig sauberer war. Wenn ich in der Folge spät Abends auf dem Vorsaale noch Schritte vernahm und Schlüssel klappern hörte, bekam ich jedesmal einen Schrecken, weil ich fürchtete, man werde mir einen just aufgegriffenen Zellengenossen bringen, und gerade spät Abends, wo die Stürme des Hauses schwiegen und sozusagen „in der stillen Zelle die Lampe freundlich wieder brannte“, war mir eine solche Ueberraschung doppelt peinlich. Blos ein einziges Mal brachte man mir wirklich noch einen Gast, aber während er mir seine Geschichte

(keine Leidens- sondern eine Kneipengeschichte) erzählte, beschloß ich auch, ihn um keinen Preis bei mir zu behalten. Ich machte bei dem Beamten, der bereits einen Strohsack für ihn hereinschleppen lassen, den Umstand geltend, daß ich, was in der That so war, nur noch wenig Tage in diesem Hause zuzubringen hatte und diese gern in Ruhe hinbringen wollte. Man begriff dies und entfernte den Mann sammt Strohsack sofort wieder nach der großen Nachbarzelle zur Linken, die ohnehin stark bevölkert war und wo der neue Ankömmling, wie ich nachher erfuhr, sehr gefiel.

Neben meinem großen Prozesse, der für mich selber stets etwas Mystisch-Nebelhaftes behalten hat, was mir keine concrete Gestaltung gewinnen wollte und dessen Dimensionen ich daher nie recht festzustellen vermochte, neben diesem großen Hochverrathsprozesse lief noch ein kleiner Prozeß her, der aber schon älteren Ursprungs und bereits im vorhergehenden Jahre (1848) aus Anlaß eines damals durch mich veröffentlichten Aufsatzes gegen mich eingeleitet worden war. Also ein Preßprozeß. Ueber dem großen hatte ich diesen kleinen schon ganz vergessen. Er meldete sich gerade in der Zeit wieder, wo ich den oben erwähnten Spieler zum Zellengenossen hatte. Die Anklage enthielt ebenfalls etwas von Hochverrath (Versuch oder Vorbereitung zum Hochverrath, mir sind diese Unterschiede entfallen); aber das war neben der Hauptangelegenheit natürlich nur Kleinigkeit und es würde damals einen Gefangenen wenig gerührt haben, wenn man ihm noch zwanzig solcher Prozesse aufgebürdet hätte, obwohl bei den meisten

zum wenigsten Gefängniß, wo nicht Zucht- und Arbeitshaus im Hintergrunde lauerte. Daher war auch dieser Prozeß in meinen und in den Augen meiner Mitgefangenen blos ein kleines Ereigniß und für mich war er nur insofern wichtig, als ich mich zeitweilig mit dem Gedanken trug, ihn zur Bewerkstelligung meiner Flucht zu benutzen. Leider ließ ich mich von diesem Plane ablenken.

Daß in mir und Andern der Gedanke an Flucht bereits öfters aufgetaucht war, versteht sich von selbst. Als wir einst auf unserm Vorsaale standen, wo man über die Dächer drüben den Thurm der Nicolaikirche emporragen sah und als Jemand von der weiten Aussicht sprach, deren man dort genösse, äußerte ich, das ungleich niedrigere Stockhaus beherrsche doch eine viel weitere, denn von da aus habe man Aussicht wohl sieben Meilen weit nach Hubertsburg, Zwickau und Waldheim (den drei großen Strafanstalten des Landes). Während ich diesen Scherz aussprach, begann ich mich im Stillen zu schämen, daß ich mir diese Aussichten geduldig vorbehalten lassen wollte, und war von Stund' an ernstlicher auf Befreiung bedacht. Indeß behielt ich meinen Plan zunächst streng für mich und äußerte darüber nichts bei unsern Zusammenkünften. Diese fanden, wie erwähnt, nicht gerade täglich statt, waren auch nicht stets zu offenen Mittheilungen geeignet, denn bisweilen traf es sich, daß ein uns weniger bekannter Gerichtsdiener zugegen war, dem wir nicht trauen mochten. Ohne Wächter ließ man uns natürlich nicht auf dem Saale beisammen, indeß fand auch der bestellte Wächter öfters Anlaß, sich auf einige Augenblicke oder Minuten zu entfernen.

Wir hatten aber behufs gegenseitiger Mittheilungen auch eine ordentliche Nachtpost eingerichtet, von der ich anfangs nichts gewußt hatte. Bald war ich indeß davon in Kenntniß gesetzt und zur Theilnahme aufgefordert worden. Ich betheiligte mich jedoch erst, nachdem ich meinen Zellengenossen, den Spieler, wieder losgeworden war. Mit Ausnahme der Zelle meines isolirt wohnenden Nachbars Bertling hatten die übrigen mir ebenfalls sämmtlich zur Rechten gelegenen Zellen zwar je zwei oder drei Bewohner, aber das waren lauter „Maigefangene" oder doch sonst zuverlässige und geprüfte Leute. Die Nachtpost beförderte Briefe und Packete, letztere so groß als sie nur immer durch die Fenstergitter zu bringen waren. Wir besaßen einen starken etwa dritthalb Ellen langen Stock, der bei Tage einen Faulenzerposten in einem großen Blumentopfe hatte. Bei Nacht begann er sich in Bewegung zu setzen und nützlich zu werden, denn er war gleichsam unser Postpferd. An dem einen Ende wurde das zu befördernde Packet, welches allerlei Gegenstände, Zeitungen, Manuscripte, Bücher, Cigarren, Flaschen u. s. w. enthalten konnte, gut und sicher mit Bindfaden festgebunden. Nun reichte man nach dem Nachbarfenster hinüber zuerst das entgegengesetzte Ende des Stabes und ließ diesen erst los, sobald der Nachbar durch einen kräftigen Ruck angezeigt, daß er ihn fest erfaßt hatte. Einen langen Bindfaden, der noch am Packet befestigt war, behielt man inzwischen größerer Sicherheit wegen noch in der Hand und ließ ihn erst nachgleiten, wenn ein zweites Zeichen meldete, daß auch das Packet drüben sicher in Empfang genommen war. Dies behutsame Verfahren war sehr wohl berechnet: der Empfangende konnte durch einen plötzlichen

Schrecken, durch ein plötzliches Aufschließen seiner Thür möglicherweise veranlaßt werden, das Ganze aus den Händen zu lassen; die Sendung sammt Postpferd würde dann auf die Straße hinunter gefallen sein, wenn sie der Absendende nicht an dem erwähnten Bindfaden festgehalten hätte. Es versteht sich, daß man vor dem Absenden und Empfangen jedesmal das Licht auslöschte oder bedeckte. So ging die Nachtpost von Zelle zu Zelle (deren nur fünf betheiligt waren), hin und zurück an des Hauses Fronte, oft mehr als einmal an einem Abend. Lag der helle Mondschein auf dem Hause, so pflegten wir die Post in der Regel nicht gehen zu lassen. Am liebsten wählte man zur Beförderung solche Augenblicke, wo es sehr geräuschvoll auf der Straße unten zuging, z. B. wenn um halb zehn Uhr der Zapfenstreich der Communalgarde vorüberrasselte, denn dann sah nicht leicht jemand nach unsern Fenstern. Das Packet war stets mit einem der Farbe des Hauses entsprechenden Papiere umwickelt. Ueberhaupt ließen wir's an keiner erdenklichen Vorsichtsmaßregel fehlen und so hatte sich z. B. auch für diese und andere Dinge eine besondere Sprache gebildet, damit wir uns den Schließern nicht so leicht durch ein unvorsichtig entschlüpftes Wort verrathen möchten. So hieß das Postpacket und überhaupt jedes heimlich zugesteckte Packet die „Semmel". Wenn des Morgens, noch im Finstern, Frühstück und frisches Wasser gebracht wurde, wobei — eigentlich wohl gegen die strenge Hausregel — unsre Zellen einige Minuten geöffnet blieben, nützte ich die Gelegenheit stets, mir auf dem Vorsaale einige Bewegung zu machen und warf dann gelegentlich auch in die von Gefangenen wimmelnde große Nachbarzelle, wo nur die schon erwähnte Klappe in der Thür

geöffnet war, eine große „Semmel“ d. h. ein Packet Zeitungen, denn diese Zelle konnte bei der Nachtpost nicht füglich betheiligt werden.

Auf verabredete Zeichen mußte man bei all diesen Dingen streng halten. In der Nacht, wo der Weinreisende bei mir war, hatte ich die Post soeben erhalten, konnte sie aber natürlich in Gegenwart dieses Fremden, dessenwillen überdies Beamte und Schließer noch ab- und zugingen, nicht zurückbefördern. Nun redete mich mein Nachbar, der nichts von der Anwesenheit eines Gesellschafters bei mir wußte, fortwährend in jener wohl rohesten Mittheilungsweise zwischen Gefangenen, nämlich durch die Klopf- oder Wandsprache an (der etwaige technische Name ist mir entfallen), die darin besteht, daß man Alles durch Klopfen vorbuchstabirt, indem 1 Schlag = a ist, 2 Schläge = b u. s. w. bis z. Dieses Mittel, das selbstverständlich eigentlich nur angewendet wird, wo die Kunst des geheimen Verkehrs zwischen Gefangenen noch in der Kindheit ist, erfordert nicht nur viel Zeit und Geduld, sondern hat auch den Nachtheil, daß gar nicht betheiligte Dritte zuhören und nachbuchstabiren können. Ich habe selber in stiller Nacht, wo man dieses Pochen und Picken, wozu sich die Leute gewöhnlich ihrer Holzlöffel bedienten, von allen Gegenden des Hauses vernahm, bisweilen lange Gespräche verfolgt, die in dem Stockwerk unter mir geführt wurden. Wir machten von dieser Sprache nur selten und im Nothfall Gebrauch, und als mich mein Nachbar jetzt anredete, konnt' ich mich nicht auf das Zeichen besinnen, welches besagte, daß das Gespräch zu unterlassen sei. Ich that als hört' ich nichts; aber meinem Gesellschafter fiel das eigenthümliche

Pochen auf. „Da nebenan will man etwas, es pocht beständig," sagte er. Ich mußte dem Ding ein Ende machen und erklärte dem Manne: Ja, das Klopfen ist hier unsre Sprache; mein Nachbar will eine Auskunft, die ich ihm jetzt nicht geben kann. — Und nun klopft' ich die Worte: „Ein Fremder da." Der Nachbar wollte wissen, was für ein Fremder, und wir wechselten noch einige Worte. Der Fremde selber, der nicht wußte daß von ihm die Rede war, sah staunend zu und begriff nichts von dem zwar etwas mühseligen aber höchst einfachen Verfahren. Wenig fehlte, daß ihm das Gefängniß interessant geworden wäre. Vergebens hofft' ich, ihn sogleich wieder entfernt zu sehen, um die Post abschicken zu können; ich mußte nun den ganzen Apparat während des folgenden Tages in meiner Zelle verborgen halten, was unangenehm war, da möglicherweise einmal eine Durchsuchung stattfinden konnte. Indeß ist meine Zelle im Leipziger Stockhause niemals einer solchen unterworfen worden. Als uns später der Poststab abhanden kam, lieferte ein Cigarrenkästchen, das man zerschnitt, und der allezeit reichlich vorhandene Bindfaden den Stoff zu einem neuen.

Es trägt, denk' ich, dazu bei, den Zustand eines in derartiger Untersuchungshaft befindlichen Gefangenen zu charakterisiren, wenn ich so scheinbar regellos, wie es bisher geschehen, von einem Gegenstande zum andern springe. Eine ruhig fortlaufende und besser geordnete Erzählung würde die Wahrheit weniger genau zurückspiegeln.

Ich komme wieder zum Preßprozeß. Dieser gehörte vor die Oeffentlichkeit und vor die Geschwornen, während man uns das gleiche Verfahren rücksichtlich des Prozesses wegen

der sogenannten Maiunruhen nicht zu Theil werden ließ: diesen wollte man nicht in den hellen Sonnenschein des öffentlichen Verfahrens treten lassen und so blieben wir dem alten schriftlich-geheimen Inquisitionsverfahren verfallen. Anlaß zu meinem Preßprozesse hatte ein Artikel des im J. 1848 von mir herausgegebenen Wochenblatts Deutsche Eisenbahn gegeben. Das Blatt erschien in Altenburg; der dort lebende Verleger war von dem altenburgischen Gericht wegen jenes Artikels zur Verantwortung gezogen worden, der Mann hatte sich auf mich berufen, man hatte deshalb nach Leipzig berichtet und nun war hier wegen des nämlichen Gegenstandes die Anklage auch gegen mich gerichtet worden. Ueber ein Jahr war seitdem verflossen, ich war inzwischen in Folge anderer Vorgänge in Haft gekommen und jetzt endlich entschloß man sich, die lange in Aussicht gestellten, aber nunmehr nur ausnahmsweise auf Preßvergehen und damit Verwandtes zur Anwendung gebrachten Geschworenengerichte in Wirksamkeit treten zu lassen. Ich erhielt vom Gericht eine darauf bezügliche Zuschrift eingehändigt und bald nachher auch die Namensliste der Geschwornen. Die betreffende Sitzung war auf den 10. September anberaumt. Es war die erste Schwurgerichtssitzung in Sachsen und mit meinem Falle sollte sie eröffnet werden.

An dem genannten Tage brachte man mich in einem Fiaker am frühesten Morgen, obwohl die Sitzung erst drei oder vier Stunden später beginnen sollte, nach dem „Schützenhause“, dessen geräumige Hallen für die Gelegenheit erlesen worden waren. Die später sehr zahlreiche Zuhörerschaft war natürlich noch nicht versammelt, dagegen war bereits eine

Compagnie Communalgarde und eine desgleichen Militär aufgestellt. Als ich mit meinen Begleitern über den Corridor des Hauses nach dem für die Angeklagten bestimmten Abtretezimmer ging, begegneten wir einigen zu dem am Hause aufgestellten Militär gehörigen Offizieren, welche artig grüßten; noch mitten im Gruße ward es ihnen aber plötzlich klar, daß sie einen der Angeklagten vor sich hatten und ich wünschte, es hätte ein Photograph den plötzlichen Uebergang von dem artigen Mienenspiel zu einem aus großer Verlegenheit und pflichtschuldiger Zurückhaltung gemischten Ernste fixiren können. Ich habe später noch auf vielen Gesichtern manch ähnlichen komischen Moment zu bemerken Gelegenheit gehabt.

Der Artikel, dessen Veröffentlichung der Staatsanwalt auf Grund des sächsischen Criminalgesetzbuchs einer Vorbereitung zum Hochverrathe gleichachtete d. h. also als eine gegen die sächsische Regierung gerichtete Handlung darstellte, dieser Artikel war gleichwohl in Sachsen gar nicht verbreitet, auch nicht daselbst entdeckt worden und nicht daselbst aufzutreiben; es lag nur das von Altenburg eingesandte Exemplar vor. Für die Schwurgerichtssitzung brauchte man, ich weiß nicht mehr weshalb, ein zweites und man hatte sich wegen dessen Beischaffung an mich gewendet, weil man nicht erst nach Altenburg schreiben wollte, in Sachsen aber das Blatt, wie gesagt, nicht zu haben war. Ich mußte wohl ein gefälliger und gefügiger Angeklagter sein, da ich mich dazu verstand ein Duplicat des corpus delicti selber zur Stelle zu schaffen. Uebrigens war der fragliche Aufsatz nicht mein eigen Werk, sondern nur der im wörtlichen Auszuge gegebene wesentliche Inhalt einer damals erschienenen Flugschrift von dem bekannten

Struve. Ich übernahm die Mühe meiner Vertheidigung selbst, jedoch weniger meinetwegen, denn eine Verurtheilung konnte mir unter den Umständen ziemlich gleichgiltig sein, als vielmehr aus Freude darüber, daß ich endlich einmal ein öffentliches Gericht erlebte. Den Geschworenen wurden in Betreff meiner zwei Fragen vorgelegt: bezüglich der einen, ob ich eine den Hochverrath vorbereitende Handlung begangen, verneinten sie meine Schuld, bejahten sie aber hinsichtlich der zweiten Frage, bei der es sich um ein milderes Vergehen (dessen Benennung mir entfallen ist) handelte. Wegen dieses letztern verurtheilte mich denn der Gerichtshof zu einjähriger Gefängnißstrafe, was in dem betreffenden Falle das höchstmögliche Strafmaß war. Eine Verurtheilung zu Gefängniß war für mich ganz ohne Bedeutung, denn ich war ohnehin gefangen und man ließ mich merken, daß man nicht daran dächte, mich in der Bälde freizulassen.

Während sich die Geschworenen zur Berathung und Abstimmung zurückgezogen hatten (sie brauchten sehr viel Zeit, um sich zu einigen), war auch ich in das Abtretezimmer zurückgekehrt und hier bot sich mir in einem anstoßenden Gemache, wo ich wenigstens auf Augenblicke ganz allein sein konnte, eine gute Gelegenheit zum Entweichen. Das offene Fenster winkte lockend und es hätte nur geringe Entschlossenheit dazu gehört, um mir hinaus und hinab zu helfen. Die Höhe war unbedeutend, überdies einige Hilfsmittel zur Hand, gefährlich war die Sache so gut wie gar nicht, im Garten unterm Fenster kein Mensch zu sehen. Ich unterließ das kleine Wagstück, weil ich eine noch bessere und bequemere Gelegenheit in Aussicht hatte. Ich entschloß mich nämlich, in Betreff des mir

gewordenen Urtheils Berufung einzulegen. In diesem Falle stand eine neue Gerichtsverhandlung in Aussicht, die, da es sich dabei nicht mehr um das Schuldig sondern nur um das Strafmaß handelte, ohne Geschworne aber ebenfalls öffentlich beim Oberappellationsgericht in Dresden stattfinden sollte. Bis dahin konnte mindestens ein Monat vergehen, ich vermochte inzwischen einige nöthige Vorbereitungen zu treffen, hatte alsdann die längern Oktoberabende und die Reise nach Dresden und durfte mit Wahrscheinlichkeit, ja fast mit Gewißheit darauf zählen, während dieser Reise mein Entkommen zu bewerkstelligen.

Ein Zwischenfall oder vielmehr einige Zwischenfälle veranlaßten mich, leider! auch diesen Plan aufzugeben, noch bevor die Zeit zur Ausführung herangekommen war. Von einem der Gerichtsdiener, die uns aus den Zellen nach dem Gerichtslokal und umgekehrt zu begleiten pflegten, wurde ich eines Tages in sehr auffälliger Weise angeredet. Während wir die Treppen mit einander hinaufstiegen, sagte der Mann zu mir: „Warum laufen Sie nicht davon? ich halte Sie nicht, mir ist das ganz einerlei; sagen Sie mir's, sobald's Ihnen gelegen ist.“

Das hieß rund heraus geredet. An theilnehmende Aeußerungen Seitens der Mehrzahl dieser Leute war ich gewöhnt und wußte auch, daß ihnen dabei recht von Herzen ging, was sie sagten. „Noch keine Aussicht bald entlassen zu werden?“ war eine der gewöhnlichen Fragen, die man von ihnen hörte. Laut auflachen mußt' ich, als einmal bei solcher Gelegenheit der Gerichtsdiener in seiner Naivetät mit einem tiefen Seufzer sagte: Ja, hier geht jetzt Gewalt vor Recht! — Vertrauliche

Aeußerungen konnten daher nichts Ueberraschendes für mich haben. Die unumwundene Aufforderung zur Flucht aber, die mir mein dermaliger Hüter beinahe im Tone des Vorwurfs machte, als müßte er mich ausschelten, daß ich mich nicht längst aus dem Staube gemacht, diese Aufforderung kam mir zu plötzlich, als daß ich ihr auf der Stelle hätte folgen können; vielleicht erschien sie mir im Augenblicke auch ein Bißchen verdächtig. Sofort konnt' ich diesen Helfer auch nicht wohl beim Worte nehmen: man hätte jedenfalls erst eine günstige Stunde und zwar die Abendzeit abwarten müssen. Im Uebrigen bedurft' ich keiner Vorbereitung, denn ich war allezeit gerüstet. Auch mit einer Kopfbedeckung (die man jedem Verhafteten wegzunehmen pflegte) war ich versehen, um plötzliche Gelegenheiten nützen zu können. Ich hatte mir längst eine Mütze heimlich einbringen lassen und da mir diese nicht zweckdienlich schien, noch eine; die letztere hatt' ich stets in meiner Rocktasche.

Der Vorschlag des Gerichtsdieners — wenn ich nicht irre hieß der Mann Noack — gab mir natürlich Stoff zum Nachdenken. Ich nahm Gelegenheit, mich bei einigen seiner Collegen nach ihm zu erkundigen. Leider hört' ich da seinen Charakter nicht sehr loben, indeß beschränkte sich alles Ueble, was man ihm nachsagte, im Grunde nur darauf, daß er der Flasche etwas zugethan sei. Das war für mich blos ein Grund zu größerer Behutsamkeit. Mochte der Mann übrigens sein wie er wollte: in einer Zeit, wo die Kerkerthüren nicht mehr von Engelshand geöffnet werden, konnten mir die Dienste eines Herrn Noack nicht anders als sehr annehmbar erscheinen. Das Unbequeme war zunächst nur, daß man einen sol-

chen Geist nicht alle Stunden beliebig citiren konnte; die Leute wechselten im Dienste ab und es konnten bisweilen Tage, vielleicht sogar Wochen vergehn, bevor man Gelegenheit fand, mit dem nämlichen Manne wieder zusammenzukommen.

Um die nämliche Zeit gerieth mir eines Tages, während ich mich im Gerichtslokale befand, ein Zettelchen in die Hand. Das geschah fast täglich, aber der Inhalt war nicht immer so wichtig wie diesmal. Nach meiner Zelle zurückgekehrt las ich nämlich auf dem Papierchen die dunkle Nachricht, daß man damit umgehe, „mich von hier wegzubringen." Man hatte damals einzelne Personen, namentlich solche deren Untersuchung geschlossen war, nach andern Gefängnissen gebracht, weil man den Raum im Stockhause anderweit brauchte. Wollte man es ebenso mit mir machen? An und für sich wäre das gleichgiltig gewesen, aber unter den jetzigen Umständen war mir der Gedanke äußerst störend. Kam ich in ein andres Haus, etwa ins Schloß Pleißenburg, so konnten dadurch meine bisherigen Pläne vereitelt werden, ausgenommen derjenige, der sich an die Reise nach Dresden knüpfte und an den ich, Thor genug! jetzt schon gar nicht mehr dachte.

Bald kam ich indeß dahinter, daß ich den Inhalt jenes Zettelchens falsch verstanden hatte. Ich ward unterrichtet, daß es sich um eine Translocation ganz anderer Art handelte und daß das mysteriöse Papierchen in einem nahen Verwandtschaftsverhältnisse mit jener unverblümten Aufforderung Herrn Noacks stand. Der Gedanke liegt nahe, daß noch dem einen oder andern Gefangenen ein ähnlicher Vorschlag gemacht worden sein mochte, und da wir nun untereinander so vielfach verkehrten,

könnt' es auffällig scheinen, daß ich über derartige Angelegenheiten lange im Dunkel blieb; indeß darf das nicht Wunder nehmen: ich schwieg über diese Dinge gegen meine Mitgefangenen und sie schwiegen, vermuthlich aus gleichen Gründen, gegen mich darüber. Man hatte nie zu vergessen, daß man durch Ruchbarwerdenlassen eines solchen Geheimnisses nicht nur das Gelingen des eigenen Planes, sondern vor Allem auch diejenigen Personen gefährdete, die sich zu dessen Förderung etwa herbeilassen mochten. Ich würde daher ebenso thörig als gewissenlos gehandelt haben, wenn ich einem andern Gefangenen alsbald etwas von dem Noack'schen Antrage u. dergl. mitgetheilt hätte. Ich war in Allem, was blos meine eigne Person betraf, sehr aufrichtig, bisweilen wohl auch allzu aufrichtig, so daß es dann den Anschein haben mochte, als säße mir das Herz auf der Zunge. Es hatte dies zum großen Theil seinen Grund darin, daß ich während der Verhöre oft an ganz andre Dinge dachte, weil ich mich für den Prozeß, zumal nachdem ich das Verfahren etwas näher angesehn hatte, gar nicht mehr ernstlich zu interessiren vermochte; es kam mir dann nur darauf an, schnell von dem lästigen Frager wegzukommen, und so behandelte ich, theils aus Ekel und Ueberdruß, theils aus Geringschätzung, das Ganze geradezu fahrlässig und zerstreut. Aber ich kam stets augenblicklich zur strengsten Wachsamkeit zurück, sobald es sich um etwas handelte, was Andre mitberührte, und ich besaß namentlich da, wo die Möglichkeit einer Gefährdung Andrer denkbar war, eine eiserne und nie zu erschütternde Verschwiegenheit. Ich habe auf diese Weise, von jenem ersten Verhöre bezüglich des oben erwähnten Plakates an bis zum Schlusse

hörerschaft, sowie den Gerichtshof selbst versammelt sah, welcher letztere, ich weiß wieder nicht ob der Feierlichkeit willen oder weil er in einem etwas dunkeln Winkel saß, seinen Tisch mit brennenden Kerzen fast überfüllt hatte; nicht zu vergessen den Vertheidiger (dessen Wahl ich, weil mich die Sache ganz und gar nicht mehr kümmerte, dem Gericht überlassen hatte), der sich fortwährend mit einem starkparfümirten Taschentuche den Schweiß von der Stirn trocknete und wie ein Espenlaub zitterte und stammelte, sobald er zu sprechen hatte. Er trat hier vermuthlich zum allerersten Male als öffentlich-mündlicher Vertheidiger auf, ich aber hätte, wäre mir etwas am Erfolge gelegen gewesen, dem Oberappellationsgericht wohl ein wenig grollen dürfen, daß es mir einen so zagen und schwachen Kämpen erlesen. Das Beste was er gethan beschränkte sich darauf, daß er sich recht sorgfältig angezogen hatte. Wir saßen dicht beisammen an einem kleinen Tischlein zur Seite. „Ergreifen Sie doch nun das Wort“, flüsterte er mir zu, als er sich selbst und noch mehr die Zuhörer durch einige Worte gefoltert hatte. Du lieber Gott! mir lohnte es ja gar nicht mehr der Mühe, in dieser Sache das Wort zu ergreifen; aber mich schlug, sag' ich, beinahe das Gewissen, wenn ich beim Anblick dieser Scene mit Allem was drum und dran hing bedachte, daß das Alles, nachdem es einzig zum Zwecke der Ausführung meiner Flucht veranstaltet worden, jetzt eigentlich ganz zwecklos, nämlich eines aufgegebenen Planes wegen vor sich gehen mußte.

Es schien altherkömmlich in Sachsen zu sein, daß richterliche Beamte bei jeder sich darbietenden Gelegenheit es sich angelegen sein ließen, ihre Reden und Vorträge mit einer voll-

tönenden Lobeserhebung bezüglich ihres eigenen, nämlich des sächsischen Richterstandes, einzuleiten. Wenigstens entsinn' ich mich nicht, dieses Exordium jemals vermißt zu haben. So war es auch bei Gelegenheit der Schwurgerichtssitzung in Leipzig geschehen, wo mich nach der Ansicht der Anwesenden ein ganz unerwartet hartes Urtheil getroffen hatte, und auch hier versäumte der Vorsitzende des Gerichtshofes nicht, in seiner Eröffnungsrede dem eigenen Stande diesen Tribut zu zollen. Man sagte mir damals, daß sich die sächsischen Obergerichte zu einem übereinstimmenden Verfahren bezüglich der Urtheile in den „Maiprocessen" vereinigt hätten, ja man erzählte, es sei förmlich über die Frage abgestimmt worden, ob man auch Todesurtheile fällen werde oder nicht. Wenn dem so war und man eine gewisse Uebereinstimmung in formeller Beziehung erzielt hatte, so erlebte ich dagegen bei dieser Gelegenheit in meinem eigenen Falle ein auffälliges Beispiel von herrschender Nichtübereinstimmung im Wesentlichen. Kurz vorher hatte das Appellationsgericht zu Zwickau den Umstand, daß ein incriminirter Aufsatz in einer stürmischen und wildaufgeregten Zeit geschrieben worden, ausdrücklich als Milderungsgrund gelten lassen. Hier dagegen ließ man diesen Milderungsgrund ausdrücklich als Erschwerungsgrund gelten: weil ich meinen incriminirten Aufsatz in aufgeregter Zeit drucken lassen, war ich um so straffälliger. So geradezu entgegengesetzte Ansichten hegten zwei Gerichte des nämlichen kleinen Landes, zu der nämlichen Zeit und unter den nämlichen Umständen.

Eine unangenehme Erscheinung ist mir stets auffällig gewesen, die allerdings nicht einem einzelnen Stande, sondern im Allgemeinen dem sächsischen Charakter (d. h. dem Charakter

des jetzt sogenannten sächsischen Volkes im Lande Meißen) zur Last fällt. Es ist dies ein gewisses Klugthun im gereizten Tone, ein Eifern und Rechthabenwollen, welches sich manchmal bis zur hämischen Bitterkeit steigert und an gewisse krankhafte Zustände erinnert. Der Mann kann dabei das trefflichste Herz besitzen und von der besten Gesinnung beseelt sein, äußerlich aber erscheint er oft so, daß man das Gegentheil vermuthen muß. Er weiß nichts mit würdevoller Ruhe und edler Gelassenheit vorzutragen, geräth vielmehr leicht in einen geradezu bissigen Ton, wie wenn er sehr geärgert und erbost wäre. Um das Alles noch unangenehmer zu machen, kommt dazu der außerordentliche Ueberfluß an Worten, an glatten, aber mark- und charakterlosen Phrasen und namentlich auch das nichts weniger als sonore Organ dieser Sachsen, die häufig eine dünne quäkende Stimme haben und daher den breiten vollen Vokalen, namentlich dem a und au, nie ihr Recht widerfahren lassen.

Zugegeben, daß das Aeußerliche Nebensache ist und die wahre Würde auch ohne selbiges bestehen kann — doch, wir sind sinnliche Wesen, nehmen mit unseren Sinnen wahr und so müssen denn die Formen einen starken Eindruck auf uns machen. Darum ist es wünschenswerth, daß öffentliche Beamte gut zu repräsentiren wissen. Es ist leider nicht anders: der „gemeine Mann" achtet das Achtungswerthe nur dann, wenn es auch achtungswerth *erscheint*. Wie an Stimme fehlt es da häufig auch an Haltung. Ich kannte einen Gerichtsbeamten, einen Mann in schon vorgerückten Jahren, der die Leute nicht gerade anzusehen vermochte: nur scheu und wie verstohlen hob sich der hyänenartige Blick bisweilen, um gleich wieder am Boden zu kriechen und der Mann hat mir kein einzig Mal offen in's

Auge gesehen. Sein Inneres genau kennen zu lernen hatte ich keine Gelegenheit; sein Aeußeres aber würde mir vorschweben, wenn ich eine vom bösen Gewissen geplagte Person zu schildern hätte. All die oben angegebenen Uebelstände steigern sich bei jungen Beamten bisweilen noch durch das allzu jugendliche Aeußere. Dieser Fehler vermindert sich freilich mit der Zeit von selbst, bevor es aber dahin kommt, macht es einen mißlichen Eindruck, wenn ein blutjunger Mensch, in welchem der Gegenüberstehende eben nur den Knaben sehen kann, in ernsten Dingen einen gesetzten, vielleicht ergrauten Mann abzuhören hat; indeß weiß der gesetzte Mann den Umständen Rechnung zu tragen: wahrhaft nachtheilig kann es aber wirken, wenn ein solcher Jüngling als richterlicher Beamter mit ungebildeten Personen zu thun hat, ihnen vielleicht gar den Eid abnimmt und sie mit einer eingebildeten persönlichen Wichtigkeit nicht in würdevollem sondern affectirtem und naseweisklingendem Tone an die ernste Bedeutung der Handlung erinnert. Von „Leuten aus dem Volke" hab' ich da öfters, wenn sie das Gerichtslokal verließen, kritische Bemerkungen gehört, die sehr ungehörig sein mochten, aber sie spiegelten treu den Eindruck wieder, den diese Leute empfangen hatten. —

Der Gerichtshof ermäßigte das erste Urtheil, welches mir eine einjährige Gefängnißstrafe zugesprochen hatte, um zwei Monate. Wär' ich hier aber auch dieser ganzen Strafe ledig geworden, so würde man mich ja doch nicht freigelassen haben und der ganze Vorgang konnte mir daher nicht anders als gleichgiltig sein. Der Angeklagte „ist wieder nach Leipzig zu transportiren", lauteten die Schlußworte des Vorsitzenden. Ich nahm dankend aber freilich etwas kühl Abschied vom Herrn

Vertheidiger, der ganz so ausgesehen hatte, als bedürfte er selber der Vertheidigung, und trat den beabsichtigten Spaziergang an, der indeß durch einen rauhen und heftigen Wind verleidet wurde.

Als ich am Abend wieder zu Leipzig in meiner Zelle eintraf, machte ich gegen den Schließer zufällig eine unbedeutende Bemerkung in Betreff des Dr. Franck.

Der Schließer (wir hatten deren mehrere, die übrigens nicht immer die nämlichen blieben), der Schließer blickte mich verwundert an: „Wissen Sie es denn nicht?“

„Was denn?“

„Franck ist ja gestern entsprungen.“

Der Mann wunderte sich, daß ich davon noch nichts wußte. Mir war nicht nur die Thatsache neu, ich hatte auch nicht das Geringste von Vorbereitungen zu dieser Flucht, ja nicht einmal von der Absicht gewußt, denn Franck und seine Vertrauten waren so vernünftig gewesen, für sich zu behalten, was Andere nicht berührte. Franck war bei den in Sachsen vorgekommenen Bewegungen nicht betheiligt gewesen; er war Oesterreicher, hatte im vorhergehenden Jahre in Wien eine namhafte Rolle gespielt und er sah jetzt seiner Auslieferung an Oesterreich entgegen. Jedermann gönnte ihm von Herzen sein glückliches Entkommen und ich glaube, selbst das Gericht verschmerzte diese Entweichung noch leicht genug, da es in dem Entflohenen eigentlich nur einen in Verwahrung gehaltenen Fremden verlor. Die Häupter seiner eigenen Lieben konnte es dagegen noch zählen, ohne ein theures Haupt zu vermissen. Unter den letztern hoffte indeß noch manches auf gleiche Erlösung und nachdem ich die guten Gelegenheiten dazu, die ich mir selber verschafft,

unklugerweise unbenutzt gelassen hatte, sah ich um so erwartungsvoller neuen Eröffnungen des Herrn Noack und einer Verwirklichung dessen entgegen, was mir das oben erwähnte Zettelchen verheißen hatte.

Man war endlich bereit, die Untersuchung zum Schlusse zu führen. Nachdem ich es im Sommer und Herbste fortwährend mit Verhören zu thun gehabt hatte, kam endlich im Winter eine Periode, wo ich fast täglich den vorgeladenen zahlreichen Zeugen vor- und beziehentlich gegenübergestellt wurde. Vorgestellt wurde man da häufig in der Weise, daß man selber gar nichts davon bemerkte (oder doch nichts davon bemerken sollte). Das Alles war sehr peinlich und langweilig. Ich war damals in meiner Zelle mit einigen literarischen Arbeiten beschäftigt, die ich bald zu beendigen wünschte, und nun mußt' ich die beste Zeit des Tages müßig im Gerichtslokal zubringen, wohin man mich gewöhnlich morgens bei Zeiten rief, bevor noch die erwarteten Zeugen eingetroffen waren. Man brauchte mich oft kaum fünf Minuten, manchmal auch gar nicht, aber ich mußte unter müßigem Warten oft drei Stunden verlieren. Hier ließ man es sich jetzt auch ganz anders als früher angelegen sein, uns zu überwachen und diese Ueberwachung artete unter den Umständen oft in eine wahre Quälerei aus. In einem Raume, der so klein war, daß man sich von Andern nicht wohl fern halten konnte, mußte man mit mehrern Mitgefangenen und andern Personen oft mehr als eine Stunde warten und dabei wo möglich Niemand an-

gängen schlechterdings nichts zu thun gehabt hatte und in keine Berührung gekommen war. Mein „Hochverrathsproceß“ ward mir mehr und mehr, statt sich zu lichten und zu sichten, zum unerquicklichen Wirrwarr, zur chaotischen Masse, wo sich mit dem Meinigen ganz Fremdartiges mengte: mir war als blickt' ich in einen Kasten, worin ein Liederlicher ganz verschiedenartige Dinge im schmutzigen Gemisch durcheinander geworfen hat und ich wandte mich voll Ekels ab, um fortan geschehen zu lassen, was da immer wollte.

Einem ähnlichen Eindrucke können die Untersuchungsrichter am Ende selbst nicht entgehen, das Bedürfniß einer Sichtung macht sich dringend fühlbar und man sucht diese in Untersuchungen, wo man den Inquisiten eines Capitalverbrechens für hinreichend überführt erachtet, durch ein sogenanntes articulirtes Verhör zu bewerkstelligen.

Auch mir kündigte man endlich an, daß die Untersuchung mit einem solchen geschlossen werden sollte. Das war denn eine Art Resumé des Ergebnisses der Untersuchung, indem alle für wesentlich geltenden und namentlich alle für entschieden ermittelt erachteten Punkte in die Form einzelner, möglichst kurz und bündig gefaßter Fragen gebracht waren, welche der Inquisit ebenso bündig und womöglich nur mit Ja oder Nein beantworten sollte.

Ein articulirtes Verhör kann allenfalls als Eselsbrücke dienen, um einen Leser der Mühe zu überheben, das Aktenlabyrinth genau zu durchwandern; es kann ebenso gebraucht werden, wie bequeme Recensenten bisweilen die Inhaltsübersicht eines Buches benutzen.

Mir ist eine einzige von den vielen Fragen meines articulirten Verhörs im Gedächtniß geblieben. Der Untersuchungsrichter las nämlich Frage so und so viel, welche lautete: „Sie sind politischer Schriftsteller?"

Auf diese Frage, die mir in jenem Augenblicke hinterlistig und verfänglich und keineswegs wie von einer redlichen Unparteilichkeit eingegeben vorkam, wollt' ich weder mit Ja noch Nein, sondern mit einer Erörterung antworten.

„Ja, wenn man so fragt" — begann ich im Tone des Unwillens. Aber der Untersuchungsrichter, der nicht mit einer feierlichen Gemessenheit, wie es bei einem solchen articulirten Verhöre wohl hätte der Fall sein sollen, sondern mit einer ganz außerordentlichen Eile verfuhr, faßte die erste Sylbe meiner Rede blitzschnell als gegebene Antwort auf ohne des Folgenden zu achten.

„Ja!" wiederholte er, mir ins Wort fallend, indem er das vermeintliche Ja niederschrieb. Ich erhob sofort Einspruch dagegen, erklärte die übrigens selbstverständliche Bedeutung des von mir gesprochenen Ja und verlangte sofortige Berichtigung. Er konnte mir nicht leugnen, daß er sich übereilt und daß ich Recht hatte, meinte aber, es sei nicht passend, die Berichtigung gleich an der betreffenden Stelle anzubringen, sondern sie werde sich füglicher später nachtragen lassen. Ich gab mich damit zufrieden und die Berichtigung wurde nachträglich beigefügt. Wenn jene seltsame Frage einfach beantwortet werden sollte, so konnte dies nur mit Nein geschehen, denn mein schriftstellerisches Fach war die Belletristik, und der Umstand, daß ich in einem zeitweilig von mir redigirten Unterhaltungsblatte in einer Zeit, wie es die damalige (nämlich das Jahr 1848) war,

Gegenstände der Politik nicht ausschloß oder daß ich vor Jahren ein publicistisches Büchlein geschrieben, konnte mich durchaus nicht zum politischen Schriftsteller machen. Man bezeichnete mich aber, der Wahrheit entgegen, ausdrücklich als solchen. Es scheint demnach, daß es damals gewissermaßen schon für ein Vergehen galt, „politischer Schriftsteller" zu sein oder daß dieser Beruf wenigstens als Erschwerungsgrund bei andern Vergehen geltend gemacht werden konnte. Auch hat man später in den Entscheidungsgründen darauf Gewicht gelegt und dabei bemerkt, es sei von mir selber eingeräumt worden, daß ich politischer Schriftsteller sei; zwar habe ich diese Angabe geändert, jedoch erst nachträglich und daher sei kein Gewicht auf die Aenderung zu legen. Und doch hätte man sich, da ja die Thätigkeit eines Schriftstellers eine öffentliche ist, so leicht überzeugen können, daß ich allezeit vorherrschend belletristisch und nur ausnahmsweise publicistisch thätig gewesen war! Dies eine Beispiel möge genügen. Daß ich aber völlig gerechtfertigt war, wenn ich unter solchen Umständen auf Flucht dachte, werden auch diejenigen zugeben, die einem Gefangenen dieses natürliche Recht sonst nicht unbedingt zugestehen. —

Ich räsonnirte damals in folgender Weise:

„Ein Hochverrathsproceß solcher Art ist ein Unglück nicht blos für die davon betroffenen Einzelnen, er ist namentlich ein Unglück für das Land und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil das Ansehen der Gerichte, die dadurch in eine schiefe Stellung gerathen, nothwendigerweise darunter leidet. Alles, das Ganze wie das Einzelne, die Richter wie die Angeklagten, befinden sich dabei in einem Ausnahmeverhältnisse

und daher scheint mir's, soll ein so leidiger Proceß einmal stattfinden, geradezu wünschenswerth, daß man gleich auch ein Ausnahmegericht dafür einsetzte. Schlechter würden sich die Angeklagten deshalb nicht befinden, für das öffentliche Wohl aber wäre dadurch außerordentlich gewonnen: es wäre der Wahrheit die Ehre gegeben und das Ansehen der ordentlichen Gerichte brauchte nicht gefährdet zu werden, was unausbleiblich geschieht, wenn die öffentliche Stimme (gleichviel, ob sie sich laut oder nur leise vernehmen lassen darf) ganz anderes Urtheil spricht, als diese Gerichte.

Ein Gericht zieht niemals Personen wegen ihrer Handlungen bei Gelegenheit und zum Besten einer siegreichen revolutionären Bewegung zur Verantwortung. Ist aber durch diese Thatsache nicht das Gericht, wenn es Personen wegen der nämlichen Handlungen bei Gelegenheit einer nicht siegreichen revolutionären Bewegung verfolgt, ist durch diese einfache Thatsache nicht das Gericht selbst alsdann entschieden gerichtet? Es ist dadurch ad absurdum geführt, und darum ist beklagenswerth, wenn es Bestimmungen des Gesetzbuchs, welche Verbrechen, wie Verschwörung, Aufruhr, Hochverrath betreffen, auf Volkserhebungen und Revolutionen anwenden will, die mit jenen Verbrechen incommensurabel sind und auf welche daher vernünftiger- und gerechterweise die erwähnten Bestimmungen gar keine Anwendung finden können. Das sollte man im Namen der öffentlichen Moral begreifen. Diese leiden zu sehen, schmerzt den Gebildeten ungleich tiefer, als das ihn persönlich treffende Unglück.

Unter Revolution verstehe ich nicht ein Werk der Willkür, sondern ein naturgemäßes Ereigniß; ich nenne „Revolutionen"

alle in organischer Verknüpfung stehenden Entwickelungsphasen der Völker (und der Menschheit). Einen gewaltsamen Umsturz, der nur das willkürliche Werk Einzelner, nicht aber ein gleichsam naturwüchsiges Ereigniß ist, nenne ich nicht Revolution.

Nicht nur in der Sprache des gemeinen Lebens, sondern auch in Schriften findet man freilich oft das Wort Revolution (von dessen Etymologie abzusehen ist) gemisbraucht und als gleichbedeutend mit Verschwörung und Aufruhr genommen. Diese Verwechselung ist um so mehr zu rügen, wenn sie geflissentlich gemacht wird und nicht blos auf Sprachliederlichkeit beruht. Verschwörungen, mit dem was sie etwa in ihrem Gefolge haben, sind Unternehmungen Einzelner, willkürliche und absichtliche Handlungen; Revolutionen dagegen sind gleichsam vom Hauche Gottes angeregte Erscheinungen und daher für die einzelnen Menschen, die dabei nur Werkzeuge des Geistes der die Gesammtheit beseelt, etwas Unwillkürliches. Diese, die Revolutionen, kommen daher nie nach dem Belieben einer mehr oder minder großen Anzahl von Individuen, sie kommen wie der Sturm, dessen Brausen man hört, ohne daß man weiß, von wannen und wohin er fährt. Verschwörungen und willkürlich durch Einzelne erregte Aufstände hingegen sind, im Gegensatze zum Gotteswerke der Revolutionen, blos Menschenwerk; sie haben nie den beabsichtigten Erfolg, während die Revolutionen (auch wenn sie momentan zu mislingen scheinen) stets ihren Zweck vollkommen erreichen, denn sie sind Rathschluß Gottes. Eine Gesetzgebung, die unter dem Einflusse der Parteisucht, der Augendienerei und des Unverstandes thätig ist, vernachlässigt diesen Unterschied und dann darf sich der alte Fall von den Schiffern, die den Sturmvogel tödten,

in schlimmerer Weise wiederholen: nicht genug, daß die Parteiangst die Sturmvögel vor dem gleichwohl unabwendbaren Sturme tödtet, die Parteirache tödtet sie auch noch nach dem Sturme.

Alldem würde nicht so sein können, wo Staat und Gesellschaft identisch wären. Daß jedes Gemeinwesen ohne diese Identität ein Unding ist, beginnt man in unsern Tagen wohl mehr und mehr einzusehen, aber in der Wirklichkeit stehen einander beide, Staat und Gesellschaft, noch schroff als Gegensätze gegenüber. Staat nennt sich da die Gesammtheit Alles dessen, was unmittelbar im Dienste der herrschenden Macht steht, namentlich das Bureaucratenheer und Alles was Schergendienst thut, aber die Masse der Gesellschaft oder das Volk ist da nur wie ein Stoff, den der „Staat" bearbeitet und ausnützt. Während es nur ein einiges Ganze geben und jeder Einzelne ein Glied dieses Ganzen sein sollte, gibt es da nur den leidigen Zwiespalt zwischen zwei ganz verschiedenen Welten, derjenigen des Volkes und der Beamtenwelt. Während im wahren Staate ein jeder, der eine nützliche Hand regt, Staatsdiener sein würde, ist im falschen, d. h. in dem nicht mit der Gesellschaft identischen Staate, zwar wohl jeder Büttel, keineswegs aber der einflußreiche Gewerbtreibende, nicht der Großhändler, nicht der Mann der Wissenschaft oder Kunst, geschweige denn der schlichte Arbeiter ein Staatsdiener.

Eben deshalb verstehen auch diejenigen Regierenden, welche nicht an einen lebendigen Staatsorganismus glauben (sie kennen nur eine Staatsmaschine), wenn sie vom gegenwärtigen Zeitalter als einem revolutionären sprechen, unter Revolutionen ganz einseitig nur all' diejenigen einzelnen Erscheinungen (bloße

Pöbeltumulte nicht ausgenommen), durch die sie sich selbst in ihrer dem Volke oder der Gesellschaft gegenüber isolirten Existenz gefährdet sehen. Sie haben keine Ahnung davon oder sträuben sich es anzuerkennen, daß Revolutionen gleichsam die tiefern Athemzüge der Menschheit während ihres Entwickelungsganges sind. Daher die Begriffs- und Sprachverwirrung. Das Zeitalter ist allerdings revolutionär und es kann nicht anders, weil es sich nach einem Zustande der Ordnung sehnt. Alle Fürsten aber, deren Regierungen, deren Staatswesen nicht identisch sind mit der Gesammtheit, mit der Gesellschaft, sind im Stande der Rebellion gegenüber der Ordnung.

Die Staatsstreiche zählen wir nicht (ebensowenig wie einen willkürlich erregten Pöbelaufruhr) unter die Revolutionen; sie sind blos willkürliche Handlungen Einzelner, d. h. Verschwörungen und Gewaltthaten wider die Ordnung, deren Gelingen nur ein scheinbares, jedenfalls nur ein zeitweiliges ist. Es ist ein Auflehnen gegen die Ordnung, wenn man, sei es plötzlich oder nach und nach, an die Stelle des organischen Gemeinwesens, das sich nur naturgemäß aus sich selbst entwickeln kann, einen Beamten-, Polizei- oder Militärmechanismus setzt. Das heißt den Baum mit Schmarotzergewächsen umgarnen, die ihn auf die Dauer zu Grunde richten können; bei einem gesunden und kräftigen Volksbaum kommt es aber dahin nicht: er weiß sich über lang oder kurz stets mittels der Revolution der Rebellen wider die Gottesordnung zu entledigen.

„Revolutionen werden nicht zum Vortheil des Volks gemacht" — so heult es nicht blos augendienerisch von hundert Kanzeln, nein, es sind sogar die eigenen Worte eines Professors

der Geschichte und Staatswissenschaft. Als ob Revolutionen überhaupt je gemacht werden könnten! (Und wenn man sich auf den Standpunkt desjenigen stellt, der jener Bemerkung fähig ist, d. h. wenn man Revolution schlechthin als gleichbedeutend mit willkürlich versuchtem Umsturz nimmt, warum gedenkt man dann nicht zugleich der Fürstenkriege oder auch nur der Lustlager u. s. w.? Diese werden allerdings gemacht, aber etwa zum Vortheil des Volkes?) Wenn man ein Land, wo der Despotismus mit seinem ganzen Gefolge Jahrhunderte hindurch ungestört geblieben, z. B. Spanien, mit einem solchen vergleicht, das durch Revolutionen erschüttert und gereinigt worden, z. B. England, so erkennt man die eigentliche Bedeutung der Revolutionen für die Völker. Auch die Reformation war ein Stück der großen Revolution, an welcher die Menschheit unter der höchsten Leitung noch heute arbeitet und fort und fort arbeiten wird. Rebellionen und Conspirationen sind allerdings nicht für die Völker, denn sie arbeiten stets nur dem Despotismus in die Hand. Aber „Revolutionen werden nicht für's Volk gemacht" können nur Jene sagen, welche die großen geschichtlichen Vorgänge nicht anders zu betrachten wissen, als etwa Unternehmungen industrieller Speculation und nach deren Abschluß für jeden Theilnehmer seinen Gewinnantheil sofort und baar ausgezahlt verlangen. Wer in Gottes Weinberge arbeitet, findet seinen wahren Lohn schon in der Arbeit selbst und in dem Bewußtsein, daß er das Rechte thut. Jene Verstandeslosen würden auch eigentliche Naturstürme, Erdbeben und Gewitter, sobald sie ihnen unbequem, verdammen, wenn sie sie den sogenannten Revolutionären oder auch dem Pöbel und „unbesonnenen jungen Leuten" in die Schuhe schieben

könnten; sie sind aber gehalten zuzugeben, daß diese Dinge unmittelbar aus Gottes Hand kommen und Gott, der allein Große, ist nun freilich jugendlich poetisch und voll reifer Weisheit zugleich; seine Weisheit erkennen indeß die altklugen Ruhefaseler nur deshalb an, weil sie seine Allmacht nicht leugnen können und wer die Macht besitzt, der hat in ihren Augen allemal auch Weisheit. Hätt' er nicht die unbestrittene Allmacht, so wären sie fähig, auch den allweisen Geist des Weltalls unter die Schwindelköpfe zu zählen, unter die „Schwärmgeister", wie man zu Luthers Zeit sagte. Die Menschen urtheilen nun einmal gern nach dem Augenfälligen; sie erschrecken mehr beim Anblick eines Kornfeldes, das der Hagel platt geschlagen, als beim Anblick der Fluren einer ganzen Provinz, die durch lange Dürre oder Nässe zu Grunde gerichtet sind; sie tadeln einen Feldherrn, der in einem kurzen Feldzuge zum Ziele kam, weil er tausend Mann in einem energischen Gefechte opferte, und sie loben dagegen den Zauderer, der kein Gefecht wagte, aber inzwischen 10,000 Mann durch Seuchen verlor. Der Zustand der faulen Ruhe welcher fälschlich auch wohl Ordnung genannt wird, ist eine solche Seuche.

Darnach gäbe es denn eigentlich nur zwei Revolutionäre: Gott — Gott in der Geschichte — und den Volksgeist, oder streng genommen nur einen, Gott, der den Volksgeist lenkt.

Revolutionen gelingen daher stets, Conspirationen nie, wenn dem auch bei erstern momentane Niederlagen, bei letztern momentane Triumphe zu widersprechen scheinen.

Faßt man den Gang der Geschichte vom höhern (nämlich vom religiös-philosophischen, dem allein wahren) Standpunkte

auf, so kennt dieselbe gar keine fehlgeschlagenen Unternehmungen. Nur schlechte oder übelverstandene Absichten werden vereitelt, die That aber schlägt zum Guten aus, auch wenn das Gegentheil erstrebt ward. Wenn eine Sache, nachdem sie (scheinbar!) zehnmal mislungen, endlich dem elften Unternehmer gelingt, so darf dieser seine zehn Vorgänger nicht für Stümper halten (sie waren vielleicht oft sogar klüger und tüchtiger als er), denn er ist nicht der alleinige Vollbringer, er vollendete nur das von jenen begonnene und fortgesetzte Werk. Das soll man erwägen, wenn irgendwo etwas Gutes und Großes vollbracht wird: man gedenke dann, nicht geringschätzig, sondern mit gebührender Pietät und Dankbarkeit derer, die dort und da scheinbar vergeblich gerungen haben, scheinbar vergeblich verblutet und verkommen sind. Nach dem augenblicklichen und scheinbaren Erfolge das Verdienst des Mannes und seiner Handlung beurtheilen, ist ebenso dumm als pöbelhaft. Die Sieger bei Leipzig hätten nicht siegen können, wenn Schill und Andre, die man ihrer Zeit Tollköpfe schalt, nicht vorher gekämpft hätten. Wird also nach langem vermeintlich fruchtlosem Ringen endlich eine entscheidende Schlacht gewonnen, so soll man nicht die darin Gefallenen allein die gefallenen Sieger nennen, sondern auch alle d i e dazu rechnen, die in all den vorhergegangenen unentscheidenden oder „verlorenen" Schlachten gefallen sind, d. h. man soll den g a n z e n Kampf (mag er auch Jahre, ja Jahrhunderte lang dauern) als e i n e n zu betrachten wissen. Ob ein Kämpfer eine Minute, einen Tag oder ein Jahr vor der siegreichen Entscheidung streitet, macht für sein Verdienst keinen Unterschied. Dem ruhmlos Gefallenen, der keinen Erfolg sah, mag es an seinem Bewußtsein

genügen; Ihr aber habt die Pflicht der Pietät gegen ihn zu erfüllen. Jeder Verstoß gegen diese ist schon wahre Lästerung des heiligen Geistes, um wie viel mehr aber ist solche Lästerung das Gebahren derjenigen, die sich nicht scheuen, gleichviel ob aus Augendienerei, auf Commando oder nur des Stück Brodes willen, die reinsten Bestrebungen, die Handlungen zu denen ein warmer Patriotismus trieb, als Verbrechen zu bezeichnen, um auf solche Weise das Verbrechen selbst zu beschönigen und zu verfechten! — Aber

„Gesichert ist jeglich Loos
Nach Gottes vollkommenem Plan;
Mislingen ist blos
Ein Pöbelwahn."

In dem angedeuteten Sinne kann man an gescheiterte Unternehmungen nur glauben, wenn man allzu kurze Zeiträume der Geschichte im Auge hat und daher eine Phase des Ereignisses für das ganze Ereigniß nimmt, wie wenn man nur die Mondsichel ansehn und sagen wollte: es ist dem Monde nicht gelungen sich zur Scheibe zu runden. Man betrachtet gern nur, was einzelne Menschen thun, die freilich kurzlebig und bald erschöpft sind, und erwägt nicht, daß das größere Wesen, das Volk — die Menschheit — fortlebt, fortwirkt und seiner Ziele vollkommen sicher ist. Nur der Kurzsichtige oder der auf schnellen Gewinn zählende Krämergeist spricht von fehlgeschlagenen Unternehmungen auch in Betreff geschichtlicher Vorgänge, weil er blos einzelne Ereignisse sieht und nicht bemerken kann, wie sich in organischer Folge alles zur lebendigen Kette schlingt, darin kein Glied

fehlen darf und keins überflüssig ist. Schweren Tadel aber verdient es, wenn Gebildete und Denkende, die denn doch über den nächsten Augenblick hinaussehen sollten, angesichts einer scheinbaren Erfolglosigkeit ermatten und des Wirkens überdrüssig werden. Für solche ist das Leben und der Kampf der Menschheit freilich nur Danaidenmühe. Für die frischen und muthigen Geister aber ist ein Fortschreiten der Menschheit nur sofern denkbar, als sich die Probleme steigern und die Lösung immer schwieriger wird. Der Philister, der sich Ehren und Schande halber vor dem faulen Stillstand bekreuzt (der doch sein Herzensideal), versteht unter Fortschreiten ein gemüthliches Abwickeln des Knäuels, eine Beseitigung, nicht Lösung, der Schwierigkeiten und hofft fort und fort nur, einen festen Boden der Ruhe zu gewinnen, wo er sagen könne: wir sind ein für alle Mal fertig. Daher denn solche Aeußerungen wie etwa: „Wenn sich die Zustände geordnet, abgeklärt haben werden“ — damit sie dann ungestört auf dem faulen Stuhle sitzen können! Als ob Leben ohne unausgesetzte Bewegung denkbar wäre!

Wohlverstanden aber, es gelingt nur, was im Sinne der Gesammtheit unternommen wird. Wer sich von der Gesammtheit sondert, geht irre. So sind auch nur die Regierungen, die mit der Gesammtheit organisch eins sind, stark und dauernd; unsicher in ihrem Bestehen und zu fortwährenden Misgriffen verurtheilt sind hingegen die andern, die gesondert außerhalb der Gesammtheit stehen; sie können deshalb nicht anders als desultorisch sein und stetig an ihnen ist blos blinde Angst und blinde Selbstgefälligkeit, beides abwechselnd oder beisammen.

Was dem Einzelnen in Bezug auf's Ganze gelingt, ist nie sein alleiniges Werk, er ist dabei vielmehr nur Werkzeug des Ganzen. Sieht man einzelne Männer, z. B. Luther gegen das Papstthum, Thomasius gegen die Hexenverfolgung siegreich, so sind sie so zu sagen nur die Repräsentanten der siegenden Gesammtheit, denn sie sind nur gegen das siegreich, was sich bereits überlebt hatte und im Geiste der Gesammtheit schon gerichtet war, so daß es nur noch einer Berührung mit dem Finger bedurfte, um zu stürzen. Vor dem Stürmenden fallen da nur die schon untergrabenen Festen, die bald von selber in Trümmer gefallen sein würden. Wer aber noch im Schwang Gehendes angreift, wo der Geist des Volkes oder der Menschheit nicht die allezeit nöthige Vorarbeit gethan hat, wird einen vergeblichen Versuch machen und meist als Opfer fallen. Darnach ist das Verdienst einzelner Männer zu bemessen, solcher wie der genannten oder wie z. B. eines Washington! Sie fügen den Schlußstein in die Wölbung, sie setzen dem Ganzen die Krone auf, vollenden das Haus, halten bisweilen auch wohl nur die Einweihungsrede. Sie vollendeten, aber schufen nicht ein ganz Neues. Alles war schon vorhanden. Man weiß, daß Werke des Menschengeistes, philosophische Systeme, auch dichterische Werke ersten Ranges (wie Hamlet, Faust) nicht wie eine Minerva aus des Meisters Haupte sprangen, sondern seit Jahrhunderten wuchsen und sich mehr und mehr entwickelten, bis eine auserwählte Menschenhand, der es gegeben (denn freilich ist es nicht jeder ersten besten gegeben), sie gleichsam als reife Früchte brechen konnte. Die Geschichte aber, oder besser gesagt der Volksgeist knüpft auch allgemeine Erscheinungen immer gern an einzelne

Namen (so z. B. das Christenthum an den Namen Jesus); dies aus dem Grunde, weil er gern symbolisirt und gern versinnlicht. Aber die Einzelnen machen die Erscheinungen nicht, ihr Verdienst ist allein, daß sie die von der Gesammtheit gezogene und gezeitigte Frucht zu brechen verstehen. Die eigentlich Selbständigen aber, d. h. diejenigen, die nicht auf der gemeinsamen Grundlage stehen mögen und die eine von ihnen selbst willkürlich gezogene, nicht die vom ganzen Zeitalter gemeinsam gezeitigte Frucht pflücken wollen, scheitern stets, gelten für Sonderlinge, auch wohl für Verbrecher oder tragische Helden und schaffen nie Dauerndes. Kein einzelner Mensch ist wahrhaft mächtig, außer insofern er als Vertreter der Gesammt-, der Volksmacht handelt. Die Souveränität des Volkes ist daher nicht nur etwas Reelles, sondern das allein Reelle; die des Einzelnen aber (er müßte denn ein Robinson sein) ist Chimäre, Täuschung. Jeder muß dem Strome folgen; versucht er das Gegentheil, so geht er unter.

Nichtig und eitel ist eben Alles, was sich vom Organismus des Ganzen trennt; das Einzelne ist nur vollkommen indem es ein Glied des Ganzen. In diesem Sinne sollte die Geschichte der Menschheit aufgefaßt und dargestellt werden. Man hat alsdann die ganze Menschheit in all ihren Zeiten, Generationen und Individuen als ein mit dem Weltganzen in harmonisch-organischer Beziehung stehendes, auch für sich organisch Ganzes zu behandeln, so daß man z. B. die spätesten Nachkommen von den frühesten Vorfahren nicht als schlechterdings getrennt betrachten darf, sie sind vielmehr wie gemeinschaftlich handelnd und also die frühesten Menschen

dern suchen (nach Art des „Teufels“, durch den man das Streben, sich vom Weltganzen, von Gott, zu sondern, versinnlicht hat), diese Feinde der Ordnung (gleichsam die Teufel der Politik) möchten den Namen des „revolutionären Zeitalters“ gern zu einem Schimpfwort machen. Es gehört große Keckheit oder seltsame Verblendung dazu, über Bestrebungen, wie die Geschichte sie namentlich seit drei bis vier Jahrhunderten in so steter Folge zeigt, in einem Tone absprechen und richten zu wollen, als handelte es sich etwa um Uebertretung polizeilicher Vorschriften. Die blos Verblendeten würden nur Mitleid verdienen; aber welcher Name könnte Jene treffend bezeichnen, die trotz besserer Ueberzeugung den Befreiungskampf der Menschheit lästern, nur um sich selbst sogenannte Vortheile zu sichern, die in den Augen des Ehrenmannes Nachtheile und Schande sind! Dem Kurzsichtigen und Uebelbelehrten könnte man ein engherziges Urtheil allenfalls dem einzelnen Ereignisse gegenüber verzeihen, dessen Ursachen und Folgen er nicht zu erkennen vermag; aber ein großes, mehr als dreihundertjähriges, so organisch gegliedertes, so consequentes geschichtliches Drama in seiner Bedeutung zu verkennen, ist unverzeihlich. Sie wollen da nach dem Erfolge richten, sie deren Leben siebzig oder achtzig Jahre währt, *als ob sie den wahren Erfolg gesehen hätten!* Sie verwechseln ihr armes individuelles Vermögen mit dem der Menschheit, vor welcher tausend Jahre sind wie ein Tag (denn vor Gott ist alle Zeit wie ein Moment).“

Das wären die Betrachtungen des Gefangenen.

Die Untersuchung war also geschlossen. Die Quälerei der Verhöre und Confrontationen war vorüber. Jetzt wurde mir das Zeitungslesen auch wieder förmlich gestattet und das war, obwohl ich schon längst keinen Mangel an Zeitungen gehabt hatte, doch nicht ganz gleichgültig, denn man wird des fortwährenden Heimlichthuns um so eher überdrüssig, je weniger Neigung man von Haus aus dazu hat. Schlimm genug, wenn man sich nothgedrungen dazu entschließen muß.

Man ließ mich jetzt auch (nicht in der Zelle sondern im Gerichtslocale) die Acten lesen. Es war gestattet, Notizen darnach zu machen, jedoch nur mit Bleistift. Ich machte indeß von dieser Befugniß gar keinen Gebrauch, begnügte mich, die Sachen durchzublättern und las nur dasjenige, was mir neu war; damit hatte ich auch vollauf zu thun, denn die Acten „O. und Genossen“ enthielten an Namen und Sachen, an schriftlichen und gedruckten Beilagen sehr Vieles, was mir noch völlig unbekannt war. Dieses Actenlesen, das sich in die Länge zog, weil sich nicht täglich Zeit und Gelegenheit dazu fand, beschäftigte mich im Januar und Februar 1850.

Inzwischen war ich auch dem Gerichtsdiener Noack bisweilen begegnet und hatte bald die Ueberzeugung gewonnen, daß er es mit seinem Antrage ernstlich meinte. Ich zweifelte daran um so weniger, als ich fand daß ihn dabei, wenigstens zum Theil, eigennützige Absichten leiteten. Die Flucht sollte also unter seiner Mithilfe stattfinden, es war beschlossene Sache. Zur Ausführung sollte es im Februar kommen. Eine besondere Selbstthätigkeit war meinerseits nicht erforderlich: mein „Retter“ wußte Alles genauer als ich, für Alles war, wie er mir sagte, bereits gesorgt und ich brauchte nur

einfach mitzugehen, wenn mir zur bestimmten Zeit die Thür geöffnet werden würde.

Daß im Februar unsere kleinen Versammlungen auf dem Vorsaale noch um Vieles wichtiger als früher für mich wurden, versteht sich von selbst. An meinem Nachbar bemerkte ich eine fieberhafte Ungeduld und er wunderte sich seinerseits über meine gelassene Ruhe.

Indeß finden sich mehr noch als bei allen andern gerade bei derartigen Unternehmungen oft noch kleine Hindernisse, die beseitigt, einzelne Umstände, die abgewartet sein wollen, und so verzögerte sich Noacks Werk (ob er Anderer Werkzeug war, brauchte mich nicht zu kümmern, während ich es unmittelbar mit ihm allein zu thun hatte; indeß bedarf es kaum der Erwähnung, daß mir in jener Zeit noch manches Zettelchen von andrer Seite in die Hand glitt, welches mich über meine Angelegenheiten belehren sollte,) Noacks Werk, sag' ich, verzögerte sich noch manchen Tag. Endlich aber bezeichnete er mir Tag und Stunde genau. Wenn ich nicht irre war es der 24. Februar, wo die Befreiung stattfinden sollte.

Sechs Uhr Abends erschien als der geeignetste Zeitpunkt. Um diese Zeit, d. h. kurz bevor sich die Beamten zu entfernen pflegten, fanden sich oft noch Besuchende im Gerichtslocal ein, um mit Gefangenen zu sprechen, die dann aus ihren Zellen herabgeholt wurden. Den Gerichtsdienern wurde damals im Stockhause jeder Gefangene, den sie verlangten, ohne irgend eine Förmlichkeit übergeben; waren der Stockmeister oder dessen Untergebene anderweit beschäftigt, so gaben sie dem betreffenden Gerichtsdiener auch wohl den Schlüssel,

damit er sich den verlangten Gefangenen selber aus der Zelle holen konnte. In Bezug auf mich war jetzt ein zwiefaches Verfahren möglich: entweder holte mich Noack unter dem Vorwande, daß mich ein Gerichtsbeamter verlangte, um sechs Uhr aus der Zelle und ging mit mir, anstatt ins Gerichtslocal, ins Weite; oder ich befand mich um die angegebene Zeit im Gerichtslocale und er nahm mich von da aus mit hinweg unter dem Vorwande, mich in meine Zelle zurückzuführen. Letzteres erschien als das Passendste, da ich mit der Actendurchsicht noch nicht ganz zu Ende war und mich daher bis sechs Uhr im Gerichtslocal aufhalten konnte. Von da aus sollte ich also fortgebracht werden oder „die nordwestliche Durchfahrt“ auffinden, wie man das Wort Flucht im Beisein Uneingeweihter auch wohl zu umschreiben pflegte. Es war indeß stets mehr als ein dienstthuender Gerichtsdiener anwesend, es konnte sich treffen, daß Noack um sechs Uhr gerade anderweit beschäftigt war und mich inzwischen einer seiner Collegen wirklich in die Zelle zurückbrachte. Für diesen Fall war verabredet, daß mich Noack alsdann in der angegebenen Weise wieder aus der Zelle holen sollte, was gar nichts Auffälliges haben konnte, denn man wurde nicht selten, besonders um die genannte Stunde, wiederholt gerufen.

Zwischen fünf und sechs Uhr an dem verabredeten Tage las ich Acten, natürlich mit wenig Andacht. Auch ich war begreiflicherweise jetzt höchst ungeduldig und ein solcher Zustand ist um so peinlicher, je mehr man sich außen ruhig und gleichmüthig zu zeigen hat. Die Minuten bis sechs Uhr schlichen entsetzlich träge und ich saß auf Kohlen. Ich las

6*

gar nicht mehr, aber ich mußte auf's Blatt blicken und zum Schein auch dann und wann eins umwenden. Endlich kam der so heiß ersehnte Augenblick und das Unglück wollte, daß Noack noch einen andern Auftrag erhielt. Ich hoffte, mich bis zu seiner Rückkehr bei meinen Acten aufhalten zu können. Aber es schlug sechs Uhr, man forderte mich auf, Feierabend zu machen und mich nach meiner Zelle zu verfügen. Das war unangenehm, aber es war deshalb nichts verloren; die Sache ward dadurch nur ein klein wenig umständlicher.

Nicht lange befand ich mich in meiner Zelle, als ich auf dem Saale Jemand kommen höre. Schlüssel klappern. Ich stehe bereit. Ich höre meines Nachbars Bertling Thür aufschließen, ich höre, wie man dessen Zelle verläßt und wieder schließt und wie sich die Tritte zweier Personen entfernen, bis Alles still wird. Jetzt ahnt mir Unheil, doch mag ich nicht sogleich daran glauben. Ich harre noch eine Secunde, eine Minute nach der andern, bis ich zu der traurigen Ueberzeugung komme, daß man mich im Stich gelassen hat.

Ich habe dem armen Teufel deshalb keinen Groll nachgetragen, denn sein Benehmen war, obwohl nicht löblich, doch natürlich genug. Es mochte ihm im Augenblick der Ausführung zu gewagt erschienen sein, gleich zwei auf einmal aus ihren Zellen zu holen und mit hinwegzunehmen; mit blos einem schien ihm die Sache leichter und sicherer und da er somit zu wählen hatte, wählte er von den beiden natürlich den, der ein bemittelter Mann und von dessen Seite ihm daher eine pecuniäre Belohnung gesichert war.

Immerhin aber verbrachte ich den Abend in sehr unbehaglicher Stimmung, obwohl ich mich übrigens so leicht wie

immer in das Unabänderliche fügte. Sonst würde ich jetzt Anlaß gehabt haben, bitter zu bereuen, daß ich nicht meinen ersten und eigenen Plan festgehalten und die Fahrt nach Dresden zum Entweichen benutzt hatte. Seitdem aber beschäftigte ich mich eine lange Zeit hindurch nicht mehr mit Fluchtgedanken, obwohl man mir solche zutraute und mich ziemlich scharf zu überwachen suchte, was früher, wo ich flüchten wollte, nicht geschehen war.

Während des Abends und der Nacht irrte mich noch einigemal ein Geräusch, es war als bewegte sich etwas in der Nachbarzelle — war der Nachbar noch anwesend? war die Sache plötzlich verschoben worden? Aber es war Täuschung; und ein ganz eigenthümliches Gefühl war's, diese leere Zelle neben mir zu wissen, die ich so genau kannte und in der ich mich während dieser Nacht so zu sagen mehr als in meiner eigenen befand, wie ein Gespenst auf der Stätte weilend, die von allen Lebendigen verlassen ist.

Des Morgens nach sechs Uhr (im Februar also noch vor Tagesanbruch) pflegte uns, wie schon erwähnt, ein Schließer das Frühstück zu bringen und unsere Wasserkrüge frisch zu füllen. Wir kamen bei dieser Gelegenheit gewöhnlich aus unsern Zellen, um einige Worte zu wechseln. Ich hörte ihn nebenan schließen, ich konnte mir seine Ueberraschung vorstellen, denn ich wußte ja, daß der Thee, den Bertling des Morgens zu trinken pflegte, diesmal vergebens gekocht war. Nun öffnete er auch meine Zelle. Der arme Bursche war über die gemachte Entdeckung offenbar gewaltig erschrocken, er war noch sichtlich betreten, doch suchte er seine Ueberraschung zu bergen und es war ihm vermuthlich lieb, daß ich

nicht wie gewöhnlich zu dem Nachbar hinausging und auch nicht nach ihm fragte.

Diese Flucht, die ihrer Zeit ziemliches Aufsehen erregte, hatte, wie es in solchen Fällen gewöhnlich geschieht, mancherlei unangenehme Folgen für die Zurückbleibenden. Man ließ es sich natürlich angelegen sein, uns genauer zu überwachen. In den Zellen nahm man uns, was bis dahin nicht geschehen war, das Licht allabendlich um zehn Uhr weg. Die Spaziergänge auf dem Vorsaale wurden sorgfältiger beaufsichtigt und es kam nicht leicht mehr zu geselligen Zusammenkünften. Wurde man hinab nach dem Gerichtslocale gerufen oder von dort nach der Zelle zurückgebracht, so sah man sich fortan nicht mehr von einem, sondern von zwei Gerichtsdienern begleitet, damit diese nicht blos den Gefangenen, sondern auch einander gegenseitig überwachen möchten; auch konnten sie die Gefangenen nicht mehr so ohne Weiteres aus den Zellen holen: es wurde auf einer hierzu bestimmten Tafel Abholung und Zurücklieferung jedes Gefangenen aufgezeichnet und am Eingange zu den Räumen des Stockhauses war fortwährend ein aufsichtführender Gerichtsdiener postirt. Man beschloß, wie es in den andern Stockwerken des Hauses bereits der Fall war, auch bei uns außen vor den vergitterten Fenstern noch Lattengitter (unbewegliche „Jalousien") anzubringen, die so eingerichtet waren, daß sie zwar Licht von obenher einließen, aber die Aussicht nach der Straße völlig abschnitten. Indeß kam es dazu nicht sogleich und ich vermochte daher mit dem neuen Nachbar, den ich erhielt, auch ferner den Nachtpostverkehr zu unterhalten.

Es waren nach der Vereitelung meiner Flucht wieder

einige Wochen vergangen, als man mir eines Tages gegen Ende März ankündigte, daß man mich, da meine Untersuchung geschlossen und meine Gegenwart also nicht mehr nothwendig sei, nunmehr in das Landesgefängniß zu Hubertusburg abliefern werde, um mich dort die in Folge des Spruches der Geschwornen mir zugetheilte zehnmonatliche Gefängnißstrafe verbüßen zu lassen. Mir konnte das recht sein, ja ich konnte es als eine Wohlthat betrachten, weil es mir die Aussicht eröffnete, mich eine längere Zeit hindurch wenigstens des täglichen Genusses der freien Luft erfreuen zu können.

Die mancherlei kleinen Vorbereitungen, welche hierzu Seitens des Gerichts wie meinerseits erforderlich waren, nahmen einige Tage in Anspruch. Den 30. März (Sonnabend vor Ostern) sollte die Abreise stattfinden. Am vorhergehenden Abend stand ich noch in lebhaftem Verkehre mit meinem Nachbar, von dem ich Abschied nahm. Vermuthlich ist dies das letzte Mal gewesen, daß die von uns eingerichtete Nachtpost im Leipziger Stockhause ihren Dienst that. Wir beide, mein Nachbar und ich, dachten nicht, daß wir ein Jahr später eine ähnliche, aber weit unangenehmere Reise gemeinschaftlich mit einander antreten würden.

Am nächsten Morgen in aller Frühe nahm ich denn, wie ich hoffte auf Nimmerwiedersehen, Abschied vom „Stockhause“ und stieg mit einem Gerichtsdiener und zwei Soldaten in einen Fiaker, der uns nach dem Leipzig-Dresdner Bahnhofe brachte.

II.

Im Landesgefängniss zu Hubertusburg.

1850—51.

Mancher meiner bisherigen Hausgenossen beneidete mich vielleicht um diesen Tausch des Gefängnisses, denn die Haft in Hubertusburg galt für mild. Auch wurde mir durch meine jetzige Entfernung von Leipzig jenes drückende Gefühl erspart, das den einsam Zurückbleibenden quälen kann, wenn er alle seine Leidensgefährten nach und nach erlöst sieht und nur für ihn selbst kein Hoffnungsstrahl leuchten will.

Hubertsburg liegt etwa fünf Meilen östlich von Leipzig und eine kleine Meile südlich von der Leipzig-Dresdener Eisenbahn. Die letztgenannte Strecke bietet in guter Jahreszeit und bei gutem Wetter einen angenehmen Spazierweg dar, welcher durch die ausgedehnten Waldungen jener Gegend führt. Sonst kann man sich auch einer Fahrpostgelegenheit bedienen. Für mich und meine drei Begleiter war indeß ein besonderer Wagen gemiethet, weil man mit einem Gefangenen, den man festzuhalten wünschte, ebenso wenig den gewöhnlichen Postwagen benutzen als einen Spaziergang machen wollte. Letztern verbot überdies das schlechte Wetter. Es war ein garstiger

Nachwinter eingetreten und der Schnee fiel in dichten Flocken, während wir durch den Wald fuhren. So erreichten wir halb-erfroren das dicht bei Hubertsburg gelegene Wermsdorf, wo im Gasthofe zu einem Frühstück Halt gemacht wurde, bevor man mich in das ehemalige Jagd- und Lustschloß und jetzige Gefängniß ablieferte.

Die Ablieferung fand statt und nachdem sich meine drei Begleiter ihrer Obliegenheit entledigt hatten, wurden sie entlassen.

Ich stand jetzt dem Director der Anstalt allein gegenüber, der sich eine etwas schwierige Aufgabe gestellt zu haben schien: er wünschte sich offenbar recht ausdrücklich in der Rolle eines Vorgesetzten zu zeigen, zugleich aber ebenso ausdrücklich den Charakter eines gebildeten und humanen Mannes hervortreten zu lassen. Das erfordert schon einige Geschicklichkeit unter Umständen, wo es am Orte ist; in meinem Falle konnt' es nur mislingen. Ich sah einen Hüter vor mir, dem ich in Verwahrung gegeben worden, aber keinen Vorgesetzten, und das Verkennen dieses Unterschieds würde mich beleidigt haben, hätt' ich mich nicht erinnert, daß dergleichen Unterscheidungen Seitens eines Gefängnißbeamten nicht wohl zu erwarten sind. Er drückte sein Bedauern aus, mich als Gefangenen zu sehn, unterließ aber nicht, hinzuzufügen, daß büßen müsse, wer gesündigt habe.

Ich führte eine kleine Kiste bei mir, gefüllt mit Wäsche und einigen Büchern. Von diesen Gegenständen wie überhaupt von Allem was ich bei mir hatte, war in Leipzig von Seiten des Gerichts ein Verzeichniß angefertigt und dieses dem Director bei meiner Einlieferung in Hubertsburg mit

Davon waren jetzt nur siebzehn bewohnt und man hatte so-nach noch die Auswahl. Die dermaligen Bewohner (worunter nur einer oder zwei „Politische“) waren meist Handarbeiter, die man während des Tages in Hof und Garten mit allerlei Arbeiten beschäftigte und die ihre Zellen also nur zum Schlafen brauchten. Ich dagegen sollte, abgesehn von einem Spaziergange, auch den ganzen Tag in meiner Zelle zubringen und man gab mir daher billigerweise eine der wenigen vorhandenen Doppelzellen, so daß ich neben dem Wohn- auch ein besonderes Schlafgemach hatte. Das war nach langer Entbehrung ein willkommener Vortheil und ebenso gefiel mir's, daß die Fenster sich nicht nach Gefängnißart in der Höhe befanden. Vergittert waren sie freilich auch. Im Uebrigen waren die Zellen ziemlich kleine und sehr niedrige Gemächer.

Man ließ mich allein und ich konnte mich mit meinen wenigen Habseligkeiten nach Belieben einrichten, um das Gefängniß so wohnlich als möglich zu machen. Während dieser Beschäftigung merkte ich, daß ich leider nicht ganz allein war: einer Legion ausgehungerter Flöhe war ich als recht willkommene Beute erschienen und voll Kummers erwog ich, daß es Zeit und Mühe kosten werde, mich von dieser Plage zu befreien. Hundert Stiche verkündigten mir das Dasein dieser kleinen schwarzen Gesellen und dabei kroch es noch, wo ich mich auch betrachten mochte, von unten bis oben auf den Kleidern und mühte sich ins Innere einzudringen, wo die Gefährten schon eine so reiche Blutärnte hielten. Inzwischen erschien der Aufseher wieder und brachte mir mein Bettzeug, nämlich sehr gute wollene Decken (zwei, weil es noch kalt war), von denen die eine auf einer Seite mit Leinwand besetzt war.

Ich machte ihn auf meine peinigende Hausgenossenschaft aufmerksam und ersuchte ihn, vor Allem den Inhalt des Strohsacks wechseln zu lassen. Die Entdeckung war dem guten Manne äußerst unangenehm, er versicherte mir, das sei eine Ausnahme, es habe unlängst ein etwas unreinlicher Gast in der Zelle gewohnt u. s. w. Zugleich that er, was nur in seinen Kräften stand, um mir die Feinde bekämpfen zu helfen, deren gänzliche Vernichtung indeß einige Wochen in Anspruch nahm.

Während der ersten Tage fühlte ich mich ziemlich einsam und deshalb unbehaglich. Mit Nachbarn zu sprechen würde mir hier unverwehrt gewesen sein, aber ich hatte keine solchen und sah mich für den Augenblick auf die Unterhaltung mit den Aufsehern beschränkt, die ich benutzte, um mir über die Einrichtungen des Hauses Auskunft ertheilen zu lassen. Die Zahl der Bewohner des Schlosses Hubertusburg (d. h. der weitläufigen Nebengebäude, welche den großen Hofraum vor dem „Palais“ umgaben) mochte sich damals im Ganzen auf 400 belaufen. Unter einem Director befanden sich hier eine Anzahl Anstalten, die im Uebrigen nichts mit einander gemein hatten als die Oertlichkeit, die Kirche, die Küche u. s. w.; diese Anstalten waren: das Arbeitshaus für weibliche Sträflinge, das Landesgefängniß, ein Paar Hospitäler, das Landeskrankenhaus, eine Anstalt für blödsinnige Knaben, ein Versorgungshaus für geisteskranke Frauen. Von meinem Fenster aus, welches mich den großen Hofraum überschauen ließ, konnte ich vom Leben und Treiben dieser Collectivanstalt wenig mehr bemerken, als den Verkehr mit der Küche, die sich in meiner Nähe befand und von welcher zu bestimmten Stun-

den des Morgens, Mittags und Abends die verschiedenartige (Gefangenen-, Hospital- und Kranken-) Kost nach allen Richtungen abgeholt wurde.

Mein zweiter Tag an diesem Orte war der Ostersonntag. Er war trist und langweilig. Es herrschte strenge Kälte und ich mußte ein Steinkohlenfeuer in meinem Kachelofen unterhalten. Man hatte mir gesagt, es sei Hausregel für die Gefangenen, das Licht abends acht Uhr zu löschen. In der Folge fand mich die Mitternachtsstunde gewöhnlich noch mit Lesen beschäftigt; für den Augenblick aber mußte ich mich, obwohl ungern, der Hausregel fügen, weil ich kein Mittel zur Hand hatte mein Fenster dunkel zu machen. Ich hatte keine Neigung, das Lager so zeitig zu suchen, hätte aber, während ich in einem Halbschlummer dicht an den Ofen geschmiegt saß, beinahe das Glück gehabt, sofort aller spätern Leiden überhoben zu werden. Durch einen Zufall war die Klappe des Ofenrohrs geschlossen worden und der Kohlendampf hatte bereits seine Wirkung begonnen, als mich meine unbequeme Lage auf dem harten hölzernen Stuhle weckte. Ich empfand einen peinlichen Kopfschmerz; es war wie wenn ein metallener Reif um die Stirn gelegt wäre und einen heftigen Druck ausübte. Bald entdeckte ich die Ursache, öffnete Ofenklappe und Fenster und erholte mich an der frischen Winterluft. Der Kopfschmerz verlor sich erst am folgenden Tage.

Am nächsten Morgen weckte mich ein fürchterlicher Gestank. Er drang vom Gange herein, wo ein Gefangener, ein „Hausarbeiter“, der gegen eine kleine Vergütung dies Geschäft mit besorgte, mit dem Reinigen der Nachtkübel be-

schäftigt war. Je nach der Richtung des Windes drang bei dieser Gelegenheit der unwillkommene Segen der Mephitis in die Zellen zu der einen oder der andern Seite des Ganges. Wenn man den Aufenthalt in Gefängnissen schildert, ist es unvermeidlich, neben so vielen schmutzigen Dingen auch diesen schmutzigen Gegenstand zu erwähnen. Es bestand hier die Einrichtung, daß diese Kübel durch kleine Thürchen auf dem Gange in die im Innern der Zelle niet- und nagelfest gemachten Nachtstühle eingestellt und weggenommen werden konnten und folglich die Zellenthür dabei gar nicht geöffnet zu werden brauchte. Jetzt war man im Begriff, diese gute Einrichtung abzuschaffen, die Thürchen zu vermauern und die verhaßten Geschirre durch die Zellenthür aus- und eintragen zu lassen, weil vor einiger Zeit ein Misbrauch mit jenen Kübelthürchen getrieben worden war. Ein Gefangener hatte sich nämlich in ein zartes Verhältniß mit einer in seiner Nachbarschaft eingesperrten Gefangenen eingelassen. In der Nacht begibt sich dieser zweite Leander zu seiner Hero, indem er, natürlich nach Beseitigung des Kübels, aus seiner Zelle durch den Nachtstuhl auf den Gang hinauskriecht und vom Gange ebenfalls durch den Nachtstuhl in die Zelle des geliebten Wesens dringt. Aber die Götter mochten neidisch auf die Freuden dieser Nacht geblickt haben, denn am Morgen findet man diesen Leander, für den das Wasser aus lauter Balken bestand, festgefahren in dem freilich äußerst engen Pförtchen, er kann weder rückwärts noch vorwärts und muß sich in dieser Lage ertappen lassen. Die Dame, die ihm nicht zu helfen vermochte, hatte man in dumpfem Gleichmuth auf ihrem Lager ausgestreckt gefunden. Ein sorgfältiges Ver-

dem er sich mit den Worten: „Ich bin der Geistliche," einführte. Was ich über Priester und sogenannte Geistliche zu bemerken habe, wird füglicher bei einer spätern Gelegenheit seine Stelle finden. Was aber später galt, galt auch schon hier: ich war eingesperrt, hatte die Thür nicht in meiner Gewalt und konnte niemand, wer mit einem Schlüssel versehen war, den Eintritt verwehren. Ich empfing indeß den Menschen und nicht den Geistlichen. Ein Strafgefangener wird, auch wenn er kein so entschiedener Priestergegner ist wie ich, doch ebenso wenig als ich im Stande sein den Besuch eines solchen Hausgeistlichen herzlich aufzunehmen, sobald er sich erinnert, was dem Besuche vorausgeht. Ein Geistlicher, der nicht als Beamter der weltlichen Macht, sondern als Diener seiner Kirche und vor Allem als Christ handeln wollte, würde seinen Besuch auf der Stelle machen, sobald ein Mensch in's Gefängniß gebracht worden ist, ohne viel zu fragen, ob's ein Räuber oder Mörder, ein Verbrecher oder blos ein Unglücklicher sei. Der Christ würde den gefangenen Bruder besuchen, wie es ihm sein Evangelium vorschreibt. Der Geistliche hingegen wird nicht leicht den ersten Tag kommen: er hat vorher Wichtigeres zu thun, er muß erst die Akten (d. h. den üblichen Auszug aus den Gerichtsakten) lesen, auch wohl mit den andern Beamten erst seine Ansichten darüber austauschen, um sein Benehmen im Voraus zu reguliren, eh' er seine geistliche Hand an das lebendige Präparat legt, welches man einen Gefangenen nennt, d. h. er bereitet sich darauf ganz in der schlauberechnenden Weise vor, wie der Inquisitionsrichter auf ein Verhör.

Im gegenwärtigen Falle schien der Besuch eben nur unternommen zu werden, um einer Form zu genügen, die das

Amt vorschrieb. Wir sprachen von den schönen Apriltagen, die sehr rasch auf das österliche Frostwetter gefolgt waren, desgleichen von meiner Einrichtung im Gefängniß, von der heilsamen Wirkung einer Prise Schnupftabak, mit der ich leider nicht dienen konnte, und von andern derartigen Dingen. Dann kam plötzlich die Frage: „Haben Sie die Kirche besucht?" Die Frage war eigentlich überflüssig, denn er wußte recht gut, daß ich die Kirche nicht besucht hatte. Ich verneinte mit der Bemerkung, daß mir der Besuch, ohne Angabe eines Grundes, untersagt worden sei. Er beklagte das sehr, meinte es müsse ein Misverständniß obwalten und versprach Abhilfe, obwohl ich ihn bat, sich meinethalben nicht zu bemühen. Er bemühte sich in der That und schon am nächsten Tage erklärte mir der Director, man habe keineswegs die Absicht, mich vom Kirchenbesuche zurückzuhalten; wenn ich denselben wünsche, sei er gern bereit, mir einen guten Platz anzuweisen, wo ich von den andern Gefangenen gesondert sein werde. Ich lehnte das natürlich ab; in der Folge aber, als der von Leipzig aus gegen mich erregte Argwohn einigermaßen eingeschlafen war, schien man eine derartige Beschränkung gar nicht mehr für nöthig zu halten. Ich habe später die Kirche zwei oder drei mal besucht, um auch diese Phase des Hubertsburger Lebens kennen zu lernen, und das geschah in einer Zeit, wo man mich weniger leicht überwachen konnte, weil sich die Zahl der Gefangenen verdreifacht hatte.

Der Herr Geistliche besuchte mich später noch manchesmal, doch nicht gerade oft. Dabei hatte er seine kleinen Eigenheiten, die auch von andern Gefangenen bemerkt wurden. Es fügte sich gewöhnlich, daß er zu der Zeit eintraf,

7*

wo man das Mittagsessen empfangen hatte und er verfehlte dann nie, einen kritischen Blick auf dasselbe zu werfen. Ich bezog das Mittagsessen eine Zeitlang aus einem der Gasthöfe des benachbarten Wermsdorf und diese Schüsselchen musterte er besonders gern. Es war ein banger Augenblick, wenn der geistliche Herr seine Nase (die vom Genuß einer Prise sprach) in die kleine Terrine versenkte, in der man den Braten gebracht hatte.

„Aus welchem Gasthofe lassen Sie sich speisen?"

Aus dem rothen Ochsen.

„O, da thun Sie unrecht! Sie können das Essen um den gleichen Preis bei weitem besser aus dem Hirsch erhalten. Daher bezieh' ich selber mein Mittagsessen und kann es empfehlen."

Ich erkundigte mich demzufolge bei einem Beamten, der mir mittheilte, der Herr Pastor habe sich mit dem Wirth zum Ochsen überworfen und speise deshalb nothgedrungen aus dem Hirsch. Dem war vielleicht keineswegs so, aber ich führe diesen einen Fall nur beispielsweise von unzähligen an, die sämmtlich verriethen, daß hier niemand dem armen Herrn besonders gewogen war. Aber gerade dieser Umstand war geeignet, mich, wenn auch nicht mit ihm auszusöhnen, doch milder gegen ihn zu stimmen.

Der Unterschied zwischen „Studirten" und „Nichtstudirten" ist häufig die Ursache der unter Beamten herrschenden gegenseitigen Abneigung. Bei den Studirten findet sich sehr oft, bei den Theologen aber fast ohne Ausnahme ein gewisser Dünkel: sie halten sich für bevorrechtet, für etwas Besseres blos aus dem Grunde, weil sie auf einer Universität gewesen,

und sind gern bestrebt, ihre vermeintliche Ueberlegenheit gegen die Nichtstudirten geltend zu machen; fügt es sich aber, daß gerade einer der letztern der Vorgesetzte ist, so mag er jene Ueberlegenheit um so weniger anerkennen, fühlt sich verletzt und das gespannte Verhältniß ist fertig.

Die Stellung des Geistlichen ward noch durch den Umstand schwieriger, daß er einen ganz besonders geachteten und geliebten Vorgänger gehabt hatte; das forderte zu Vergleichungen heraus, die nicht zu Gunsten des etwas pedantischen und zugleich anspruchsvollen Herrn ausfallen konnten, dem es nicht verliehen war, Herzen zu gewinnen und der sich selber am wohlsten zu befinden schien, wenn er die Anstalt hinter sich hatte und auf seinem Schimmel einsam durch den Wald ritt.

Die Kirche war also das erste Mittel gewesen, durch welches mir bemerklich gemacht wurde, daß ich hier mehr als andre Gefangene bewacht werden sollte. Ich konnte dies aber auch noch an manch anderm Umstande erkennen. Während sich andre und zwar auch politische Gefangene, deren sich bald viele einfanden, auf Gängen, die sie etwa über den Hof aus einem Gebäude in's andere zu machen hatten, ohne Aufsicht bewegen konnten, fehlte mir bei solchen Gelegenheiten niemals der begleitende Aufseher. So z. B. auf dem Wege in's Bad, welcher quer über den großen Hof nach dem Krankenhause führte (man ließ uns, wenn es der Hausarzt gestattete, die Badeanstalt des Landeskrankenhauses mit benutzen); andere konnten von dort, wenn sie gebadet hatten, ohne Aufsicht nach dem Locale des Landesgefängnisses zurückkehren, mir aber war das unmöglich, denn man schloß mich

wirklich nützliche und gewinnbringende Beschäftigung zu verschaffen und ihnen nach Abzug der Verpflegungskosten den ganzen übrigen Ertrag überlassen. Während nun aber, wie gesagt, die Frucht der Beschäftigung in den meisten Fällen vielmehr ein Verlust als ein Gewinn ist, kann es anderseits auch geschehen, daß ein Arbeiter wirklich den zehnfachen Betrag der Verpflegungskosten erwirbt, ohne daß deshalb der Gewinn der seinige ist: Alles fließt in die Anstaltskasse. Die Arbeiter, von denen ich hier spreche, erhielten, gleichviel ob ihre Arbeit einträglich oder eine bloße Scheinarbeit war, monatlich etwa 10 Groschen, die denn oft kaum hinreichten die Tabaksdose füllen zu lassen.

Bei meinem Eintreffen in Hubertsburg führte ich nur wenige Thaler bei mir. Man ist gewöhnlich der Ansicht, im Gefängnisse habe ein Mensch, welch' andre Sorgenlast ihn auch darniederbeugen möge, zum wenigsten für seine Person Ruhe vor Nahrungssorgen oder Geldverlegenheiten. Dem ist jedoch nicht immer so. Der Director eröffnete mir sogleich, ich müsse entweder die Verpflegungskosten (deren Betrag, wenn ich mich recht entsinne, auf nicht viel mehr als dreißig Thaler für's Jahr berechnet war) baar erlegen oder mich dazu verstehn, dieselben durch Arbeit für die Anstalt zu decken. Letzteres war nun, wie ich schon sagte, keineswegs nothwendig; nur riskirte derjenige, der sich dessen weigerte, sich auf alle Weise in seinen freigewählten Beschäftigungen behindert zu sehen und übrigens wurde man, sobald man sich zur Uebernahme von Arbeiten verstand, keinenfalls damit überhäuft. Zur Besorgung der für das Haus erforderlichen Schreibereien reichten einige wenige Hände vollkommen hin und als kurz nach meiner Ankunft eine

größere Anzahl Personen (Maigefangene) eingeliefert wurden, die mit schriftlichen Arbeiten vertraut waren, kam man in Verlegenheit, woher man Beschäftigung für sie nehmen sollte. Man sah es daher gern, wenn sich die Leute dazu verstanden, die Kosten baar zu zahlen. Das konnt' ich damals wenigstens nicht sogleich und erklärte mich daher des lieben Friedens willen bereit, irgend etwas für die Anstalt zu schreiben, d. h. abzuschreiben. Lange hielt ich das allerdings nicht aus. Meine derartige Thätigkeit beschränkte sich auf die Reinschrift einer Jahresrechnung des Oeconomen und eines Verzeichnisses des gesammten beweglichen Eigenthums der Anstalt. Ich lernte bei der Gelegenheit die ganze Oeconomie dieser in ihrer Art merkwürdigen Collectivanstalt bis auf alle Einzelheiten genau kennen und insofern hatte die Sache ihr Anziehendes. Ich zog es aber darnach gern vor, mich einzig und allein mit meinen eigenen Studien zu beschäftigen. Der Geldmangel war der Anlaß gewesen, daß ich mich auf einen Augenblick auf jene Schreibereien eingelassen hatte und in der Folge bin ich einigemal nahe daran gewesen, auf's Neue meine Zuflucht dazu zu nehmen, um nur dem lästigen Mahnen um Entrichtung der Kosten zu entgehen. Von Creditgeben war, wie sich denken läßt, im Gefängnisse gar nicht die Rede, Alles wollte im Voraus gedeckt sein.

In der ersten Zeit, wo ich der einzige Gefangene meiner Art war, machte ich auch meinen täglichen Spaziergang ohne andere Gesellschaft als die eines Aufsehers, mit dem ich damals in einem von Gebäuden und hohen Mauern umschlossenen Nebenhofe eine Stunde lang die Runde machte. Auf der einen Seite dieses Hofes (oder Gartens, denn es gab da etwas

Rasen, auch einige Bäume und Blumen) stand ein Versorgungshaus für geisteskranke Frauen, die nie verfehlten, sich hinter ihren vergitterten Fenstern sehr bemerklich zu machen und den Genuß dieses ohnehin nicht sehr erquicklichen Spaziergangs natürlich nicht erhöheten.

Indeß blieb ich mit meinem Aufseher nicht lange so einsam. Schon nach einigen Wochen trafen etliche Gefangene ein, die an unserm Spaziergang theilnahmen, bis sich endlich die Gesellschaft auf funfzehn bis zwanzig Personen belief. Es waren das meist, jedoch nicht ausschließlich „Politische", denn man ließ Alles an diesem Spaziergang theilnehmen, was wohl oder übel unter die Rubrik der „Gebildeten" gebracht werden konnte, d. h. was nicht Handarbeiter war. Auch wies man uns jetzt einen bessern Raum zum Spazierengehen an, einen freundlichen kleinen Garten, wo sich einiges Turngeräth befand, das denn auch benutzt wurde. Statt des blos einmaligen, ward ein zweimaliger Spaziergang, Vormittags und Nachmittags, eingeführt. Ueberhaupt wurde damals Alles gestattet, was geeignet war, die Haft zu erleichtern und die andern Gefangenen mochten dieselbe auch wohl auf Augenblicke vergessen, die andern, die nicht gleich mir noch eine spätere und voraussichtlich härtere Gefangenschaft zu erwarten hatten. Besuche von Angehörigen oder Freunden wurden ohne Schwierigkeit zugelassen und nicht durch eine allzu pedantische Ueberwachung verleidet.

Die mit Handarbeit beschäftigten Gefangenen hatten ebenfalls ihre tägliche Spazierstunde, die sie in einem Hofe zubrachten, wo bedeutende Holzvorräthe aufgehäuft waren und aus Rücksicht auf letztere hatte man diesen Leuten das Tabak-

rauchen während ihres Spaziergangs untersagt. Da sie nun sahen, daß wir andern in unserm Garten (wo freilich kein Holzverrath zu gefährden war) ungehindert rauchten, beklagten sie sich über Ungerechtigkeit und die Folge war, daß auch wir beim Spazierengehn auf jenen Genuß verzichten mußten. Des Abends, wenn diese Leute sämmtlich in ihren Zellen waren, führten sie gewöhnlich noch stundenlang gemüthliche Unterhaltung am Fenster und wurden dabei oft so laut, daß sie zur Ruhe gemahnt werden mußten. Sobald sie jeden anderweiten Stoff der Unterhaltung erschöpft, all ihre oft derben Späße an den Mann gebracht, Alles, was sich auf dem Hofe unten zeigte, kritisch gemustert, wo möglich auch geneckt hatten, dann bildete den Schluß des Gespräches, bevor sie einander gute Nacht sagten, fast stets eine Bemerkung bezüglich der Zeit, die sie noch hier zuzubringen hatten. Sie hatten ihren Kalender genau im Kopfe und wußten stets die Zahl der Wochen und Tage, die bis zur Entlassung noch verrinnen mußten. Zum Zeitvertreib zählten sie auch wohl die Tage ihrer Nachbarn; ich habe die meinigen einigemal, wenn man mich nicht an meinem Fenster glaubte, ausrechnen hören und jedesmal bemerkte man dann im Tone des Mitleids: „Aber dem hilft das ja nichts.“ Uebrigens waren sie jederzeit darüber einig, daß die letzte Zeit der Haft die schlimmste sei: je näher der Tag der Entlassung, um so größer die Unruhe, um so lästiger und unbehaglicher der Zustand.

Nachdem ich etwa einen Monat in Hubertsburg zugebracht hatte, wechselte ich die Zelle. Vom rechten Ende der Hausfronte, wo meine nächste Nachbarschaft die hier befindliche Schule der katholischen Gemeine von Wermsdorf gewesen war,

zog ich auf die äusserste Linke, wo ich Waschhaus und Küche in unmittelbarer Nähe hatte. Das war gut für die zahlreichen Minuten und Viertelstunden, die ich am Fenster zubrachte, denn hier herrschte, namentlich vor der nahgelegenen Küchenthür, immer einiges Leben. Am gleich dabei befindlichen Brunnen waren in schöner Sommerszeit auch wohl Bewohnerinnen des Arbeitshauses mit Waschen beschäftigt oder sie wendeten das frischgemähte Heu der Rasenplätze, die den größten Theil dieses umfangreichen Hofes einnahmen. Unter diesen weiblichen „Sträflingen“ wandelte eine Zeit lang auch eine „Politische“, das Barrikadenmädchen, das sich in den Dresdner Kampftagen berühmt gemacht hatte. Der seltsamen Originale bekam man auf diesem Hofe so manches zu Gesicht. Vor jenen Damen des Arbeitshauses mußte man sich aber einigermaßen hüten, wenn man sich am Fenster zeigte; man konnte da sehr leicht mit einem vielsagenden Lächeln und einem ganz unzweideutigen Kopfnicken begrüßt werden und man that wohl, solche Grüße mit einem strengen oder am besten mit gar keinem Blicke zu erwiedern.

Im Mai jenes Jahres war eines Tages in unserer Nähe, auf der Leipzig-Dresdener Eisenbahn, ein Engländer von einem Gendarmen aufgegriffen und nach dem Gerichtsamte zu Wermsdorf geführt worden. Dieser Verhaftete war, wie zum Beweise, daß auch ein Engländer gelegentlich unpraktisch sein kann, in jener Zeit, wo man die Reisenden schärfer denn je beobachtete, ohne Paß oder sonstige Legitimation und, was noch schlimmer war, auch ohne Geld nach dem Continente

gegangen, wo er sich als Sprachlehrer eine Existenz zu gründen gedachte. Dies, sowie seinen Namen, seine Heimatstadt und daß er seines Berufs eigentlich Arzt sei, hatte man durch Vermittelung eines Beamten der Anstalt erforscht, des einzigen, der des Englischen kundig war, denn der Verhaftete radebrechte zwar einige seltsame Worte, die er für deutsch hielt, doch klang das jedenfalls unverständlicher als seine Muttersprache. Es galt nun für diesen Fremdling, die Richtigkeit seiner Angaben zu beweisen und zu diesem Ende nach Newcastle zu schreiben, bis zum Eintreffen einer Antwort aber jedenfalls im Schlosse von Wermsdorf festgehalten zu werden. Er erregte übrigens weniger Argwohn als Theilnahme und man war daher bemüht, seine Haft so erträglich als möglich zu machen. Man behandelte ihn in Wermsdorf nicht als Gefangenen, sondern als Gast und suchte ihm auch Gesellschaft zu verschaffen, um ihm die Zeit seiner Trübsal zu erleichtern. Hierzu bot der Director von Hubertsburg die Hand, der sich erinnerte, daß sich unter seinen Gefangenen einige des Englischen Kundige befanden, denen der Umgang mit dem Engländer eine willkommene Uebung verschaffen würde. So gestattete man ihm denn, an unsern Spaziergängen theilzunehmen und überdies mit etlichen, welche die Gelegenheit nützen wollten, behufs der Uebung im Sprechen täglich eine Stunde zu verkehren.

Er verkannte die Freundlichkeit nicht, mit der man ihm begegnete, grollte aber während der ersten Tage der deutschen Polizei, die ihn bis zum Eintreffen einer Legitimation d. h. mindestens zehn Tage festhalte, um dann, wie wenn nichts geschehen wäre, zu sagen: geh hin! „Ten days, ten days!“ wiederholte er und hielt mir dabei alle zehn Finger vor die

zog ich auf die äußerste Linke, wo ich Waschhaus und Küche in unmittelbarer Nähe hatte. Das war gut für die zahlreichen Minuten und Viertelstunden, die ich am Fenster zubrachte, denn hier herrschte, namentlich vor der nahgelegenen Küchenthür, immer einiges Leben. Am gleich dabei befindlichen Brunnen waren in schöner Sommerszeit auch wohl Bewohnerinnen des Arbeitshauses mit Waschen beschäftigt oder sie wendeten das frischgemähte Heu der Rasenplätze, die den größten Theil dieses umfangreichen Hofes einnahmen. Unter diesen weiblichen „Sträflingen“ wandelte eine Zeit lang auch eine „Politische“, das Barrikadenmädchen, das sich in den Dresdner Kampftagen berühmt gemacht hatte. Der seltsamen Originale bekam man auf diesem Hofe so manches zu Gesicht. Vor jenen Damen des Arbeitshauses mußte man sich aber einigermaßen hüten, wenn man sich am Fenster zeigte; man konnte da sehr leicht mit einem vielsagenden Lächeln und einem ganz unzweideutigen Kopfnicken begrüßt werden und man that wohl, solche Grüße mit einem strengen oder am besten mit gar keinem Blicke zu erwiedern.

Im Mai jenes Jahres war eines Tages in unserer Nähe, auf der Leipzig-Dresdener Eisenbahn, ein Engländer von einem Gendarmen aufgegriffen und nach dem Gerichtsamte zu Wermsdorf geführt worden. Dieser Verhaftete war, wie zum Beweise, daß auch ein Engländer gelegentlich unpraktisch sein kann, in jener Zeit, wo man die Reisenden schärfer denn je beobachtete, ohne Paß oder sonstige Legitimation und, was noch schlimmer war, auch ohne Geld nach dem Continente

gegangen, wo er sich als Sprachlehrer eine Existenz zu gründen gedachte. Dies, sowie seinen Namen, seine Heimatstadt und daß er seines Berufs eigentlich Arzt sei, hatte man durch Vermittelung eines Beamten der Anstalt erforscht, des einzigen, der des Englischen kundig war, denn der Verhaftete radebrechte zwar einige seltsame Worte, die er für deutsch hielt, doch klang das jedenfalls unverständlicher als seine Muttersprache. Es galt nun für diesen Fremdling, die Richtigkeit seiner Angaben zu beweisen und zu diesem Ende nach Newcastle zu schreiben, bis zum Eintreffen einer Antwort aber jedenfalls im Schlosse von Wermsdorf festgehalten zu werden. Er erregte übrigens weniger Argwohn als Theilnahme und man war daher bemüht, seine Haft so erträglich als möglich zu machen. Man behandelte ihn in Wermsdorf nicht als Gefangenen, sondern als Gast und suchte ihm auch Gesellschaft zu verschaffen, um ihm die Zeit seiner Trübsal zu erleichtern. Hierzu bot der Director von Hubertsburg die Hand, der sich erinnerte, daß sich unter seinen Gefangenen einige des Englischen Kundige befanden, denen der Umgang mit dem Engländer eine willkommene Uebung verschaffen würde. So gestattete man ihm denn, an unsern Spaziergängen theilzunehmen und überdies mit etlichen, welche die Gelegenheit nützen wollten, behufs der Uebung im Sprechen täglich eine Stunde zu verkehren.

Er verkannte die Freundlichkeit nicht, mit der man ihm begegnete, grollte aber während der ersten Tage der deutschen Polizei, die ihn bis zum Eintreffen einer Legitimation d. h. mindestens zehn Tage festhalte, um dann, wie wenn nichts geschehen wäre, zu sagen: geh hin! „Ten days, ten days!“ wiederholte er und hielt mir dabei alle zehn Finger vor die

Augen, um den Worten mehr Nachdruck zu geben. Dennoch gefiel es ihm in Wermsdorf und Hubertsburg, denn Jedermann begegnete ihm mit Wohlwollen und er hatte auch in beiden Orten bereits ein Paar Schüler gewonnen. Sein Hubertsburger Schüler war der in einem der Schloßgebäude wohnende Geistliche der katholischen Gemeine von Wermsdorf, der seit jener Zeit auch diejenigen unter uns, die mit dem Engländer Bekanntschaft gemacht hatten, auf den Spaziergängen und in den Zellen bisweilen besuchte. In seiner und des Engländers Gesellschaft besichtigten wir auch eines Tags die im „Palais“ befindliche katholische Kapelle, die unter die Sehenswürdigkeiten von Hubertsburg gehört. Man pflegte den Besuchenden in dieser schönen Halle namentlich auf zwei Umstände aufmerksam zu machen: eine Beschädigung des Deckengemäldes, das durch eingedrungenes Wasser gelitten hatte, als der alte Fritz im siebenjährigen Kriege das Kupfer des Schloßdaches hatte verkaufen lassen, und sodann auf gewisse Stellen, besonders an einigen Thüren, wo vom plündernden Feinde die reichen Goldbeschläge losgerissen worden waren.

Einige öffentliche Blätter hatten sich zu einer Rüge berechtigt geglaubt, als einige Jahre früher bei Einweihung einer katholischen Kapelle in einem erzgebirgischen Städtchen Reliquien verwendet worden waren. Man hatte, wenn ich nicht irre, etwas Jesuitisches oder sonst Anstößiges darin finden wollen. Der Geistliche machte uns bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam, daß jeder katholische Altar (nach dem Beispiele eines Gebrauchs der ersten Christen) Reliquien enthalten muß und daß daher der Priester auch in Fällen, wo den Katholiken eine protestantische Kirche zu gelegentlichem

Mitgebrauch eingeräumt wird, dort niemals Messe lesen kann, ohne den Altar zuvor mit Reliquien zu versehen.

Dieser Besuch des Palais war mir aber besonders deshalb merkwürdig, weil ich bei dieser Gelegenheit nach längerer Zeit zum erstenmal wieder ausdrücklich daran erinnert wurde, daß man auf mich ein ganz besonders wachsames Auge hatte. Es war ein Regentag und daher eine sonst dem Spaziergange gewidmete Stunde zur Besichtigung der Kapelle benutzt worden. Wir wandelten noch eine Zeit lang da und dort in den Corridoren des Schlosses und hier geschah es, daß der uns begleitende Aufseher plötzlich mich vermißte. Ich war ihm in diesem Augenblicke näher als die meisten andern unserer kleinen Gesellschaft, von denen er überhaupt nur einen oder zwei unter den Augen hatte, aber er vermißte sonst Niemand als allein mich, fragte heftig erschrocken nach mir, begann meinen Namen zu rufen, und war offenbar von einer großen Angst befreit, als ich mich ihm zeigte. Ich gestehe, daß mich solche Kundgebungen des Mistrauens stets unangenehm berührten; daß man mich bewachte, wußt' ich, aber es störte mich wenn ich die Ueberwachung sichtbar werden sah. Das war eine Schwäche, aber der Hüter eines Gefangenen thut nicht wohl daran, solche Schwächen unberücksichtigt zu lassen. Der Gedanke an die Ueberwachung erzeugte jetzt zuerst wieder den Gedanken an Flucht.

Der Gesellschaft unsers Engländers sollten wir uns nicht lange erfreuen. Der erwartete Brief aus seiner Heimat war nebst einer Geldsendung eingetroffen und letztere sollte unser Freund beim englischen Consul in Leipzig in Empfang nehmen. Dorthin begab er sich mit dem Versprechen, bald wieder-

zukehren und sich wenigstens den Sommer hindurch in Wermsdorf aufzuhalten. Aber er erschien nicht wieder. Wir vernahmen nur, daß ihn auf ausdrücklichen Wunsch der Seinigen der Consul zwar mit dem erwarteten Reisegeld versehen, zugleich aber auch genöthigt hatte, sofort den Dampfwagen zu besteigen und geradenwegs nach England zurückzukehren, welches der übrigens nicht mehr sehr junge Mann, wie es schien, nur in Folge eines Zwists mit seiner Familie und in einer Anwandlung von Unmuth so plötzlich und übelausgerüstet verlassen hatte.

Um jene Zeit wechselte ich abermals die Zelle. Es waren in einem anstoßenden Gebäude neuerdings eine Anzahl Gemächer für Gefangene eingerichtet worden und dort erhielt ich jetzt eine Wohnung, welche drei Räume umfaßte: ein großes freundliches Gemach, dabei eine Art Alkoven und ein kleines Vorzimmer. Die Aussicht hatte man hier zunächst auf einen Gemüsegarten, wo sich ehemals, in der sächsischen Mätressenzeit, ein Theater befunden hatte; jetzt sah man da nur die Angehörigen des Arbeitshauses mit Gartenarbeit beschäftigt. Zur Rechten ragte der eine Seitenflügel des stattlichen Palais empor, gradaus und zur Linken aber breitete sich jenseit des Gartens eine freundliche Landschaft aus. Gradaus blickte man auf sanftansteigende Felder, bis eine bewaldete Höhe in dieser Richtung den Horizont begränzte. Ueber diese Felder hinauf in den Wald zog sich ein Weg, der mir anziehend war, weil ich schon daran dachte, ihm gelegentlich einmal in der Nacht zu folgen. Er führte abendwärts. Etwas mehr links sah man weit hinaus auf die Höhen, die sich unterhalb Grimma an der Mulde erheben. Noch weiter links und ziemlich nahe

breiteten sich die Spiegel der dort gelegenen großen Teiche, ihres Umfangs wegen mit Recht Seen genannt (namentlich des Horstsees mit seiner kleinen bewaldeten Insel), aus, an deren Ufer vorüber die Straße nach dem ebenfalls sichtbaren Städtlein Mutzschen führte. Für ein Gefängniß konnte man kaum eine bessere Aussicht und desgleichen kaum bessere Gemächer wünschen. Der letztern befanden sich hier in einer Reihe ein halbes Dutzend, die sämmtlich von Maigefangenen bewohnt waren. Nur eine Zeit lang war eines derselben von zwei gefangenen Damen oder, offen gesagt, von zwei Hurenwirthinnen bewohnt. Der Betrieb ihres stillschweigend geduldeten aber gesetzlich verbotenen Gewerbes wurde bestraft, sobald sie das Unglück hatten, deshalb angezeigt zu werden und sich nicht glücklich vertheidigen zu können. An einem oder einigen solchen Gefangenen fehlte es selten in Hubertsburg. Häufig traf ein Ehepaar solches Schicksal und in diesem Falle war das Unglück nicht groß, denn das Geschäft brauchte alsdann keine Störung zu erleiden: während der Herr Gemahl seine vier Monate absaß, leitete die Frau Gemahlin daheim das Institut und sie trat ihre Strafzeit nicht eher an, als bis der Gemahl sie in jener Leitung abzulösen vermochte.

Die eine der beiden Frauen, die wir jetzt zu Nachbarinnen hatten, war eine alte Kupplerin von vortrefflicher Laune. Sie war witzig, allezeit munter und lustig und zu jeder Stunde bereit ihre Gaben leuchten zu lassen. Die Witze waren freilich manchmal ein Bißchen zu saftig und verriethen die Academie, auf der die Dame ihre Studien gemacht hatte, aber der Stempel einer gewissen Gutmüthigkeit (mocht' es auch nur die Gutmüthigkeit der liederlichen Leute sein), der allen, auch selbst

ihren sarcastischen Bemerkungen deutlich aufgeprägt war, versöhnte beinahe mit Allem, was sie zum Besten gab. Auf keinen Fall vermochte man ihr böse zu werden. Sie unterhielt sich stets sehr laut mit ihrer Zellengenossin oder mit Personen unten im Garten, ja auch mit sich selber, wenn sie allein war, sobald sie nur wußte daß sie Zuhörer hatte. Während sich aber ihre Zunge so rührig erwies und Alles durchhechelte was ihr einfiel oder vor die Augen kam, waren ihre Hände keineswegs müßig, sie wusch und scheuerte, nähte und flickte von früh bis abends in und außer der Zelle. Bei alledem überzählte auch sie, wie ich es bei andern Gefangenen bemerkt hatte, täglich die noch übrigen Tage ihrer Haft, drückte die Sehnsucht nach ihrer Häuslichkeit aus und verfehlte nicht zu versichern, daß ihr Haus in Chemnitz das „nobelste“ seiner Art sei. Meinen jüngern Nachbarn machte das Alles großen Spaß und wenn es ungewöhnlicherweise in der Frauenzelle einmal zu still blieb, provocirten sie auch wohl die Redseligkeit dieser humoristischen Sünderin, die Fallstaffs Tugenden ohne seine Fehler und auch ohne sein Fett hatte, denn sie war klapperdürr.

Einige der Nachbarn hatten sich Klaviere kommen lassen; so fehlt' es denn auch nicht an Musik und Gesang und man hatte dessen manchmal sogar ein Bißchen zu viel. Machte schlechtes Wetter den Gartenbesuch unthunlich, so ergingen wir uns auf unserm Corridor, man spielte auch wohl eine Partie Schach und ließ aus dem Gasthofe in Wermsdorf einen Krug Bier kommen, wie es der Keller der Anstalt nicht zu liefern vermochte.

So verging der Sommer und kam der Herbst, auf die

Seen begannen sich morgens und abends dichtere Nebel zu lagern, auf den Feldern drüben loderten die Kartoffelfeuer, diese Kinderfreude des Octobers und man neidete mich um mein Gemach, neben welchem die gewaltige Esse der Hausküche durch's Gebäude emporstieg und eine sanfte Wärme aushauchte, die während der Zeit, wo man sich noch nicht gern zum Einheizen entschließt, sehr wohlthätig war.

Ich erwähnte, daß man mir den Gedanken an Flucht wieder erweckt hatte. Daß ich diese nun in meiner dermaligen Wohnung nicht ausführte ist ein Umstand, der unter die psychologischen Räthsel gehört. Es ist wahr, daß nach der vielfachen Aufregung der beiden letztvergangenen Jahre momentan ein gewisses Phlegma und eine Art dumpfen Gleichmuths über mich gekommen waren, die mich beinahe unfähig zum Handeln machten; immerhin genügt mir selbst dieser Umstand nicht, meine damalige Unthätigkeit zu erklären. Eine günstigere Gelegenheit zum Entweichen, als ich hier hatte, ließ sich nicht wünschen. Die Thür, die in keiner Weise den Charakter einer Kerkerthür hatte, ließ sich mit wenig Mühe binnen fünf Minuten öffnen und um dann vom Corridor aus ins Freie zu gelangen, hatte man es eigentlich mit gar keinen Schwierigkeiten, sondern nur mit einigen Unbequemlichkeiten zu thun. Fast möcht' ich glauben, die allzugroße Leichtigkeit des Unternehmens sei es gewesen, was mich fesselte. Die Sache erschien als zu sehr gesichert, sie ließ sich jede Nacht ausführen, man konnte die Zeit beliebig wählen und eben darum wählte man nicht. Es gab in der Anstalt einen alten Nachtwächter, der einigemal während der Nacht zu gewissen Stunden durch die Corridore wanderte. Man hörte dann den durch Filz- oder

Bastüberschuhe gedämpften Schall seiner Schritte näher kommen und sich wieder entfernen. Dieser Nachtwächter war kein Hinderniß.

Diesmal kam, während ich aus eigenem Antriebe nichts that, die Anregung von außen. Ich kam in Besitz von Uhrfedersägen, um die Fenstergitter durchschneiden zu können, doch dacht' ich gar nicht daran, von diesem Hilfsmittel Gebrauch zu machen, weil ich, wie gesagt, meinen Weg weit bequemer durch die Thür nehmen konnte. Mein bisheriges Phlegma aber war jetzt überwunden und ich war auf's Neue entschlossen.

Ein neuer Umstand trat damals (es war Mitte Octobers) hinzu, der ganz geeignet war, mich in diesem Entschlusse zu bestärken. Ich erfuhr, daß das Urtheil in meinem Hochverrathsprozesse endlich gesprochen und auch bereits beim Gerichtsamt in Wermsdorf eingetroffen war, nachdem man seit dem Schlusse der Untersuchung volle neun Monate gebraucht hatte, um es reifen zu lassen. Es war sonach ein völlig ausgetragenes Kind. Ich weiß nicht, warum man zögerte, es mir bekannt zu machen. Ich wußte daß es angekommen war, alle Gefangenen sprachen davon, nur amtlich gab man mir nicht die geringste Andeutung. So verfloß etwa eine Woche. Dann wurde ich endlich an einem Sonnabend, ich glaube am 19. October, vor's Gericht gerufen, dessen Beamte sich in Schloß Hubertsburg eingefunden hatten.

Man las mir das Urthel vor, welches für mich auf lebenslängliche Zuchthausstrafe lautete. Die „Genossen“ hatte man (die geflüchteten ausgenommen, von denen hier nicht die Rede war), so viel ich mich erinnere, sämmtlich

freigesprochen bis auf einen, der zu zehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt war.

Man begann die sehr ausführlichen Entscheidungsgründe vorzulesen, als ich aber das starke Fascikel in den Händen des Actuars bemerkte, erschrak ich darüber und in diesem Augenblicke wirklich weit mehr als über das soeben vernommene Urthel und verbat mir, nachdem ich den mich persönlich betreffenden Theil vernommen, die weitere Vorlesung, womit ich den Beamten einen Gefallen that. Der Amtmann, ein braver Mann, der sich in jener Zeit, wo viel gesündigt wurde, nicht versündigt hat, bemerkte, daß ich auf meine Kosten, wenn ich es wünsche, eine Abschrift dieses Aktenstücks erhalten könnte. Ich trug darnach durchaus kein Verlangen.

Wie schon damals von den andern Gefangenen, so bin ich in der Folge noch von vielen Personen gefragt worden, wie ich nur eigentlich zu solchem Urthel gekommen sei. Ich konnte Andern um so weniger Auskunft geben, da ich sie mir selber niemals zu geben vermocht habe. Ich habe oben bereits das Hauptsächliche angegeben, was mir zur Last gelegt war. Stellte man sich (was meinerseits freilich nicht geschehen konnte) auf den Standpunkt der Personen, die mich verurtheilt hatten d. h. zerlegte man die allgemeine revolutionäre Bewegung in Handlungen Einzelner, so konnte man meine desfallsigen Handlungen höchstens als derartige aufrührerische erscheinen lassen, die nach dem Buchstaben des Criminalgesetzbuchs etwa mit einer Zuchthausstrafe bis zu sechs Jahren zu ahnden waren. Die geheime Inquisition aber beschränkte sich nicht darauf, Aufruhr als erwiesen anzunehmen, sondern faßte das Vorliegende so auf, daß sich die Artikel des Gesetzbuchs darauf

Bastüberschuhe gedämpften Schall seiner Schritte näher kommen und sich wieder entfernen. Dieser Nachtwächter war kein Hinderniß.

Diesmal kam, während ich aus eigenem Antriebe nichts that, die Anregung von außen. Ich kam in Besitz von Uhrfedersägen, um die Fenstergitter durchschneiden zu können, doch dacht' ich gar nicht daran, von diesem Hilfsmittel Gebrauch zu machen, weil ich, wie gesagt, meinen Weg weit bequemer durch die Thür nehmen konnte. Mein bisheriges Phlegma aber war jetzt überwunden und ich war auf's Neue entschlossen.

Ein neuer Umstand trat damals (es war Mitte Octobers) hinzu, der ganz geeignet war, mich in diesem Entschlusse zu bestärken. Ich erfuhr, daß das Urtheil in meinem Hochverrathsprozesse endlich gesprochen und auch bereits beim Gerichtsamt in Wermsdorf eingetroffen war, nachdem man seit dem Schlusse der Untersuchung volle neun Monate gebraucht hatte, um es reifen zu lassen. Es war sonach ein völlig ausgetragenes Kind. Ich weiß nicht, warum man zögerte, es mir bekannt zu machen. Ich wußte daß es angekommen war, alle Gefangenen sprachen davon, nur amtlich gab man mir nicht die geringste Andeutung. So verfloß etwa eine Woche. Dann wurde ich endlich an einem Sonnabend, ich glaube am 19. October, vor's Gericht gerufen, dessen Beamte sich in Schloß Hubertsburg eingefunden hatten.

Man las mir das Urthel vor, welches für mich auf lebenslängliche Zuchthausstrafe lautete. Die „Genossen“ hatte man (die geflüchteten ausgenommen, von denen hier nicht die Rede war), so viel ich mich erinnere, sämmtlich

freigesprochen bis auf einen, der zu zehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt war.

Man begann die sehr ausführlichen Entscheidungsgründe vorzulesen, als ich aber das starke Fascikel in den Händen des Actuars bemerkte, erschrak ich darüber und in diesem Augenblicke wirklich weit mehr als über das soeben vernommene Urthel und verbat mir, nachdem ich den mich persönlich betreffenden Theil vernommen, die weitere Vorlesung, womit ich den Beamten einen Gefallen that. Der Amtmann, ein braver Mann, der sich in jener Zeit, wo viel gesündigt wurde, nicht versündigt hat, bemerkte, daß ich auf meine Kosten, wenn ich es wünsche, eine Abschrift dieses Aktenstücks erhalten könnte. Ich trug darnach durchaus kein Verlangen.

Wie schon damals von den andern Gefangenen, so bin ich in der Folge noch von vielen Personen gefragt worden, wie ich nur eigentlich zu solchem Urthel gekommen sei. Ich konnte Andern um so weniger Auskunft geben, da ich sie mir selber niemals zu geben vermocht habe. Ich habe oben bereits das Hauptsächliche angegeben, was mir zur Last gelegt war. Stellte man sich (was meinerseits freilich nicht geschehen konnte) auf den Standpunkt der Personen, die mich verurtheilt hatten d. h. zerlegte man die allgemeine revolutionäre Bewegung in Handlungen Einzelner, so konnte man meine desfallsigen Handlungen höchstens als derartige aufrührerische erscheinen lassen, die nach dem Buchstaben des Criminalgesetzbuchs etwa mit einer Zuchthausstrafe bis zu sechs Jahren zu ahnden waren. Die geheime Inquisition aber beschränkte sich nicht darauf, Aufruhr als erwiesen anzunehmen, sondern faßte das Vorliegende so auf, daß sich die Artikel des Gesetzbuchs darauf

Bastüberschuhe gedämpften Schall seiner Schritte näher kommen und sich wieder entfernen. Dieser Nachtwächter war kein Hinderniß.

Diesmal kam, während ich aus eigenem Antriebe nichts that, die Anregung von außen. Ich kam in Besitz von Uhrfedersägen, um die Fenstergitter durchschneiden zu können, doch dacht' ich gar nicht daran, von diesem Hilfsmittel Gebrauch zu machen, weil ich, wie gesagt, meinen Weg weit bequemer durch die Thür nehmen konnte. Mein bisheriges Phlegma aber war jetzt überwunden und ich war auf's Neue entschlossen.

Ein neuer Umstand trat damals (es war Mitte Octobers) hinzu, der ganz geeignet war, mich in diesem Entschlusse zu bestärken. Ich erfuhr, daß das Urtheil in meinem Hochverrathsprozesse endlich gesprochen und auch bereits beim Gerichtsamt in Wermsdorf eingetroffen war, nachdem man seit dem Schlusse der Untersuchung volle neun Monate gebraucht hatte, um es reifen zu lassen. Es war sonach ein völlig ausgetragenes Kind. Ich weiß nicht, warum man zögerte, es mir bekannt zu machen. Ich wußte daß es angekommen war, alle Gefangenen sprachen davon, nur amtlich gab man mir nicht die geringste Andeutung. So verfloß etwa eine Woche. Dann wurde ich endlich an einem Sonnabend, ich glaube am 19. October, vor's Gericht gerufen, dessen Beamte sich in Schloß Hubertsburg eingefunden hatten.

Man las mir das Urthel vor, welches für mich auf lebenslängliche Zuchthausstrafe lautete. Die „Genossen" hatte man (die geflüchteten ausgenommen, von denen hier nicht die Rede war), so viel ich mich erinnere, sämmtlich

freigesprochen bis auf einen, der zu zehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt war.

Man begann die sehr ausführlichen Entscheidungsgründe vorzulesen, als ich aber das starke Fascikel in den Händen des Actuars bemerkte, erschrak ich darüber und in diesem Augenblicke wirklich weit mehr als über das soeben vernommene Urthel und verbat mir, nachdem ich den mich persönlich betreffenden Theil vernommen, die weitere Vorlesung, womit ich den Beamten einen Gefallen that. Der Amtmann, ein braver Mann, der sich in jener Zeit, wo viel gesündigt wurde, nicht versündigt hat, bemerkte, daß ich auf meine Kosten, wenn ich es wünsche, eine Abschrift dieses Aktenstücks erhalten könnte. Ich trug darnach durchaus kein Verlangen.

Wie schon damals von den andern Gefangenen, so bin ich in der Folge noch von vielen Personen gefragt worden, wie ich nur eigentlich zu solchem Urthel gekommen sei. Ich konnte Andern um so weniger Auskunft geben, da ich sie mir selber niemals zu geben vermocht habe. Ich habe oben bereits das Hauptsächliche angegeben, was mir zur Last gelegt war. Stellte man sich (was meinerseits freilich nicht geschehen konnte) auf den Standpunkt der Personen, die mich verurtheilt hatten d. h. zerlegte man die allgemeine revolutionäre Bewegung in Handlungen Einzelner, so konnte man meine desfallsigen Handlungen höchstens als derartige aufrührerische erscheinen lassen, die nach dem Buchstaben des Criminalgesetzbuchs etwa mit einer Zuchthausstrafe bis zu sechs Jahren zu ahnden waren. Die geheime Inquisition aber beschränkte sich nicht darauf, Aufruhr als erwiesen anzunehmen, sondern faßte das Vorliegende so auf, daß sich die Artikel des Gesetzbuchs darauf

anwenden ließen, die sich auf „Hochverrath" beziehen. Das wirklich Vorliegende ward dadurch zur Nebensache, es diente gewissermaßen nur, um das von mir Geleugnete zu beweisen.

Die Entscheidungsgründe enthielten auch die Bemerkung, daß ich eigentlich die Todesstrafe verdient hätte und ein dahin lautendes Urthel nur deshalb nicht habe gesprochen werden können, weil es an dem hierzu nothwendigen ausdrücklichen Eingeständniß des Hochverraths gefehlt habe. Ein solches Eingeständniß war freilich unmöglich, wenn ich bei der Wahrheit bleiben und mich nicht des Selbstmordes schuldig machen wollte. An Todesurtheilen fehlte es übrigens damals bekanntlich nicht und man fällte sie, während man doch wußte, daß deren keines würde vollzogen werden können, ebenso wie man lebenslängliche Kerkerstrafen verhängte, während man wußte, daß man sie nicht werde durchführen können, diejenigen Fälle ausgenommen, wo etwa Krankheit den Gefangenen zeitig dahinraffte!

Als ich wieder in meiner Zelle allein war, beschäftigte mich natürlich hauptsächlich der Gedanke an meine Rettung. Ich konnte mir nicht leugnen, daß in dieser Hinsicht jetzt Gefahr im Verzuge sei. Das Entweichen aus meiner damaligen Zelle hatte, wie gesagt, keine Schwierigkeit; indeß hatt' ich auch einige Anstalten in Betreff meines gesicherten Fortkommens nach bewerkstelligter Flucht zu treffen gesucht und diese sollte eben jener Anstalten wegen, die noch einige Zeit erforderten, nicht eher als am letzten Tage des Monats ausgeführt werden. Bis dahin hatt' ich noch zwölf Tage und so lange zu warten war bei dem nunmehrigen Stande der Sachen nicht rathsam. Ich nützte daher eine Gelegenheit, die sich mir am

nächsten Tage bot, um eine Notiz an Personen gelangen zu lassen, deren Beistand ich nach meiner Entfernung aus der Anstalt in Anspruch zu nehmen gedachte und nahm mir vor, schon in einer der nächsten Nächte Abschied von Schloß Hubertusburg zu nehmen.

In einem solchen Falle muß man die Rechnung ohne den Wirth machen und es kommt nur Alles darauf an, daß man sie eher macht als der Wirth. Das hatt' ich versäumt und es bestätigte sich nur zu bald, daß Gefahr im Verzuge gewesen. Am zweiten Morgen nachdem mir mein Urthel vorgelesen worden, erschien der Director bei mir und erklärte, es erscheine ihm unter den Umständen bedenklich, mich in dieser Zelle zu lassen und ich müsse mich daher in eine andere begeben, wo man mich besser zu überwachen vermöge und wo ich nicht so leicht in Versuchung kommen könne, einen Fluchtversuch zu machen.

Dieser Umzug wurde sofort bewerkstelligt. Ich kam jetzt wieder in die Zelle im eigentlichen Gefangenhause, die ich zuvor bewohnt hatte. Hier hatt' ich den Tag über die Aufseher zu Wandnachbarn auf der Linken und des Nachts schlief einer derselben im Erdgeschoß unmittelbar unter mir. Die Thür war hier besser verwahrt und überdies würd' es nichts genützt haben, wenn ich sie auch zu öffnen gewußt hätte, denn ich wäre dann immer noch im Hause und hinter zwei verschlossenen Thüren gefangen gewesen; eine Beseitigung des Fenstergitters aber hatte hier ganz besondere Schwierigkeiten. Uebrigens ließ man sich meine Bewachung jetzt recht angelegen sein. Diejenigen Kleidungsstücke, die man in der Zelle für überflüssig erachtete, nahm man mir weg und ich erhielt sie blos,

wenn sie gebraucht wurden. So brachte mir der Aufseher z. B. täglich zum Spaziergang meinen Burnus und nahm ihn nach dem Spaziergange wieder in Verwahrung. Man suchte mich von den andern Gefangenen so weit nur möglich zu isoliren und ich durfte auch nicht mehr mit ihnen spazieren gehen. Mein Spaziergang war jetzt wieder so einsam wie im Anfange. Die andern Gefangenen fürchteten sich beinahe, mir nahe zu kommen und sprachen nur verstohlen mit mir, wenn sich die Gelegenheit dazu bot. Was die Gefängnißbeamten anlangt, so hielt nur der Director für angemessen, sein bisheriges Benehmen gegen mich zu modificiren: er bemühte sich, allerdings auch nur auf einige Tage, eine kalte Amtsmiene zu zeigen, als wolle er mir bemerklich machen, daß ich jetzt ein zum Zuchthause Verurtheilter sei. Er hatte dabei, ebenso wie die andern derartigen Beamten, gar keine Ahnung, wie von mir und meinesgleichen sein Verhältniß zu uns verstanden wurde und in welchem Lichte es uns erschien.

Ich theilte jenes von altersher noch immer tiefgewurzelte Vorurtheil des Volks nicht, welches gewisse Stellungen mit einem Makel behaftet sieht; auch ließ ich mich nicht durch die Kenntniß bestimmen, die ich von den sittlichen Zuständen der Beamtenwelt zu gewinnen Gelegenheit gehabt hatte — aber ich glaubte aus mir jetzt näher liegenden Gründen, die nicht auf Vorurtheil sondern auf Erfahrung beruhten, mir es zur Ehrenpflicht machen zu müssen, jeden nicht unumgänglichen Verkehr mit allen betreffenden Beamten zu vermeiden, mich z. B. auf kein Gespräch einzulassen, welches die Gränzen des Strengnothwendigen überschritt und etwa gar einen freundlichen und vertraulichen Charakter hatte, denn ich meinte

mir dadurch etwas zu vergeben und machte mir stets Vorwürfe, wenn ich mich in dieser Beziehung vergessen hatte.

Es kann billigerweise nicht Sache eines Gefangenen sein, seinen Wächtern ihre nicht beneidenswerthe Stellung vergessen zu helfen; dem „politischen Gefangenen“ aber, meint' ich, müsse seine Sache und sein Gewissen diesen Herren gegenüber eine würdevolle Zurückhaltung ausdrücklich zur Pflicht machen.

Es kann sehr verderblich wirken, wenn man gewisse durch und durch barbarische Dinge mit einem Scheine von Humanität zu umkleiden bemüht ist oder einen solchen Schein gelten läßt, denn dadurch können Männer, die sich sonst nie entschließen würden, ihre Thätigkeit solchen Dingen zu widmen, verleitet werden, sich dazu herbeizulassen und die scheinbar humane Schönthuerei kann alsdann leicht als bequemer Deckmantel für die Corruption dienen.

Uebrigens hab' ich nur wenige (aber doch einige!) Beamte gefunden, die mit cynischer Offenheit gestanden, es sei nicht ihres Amts human zu sein. Die meisten haben zwar mehr oder weniger Lust zu tyrannisiren, mögen aber gleichwohl nicht gern für illiberal angesehen werden. Das gilt vom Napoleon wie vom Bettelvogt. Der Untere ist bemüht, das Odium des Amts auf seinen Obern zu wälzen, der Obere dagegen wälzt es auf die Untern, etwa auf deren Bildungsmangel oder andre Umstände. Jeder aber ist beflissen seine Hände zu waschen und er weiß das allenfalls mit einem einzigen Worte zu thun, indem er „Pflicht“ nennt, was sich vor Gott und vor dem gesunden Menschenverstande nicht rechtfertigen läßt.

Ich hatte vom erstinstanzlichen Urtheile appellirt und einen neuen Vertheidiger ernannt. Streng genommen that ich daran unrecht, denn meinerseits durft' ich unter den Umständen eine Vertheidigung eigentlich gar nicht für anwendbar erachten, ich sage meinerseits, weil der Angeschuldigte auf diese Form eben nur einseitig verzichten kann, indem sie vom Gericht jedenfalls von Amtswegen beobachtet wird. Indeß entschloß ich mich begreiflicherweise auch nur dazu, um Zeit zu gewinnen, denn ein directer Vortheil ließ sich davon nicht erwarten.

Inzwischen nahte das Ende meiner zehnmonatlichen Haft, während das Ergebniß meiner Berufung noch mehrere Monate auf sich warten lassen konnte. Ich hatte daher die Aussicht, mich noch zu einem lästigen Umzuge ins Untersuchungsgefängniß nach Leipzig bequemen zu müssen, um dort vielleicht noch lange Zeit auf die Entscheidung meines Schicksals zu warten.

Diesen Umzug wünschte ich zu vermeiden und fragte daher an, ob es thunlich sein werde, nach Ablauf der zehn Monate den Rest meiner Untersuchungshaft in Hubertusburg zuzubringen. Der Director der Anstalt erklärte, seinerseits nichts dagegen zu haben und rieth mir, mich deshalb an das Gericht in Leipzig zu wenden. Ich schrieb demzufolge an das dortige Criminalamt und sprach den Wunsch aus, bis zur Entscheidung meiner Angelegenheit bleiben zu dürfen, wo ich war. In Hubertusburg hatt' ich jedenfalls den Vortheil, meine Gesundheit in Acht nehmen zu können.

Man antwortete von Leipzig auf meinen Brief, jedoch nicht mir, sondern dem Director (dem man merken lassen zu wollen schien, daß man es für unpassend erachte, wenn unter

seinen Auspicien ein Gefangener gewissermaßen selbständig mit Behörden zu correspondiren versuchen dürfe); man erklärte sich bereit, mich meinem Wunsche entsprechend bis zur völligen Entscheidung meiner Sache in Hubertusburg zu lassen, fügte jedoch hinzu, man werde deshalb erst beim Ministerium anfragen; man wisse nicht ob der Herr Director seinerseits einen gleichen Schritt für nothwendig halte, das Gericht aber glaube einen solchen nicht unterlassen zu dürfen.

In Folge der Anfrage beim Ministerium erhielt von letzterm das Anstaltsdirectorium eine Zuschrift, welche es für unsicher und daher für unthunlich erklärte, mich, den in erster Instanz zu lebenslänglichem Zuchthaus Verurtheilten, über die Zeit meiner zehnmonatlichen Haft in Hubertusburg zu lassen. Der Inhalt dieser ministeriellen Zuschrift wurde mir mitgetheilt, jedoch erst unmittelbar vor meiner Abreise nach Leipzig, die am 23. oder 24. Januar 1851 erfolgen sollte.

Man hielt es für möglich, daß mich die Nachricht, wieder nach Leipzig zurück zu müssen, zu irgend einem verzweifelten Schritte anspornen könne und daher bemühte man sich, freilich ganz vergeblicher- und ganz überflüssigerweise, mich bis auf den letzten Augenblick darüber im Unklaren zu lassen.

Wer sich einmal zu gewissen Stellungen versteht, wird sich auch bisweilen zu Handlungen herbeilassen müssen, deren ein feinfühlender Mann nicht fähig ist und die einzugestehen selbst ein derselben Fähiger sich scheut.

Kurz nachdem mir mein Urthel bekannt gemacht worden, waren in sehr auffälliger Weise zwei Briefe verloren gegangen, ein von mir nach Leipzig geschriebener und ein um dieselbe Zeit von dort aus an mich gerichteter. Hätt' ich damals

Anlaß zu geheimer Correspondenz gehabt, so würd' ich dazu allezeit ebenso leichte als sichere Gelegenheit gehabt haben; hier aber handelte es sich um ganz harmlose Briefe in Familienangelegenheiten, in denen ein irgendwie verdächtiger Inhalt schon deshalb nicht einmal zu vermuthen war, weil sie vom Anstaltsdirectorium geöffnet und gelesen wurden. Wo diese beiden Briefe geblieben, ward mir nicht offenbar. Der Herr Director gab die Versicherung, den von mir abgegebenen richtig zur Post befördert, den an mich gerichteten aber nicht empfangen zu haben. Eine desfallsige Anfrage bei der Post verschaffte, wie gewöhnlich, keine Auskunft. (Von der Dienstwilligkeit des Leipziger Postamts hatte ich beim Durchlesen meiner Untersuchungsacten ein Beispiel gefunden: es fand sich da eine schriftliche Anfrage dieses Postamts an das Criminalamt eingeheftet, des Inhalts, ob dieses Gericht einen gewissen Brief, gerichtet an einen geflüchteten und steckbrieflich verfolgten Leipziger Buchhändler, ausgeliefert wünsche? Das Gericht hatte, wie ich sah, auf die Auslieferung dieses jedenfalls höchst unbedeutenden Geschäftsbriefs verzichtet.)

Ich zerbrach mir den Kopf, wohin diese Briefe gekommen sein möchten? Hatte der etwaige Auffänger etwa zwischen den harmlosen Zeilen einen mit sympathetischer Dinte geschriebenen Inhalt vermuthet, deshalb Versuche angestellt und die Papiere dabei zu sehr verunstaltet, um sie noch befördern zu können?

Man vermied es, wie gesagt, von meiner bevorstehenden Ablieferung nach Leipzig zu sprechen, und wenn ich selber davon sprach, wich man entweder aus oder suchte die Sache als noch zweifelhaft erscheinen zu lassen. Der Geistliche der,

wenn ich nicht irre, an dieser wie an andern derartigen Anstalten die Obliegenheit hatte, bei Gelegenheit der Entlassung noch einige Worte an den Gefangenen zu richten, hütete sich gleichfalls sorgsam, von meiner Entlassung zu sprechen. Am letzten Tage vor derselben suchte er mich noch einmal auf meinem Spaziergange auf, wo wir ein ganz gewöhnliches Gespräch führten, aber mit keinem Wörtchen berührte er, was am nächsten Morgen geschehen sollte. Indem er mich nur überhaupt noch einmal gesprochen, glaubte er vermuthlich seiner Amtspflicht genügt zu haben. Man hatte seit etlichen Wochen, nachdem ich längere Zeit ganz isolirt gewesen, an meinem Spaziergange einen jungen Mann theilnehmen lassen, der ebenfalls in Folge einer Preßangelegenheit in Hubertsburg gefangen und ebenfalls wie ich noch anderweit in Untersuchung war. Dieser junge Mann, der sich aus knabenhafter Eitelkeit hatte verleiten lassen, die Rolle eines Revolutionärs zu spielen, bis die unbequeme Untersuchungshaft seinen schwachen Charakter bewältigt und ihn, ich sage nicht bekehrt, wo nichts zu bekehren war, wohl aber zum Bekenner anderer Grundsätze und zum Denuncianten gemacht hatte, dieser junge Mann war auch bedacht gewesen, sich ein Bißchen „fromm" zu stellen, hatte sich daher ausdrücklich den öftern Besuch des Herrn Pastors erbeten und glaubte jetzt, als dieser uns wieder verlassen, der Besuch habe eigentlich ihm allein gegolten. So wenig hatte sich der Herr Pastor auf meine Angelegenheit eingelassen!

Ich wußte indeß, obwohl mir's seltsamerweise niemand offen sagen wollte, daß ich folgenden Tages abreisen würde und brachte daher am Abend meine Sachen in Ordnung.

Am nächsten Morgen, als ich soeben mit dem Einpacken meiner wenigen Effecten fertig war, erschien der Director bei mir und mit ihm ein mir wohlbekannter Gerichtsdiener aus Leipzig nebst zwei Soldaten. Die letztern hatten Befehl, ihre Gewehre vor meinen Augen zu laden und nachdem dies geschehen, stieg ich mit ihnen und dem Gerichtsdiener in einen bereit gehaltenen Wagen und nahm Abschied von Schloß Hubertusburg.

Schon waren wir außerhalb der Anstalt, beim Dorfe Wermsdorf, als ein Herr unsern Wagen anhielt. Es war der Herr Pastor, der sich den Anschein gab, als habe er von meiner ganz unerwarteten Abreise jetzt erst Kenntniß erhalten und der sich denn beeilte, auf offener Landstraße noch Abschied von mir zu nehmen.

Einige Stunden später betrat ich wieder das Stockhaus in Leipzig.

III.

Zweiter Aufenthalt im Stockhause zu Leipzig.

1851.

Ist es unter allen Umständen widerlich, ein Haus wie dasjenige betreten zu müssen, welches ich jetzt wieder bewohnen sollte, so mußte mir's doppelt so erscheinen, nachdem ich geglaubt hatte, auf Nimmerwiedersehn Abschied davon genommen zu haben. Ich bezog jetzt nicht jenes oberste Stockwerk, sondern eine um zwei Treppen tiefer gelegene Zelle, die übrigens ganz wie die früher bewohnte ausgestattet war. Aber außen vor'm Fenster befand sich ein Lattengitter, das die Aussicht nach der Straße sperrte; jedoch nicht ganz, denn ein früherer Bewohner hatte eine der Latten gelockert, so daß man sie hinreichend verschieben konnte, wenn man hinaussehen wollte. Im Hause wurden die schon zu Ende meines frühern Aufenthalts eingeführten Vorsichtsmaßregeln jetzt noch strenger beobachtet. Nur etwa dreimal wöchentlich durfte ich auf dem Vorsaale des obersten Stockwerks, der allein dazu geeignet war, „spazierengehn“ und dabei war jetzt von andrer Gesellschaft als der eines Gerichtsdieners gar keine Rede mehr. Geheime Correspondenz, zu der ich jedoch jetzt wenig

Grund und Anlaß hatte, würde das einzige noch Mögliche gewesen sein, denn diese vermag man in Gefängnissen durch alle Mittel nur zu erschweren, aber nie durchaus zu verhindern. Sie würde möglich bleiben, wenn man den Gefangenen auch mit gefesselten Händen an die Wand schlösse.

Es fehlte damals im Hause noch nicht an politischen Gefangenen, doch hatte ich deren keinen zum Nachbar: rechts befand sich eine Zelle, die nicht als Gefängniß benutzt wurde, zur Linken aber waren einige Frauen oder Mädchen eingesperrt, die sich lange Zeit Mühe gaben, mich, den ihnen wahrscheinlich ganz unbekannten Nachbar, zu einer Unterhaltung mit Hilfe der Wandsprache aufzumuntern. Sonntags ließ ich einmal meine Thürklappe öffnen als gepredigt wurde; aber die allzu weltlichen Nachbarinnen, die ich da nicht nur neben mir hörte, sondern auch in einer zur andern Seite des Corridors in nächster Nähe befindlichen Zelle sah, trieben es mit Flüstern, Zeichengeben und Neckereien so toll, daß ich gerathen fand, meine Klappe zu schließen.

Meine Kenntniß von den Welthändeln schöpfte ich jetzt einzig aus der Leipziger Zeitung, die ich mir in ganzen Wochenlieferungen zuschicken ließ. Eine solche Lieferung wurde mir aber nicht auf einmal, sondern in zwei oder drei Partien verabreicht, denn man schien, ich weiß nicht warum, so viel Papier auf einmal in der Zelle für gefährlich zu halten, während mir gleichwohl Bücher Dutzendweise zugingen. Man war sehr behutsam geworden. Mein Federmesser ließ man mir nur widerstrebend (obwohl man das Brodmesser ohne Widerrede duldete); von Schreibpapier erhielt ich nur eine gewisse Anzahl Bogen und die waren vom

Gericht gestempelt; dies konnte dennoch nicht verhüten, daß ich noch andres Papier zur Verfügung hatte. Uebrigens ist man nicht so pedantisch gewesen, Rechenschaft über das gestempelte von mir zu verlangen. Ich hatte damals wenig zu schreiben und die Tage vergingen unter Auf- und Abschreiten im engen Raum, Musterung des kleinen Stücks belebter Straße unten, das mir die losgebrochene Fensterlatte zu übersehen gestattete, und Lesen. Wie ich das erste Buch nicht vergessen habe, das mir nach meiner Verhaftung in die Hände kam, so hab' ich auch das erste gemerkt, das ich nach meiner zweiten Ankunft im Stockhause las: es war jenes liebenswürdige humoristisch-hypochondrische Büchlein de Maistre's, Voyage autour de ma chambre.

Neben den mancherlei Beschränkungen, die ich vorgefunden hatte, war auch eine Verbesserung eingeführt worden, wenn Verbesserung heißen konnte, was sich dem Gefangenen als eine nutzlose Form erwies und daher beinahe als eine Belästigung empfunden wurde: es erschien nämlich wöchentlich einmal einer der Gerichtsbeamten, um die Zelle zu revidiren und etwaige Anliegen oder Beschwerden des Gefangenen zu vernehmen. Das war früher nur ein einzigmal geschehen und zwar in der letzten Zeit meines damaligen elfmonatlichen Aufenthalts im Stockhause. Ich hatte damals den Wunsch ausgesprochen, daß man mir Luftgenuß unter freiem Himmel gewähren möge und man hatte mir erklärt, das sei unthunlich, weil sich kein Hofraum am Hause befände. Meiner Ansicht nach war es Pflicht eines Gerichts, in dieser Beziehung für das Erforderliche Sorge zu tragen und ich muß gestehn, (was man gewiß recht pedantisch finden wird,) daß mein Ge-

wissen, wär' ich Beamter gewesen, mir verboten haben würde, mich zum Dienste an einer Stelle herzugeben, wo man eine solche Pflicht nicht erfüllte. Das Gericht (damals noch Patrimonialgericht) schien anders zu denken und Alles, was in dieser Hinsicht für das Gefängnißwesen zu thun war, der Sorge des Stadtraths zu überlassen. Da selbst das sogenannte Spazierengehen auf dem erwähnten Vorsaale namentlich deshalb beschränkt war, weil man nicht immer Gerichtsdiener zur Aufsicht dabei verfügbar hatte, so miethete man eine Zeitlang andre Aufseher zu diesem Zwecke und auf diese Maßregel beschränkte sich die desfallsige Fürsorge des Stadtraths für die Gefangenen: er brachte das Opfer einige Nachtwächter stundenweise zu miethen, um sie als Aufseher auf dem Vorsaale des Stockhauses zu verwenden.

Jeder Gefangene, der nicht dem Stumpfsinn verfallen ist, hat vor Allem einen Wunsch: sich in Freiheit gesetzt zu sehen; fordert man ihn nun auf, anderweite kleinere Wünsche auszusprechen, so klingt ihm das beinahe wie Spott, zumal da er darauf rechnen kann, daß ihm immer und immer wieder ein „unthunlich" oder „unzulässig" zur Antwort werden wird. Ich unterließ es daher nun, Wünsche laut werden zu lassen und suchte den lästigen Besuch jedesmal so schnell wie möglich loszuwerden. Zudem durft' ich voraussetzen, daß ich diesmal nicht gar lange hier verweilen würde, und mein Aufenthalt währte in der That nicht länger als sieben Wochen.

Eines Tags rief man mich vor's Gericht. Die Entscheidung des Oberappellationsgerichts sollte mir eröffnet werden. Das betreffende Aktenstück lag auf dem Tische und

hinter diesem Tische, lässig in eine Ecke seines Sofa's zurückgelehnt und mit seiner Tabaksdose beschäftigt, sagte mir der Actuar, die eingelegte Berufung habe leider kein günstiges Ergebniß geliefert und das Urthel erster Instanz sei lediglich bestätigt worden.

Daran knüpfte sich die Frage, ob ich ein Begnadigungsgesuch einreichen wolle. Statt zu verneinen, beging ich den Fehler, mich dazu bereit zu erklären. Ein Begnadigungsgesuch muß für einen Mann, der sich nicht als schuldig bekennt, widersinnig erscheinen. In solchem Verhältniß erblickte ich mich aber noch nicht einmal: im Grunde des Herzens betrachtete ich mich überhaupt gar nicht als vor Gericht gestellt; ich sah da keine Richter, sondern Gegner, in deren Gewalt ich gerathen war, und wenn ich bitten wollte, hätte ich somit eigentlich nur in dem Sinne bitten können, wie etwa ein Unterliegender auf dem Schlachtfelde Quartier verlangt. Begeht man aber einen falschen Schritt, so zieht dieser nur zu leicht viele andre nach sich.

Ohne mich zu sträuben hatte ich gegen mich verfahren lassen. Ich hatte mich keinen Augenblick geweigert, die Competenz des Gerichts anzuerkennen, ja ich hatte sie nach dem Schlusse der Untersuchung noch ganz ausdrücklich anerkannt, indem ich Vertheidiger ernannt und an die höhere Instanz appellirt hatte. Nach alledem hatten die Personen, mit denen ich damals zu sprechen Gelegenheit hatte, formell ganz recht, wenn sie es unpraktisch und Principienreiterei schalten, ein solches Gesuch unterlassen zu wollen.

Den Umstand, daß sich mein Gefühl dagegen auflehnte (denn das bloße Wort „Begnadigungsgesuch“ blieb mir stets

in der Kehle stecken und erregte mir fast Uebelkeit), hätte ich selber als Nebensache gelten lassen, denn dabei konnte ein Bißchen verletzter Stolz, ein wenig gekränkte Eitelkeit mit im Spiele sein. Aber eine wichtigere Rücksicht machte mir den Schritt unleidlich: durch Unterlassung desselben hätte ich gewissermaßen die verschiedenen andern Misgriffe gut gemacht, die ich bis dahin begangen hatte, und darum hätte ich ihn unterlassen sollen. Ich habe ihn stets bereut, ich habe fort und fort dafür gebüßt, habe ihn, wo sich mir Gelegenheit bieten mochte, laut widerrufen, wie ich ihn sogleich im Herzen widerrufen habe, und ihn ferner dadurch gut zu machen gesucht, daß ich mich einer Wiederholung unfähig zeigte.

Freilich wohl tröstete man mich: es handle sich da nur um eine Form, es sei gewissermaßen eine letzte Instanz, an die ich appellire; und freilich konnte es mir nicht geschehen, in einer solchen Schrift meiner Ueberzeugung und der Sache, um derenwillen ich verfolgt war, irgendwie zu nahe zu treten; immerhin aber war es ein sogenanntes Begnadigungsgesuch, immerhin war es nicht recht, daß ich den Schritt that und wollte ich hier die Umstände des Nähern erörtern, die mich dazu bestimmten (womit ich jedoch den Leser nicht behelligen mag), so würde das nur geschehn, den Schritt zu erklären, nicht ihn zu entschuldigen. Es war eine bloße Form — aber es fiel mir eine Last vom Herzen, als ich vernahm, daß sie erfolglos gewesen!

Mehrfach habe ich bemerkt, daß Leute, die sich ebenfalls scheuten, ein „Begnadigungsgesuch“ zu unterschreiben, sich

dessen zwar weigerten, inzwischen aber ein solches durch ihren Vertheidiger oder durch Angehörige einreichen ließen und auf solche Weise ihren Stolz und ihre Ehre gerettet glaubten. Das ist kindisch und unrecht, denn abgesehen davon, daß es Stolz und Ehre durch einen bloßen Schein retten heißt, verdient auch in solchen Fällen der persönliche Stolz nicht die erste Berücksichtigung, und die wahre Ehre ist durch einen Schein ebenso wenig zu retten als zu verletzen; wohl aber tritt man durch solches Verfahren dem Höhern, der Sache, die man vertritt, zu nahe.

Häufig hört man sagen: Man muß, will man nicht vor lauter Ehrlichkeit sich selber in's Verderben bringen, den Gegner mit seinen eignen Waffen bekämpfen. Ich denke, das ist ein Grundsatz der Schlauheit aber nicht der Klugheit. Der Schlechte streitet (trotz augenblicklichem Scheinsieg) stets wider sich selber. Und was vielleicht für den verzweifelten Sklaven, für den Conspirator oder auch für den Diplomaten passend oder verzeihlich sein mag, das ist deshalb nicht jedem Manne erlaubt und ich gehörte zu denen, die lieber scheinbar „unpraktisch" sein sollen, als der Ehre der Sache etwas vergeben, die lieber zu Grunde gehen müssen, ehe sie der wahren Ehre durch den Gebrauch unwürdiger Waffen zu nahe treten. Der eigene Untergang ist dann ein um so schönerer Triumph für die verfochtene Sache.

Ich hatte also eine Eingabe an das Justizministerium gemacht, worin ich um Nichtvollziehung des mir gewordenen Urthels, d. h. um meine Freilassung bat. Die Antwort kam ungewöhnlich schnell: mein Gesuch war abgeschlagen.

Wie es mit wenigen Ausnahmen in allen ähnlichen Fällen geschah, war die Zuchthausstrafe ersten Grades in solche zweiten Grades verwandelt worden und man machte mich im Voraus aufmerksam, daß das nur ein unerheblicher Unterschied sei.

Man war jetzt rein fertig mit mir im Stockhause und wollte mich daher je eher je lieber los sein. Montags war der erwähnte Bescheid eingetroffen und Mittwochs (12. März) sollte ich abgeführt werden; es blieb also nur ein einziger Tag zu Vorbereitungen übrig.

Gefängnißwände dienten früher häufig als Stammbuch, sie wimmelten von Namen, von Sprüchen, von Herzensergießungen aller Art und der Eingesperrte, dem keine andre Beschäftigung vergönnt war, konnte sich lange Zeit mit der Durchmusterung dieser Aufzeichnungen unterhalten; nachdem er sie wieder und wieder gelesen, fand sich in dem und jenem Winkel immer noch ein bis dahin unbemerkter Name, ein noch übersehenes Wort und manchmal entdeckte er unter dem bald ernsten bald leichtfertigen Geschreibsel auch wohl einen kräftigen Trostspruch. Jetzt ist davon meist nichts mehr zu finden. Ohne seinen barbarischen Charakter zu verlieren, hat das Gefängniß doch seine Romantik eingebüßt und der prosaische Pinsel des Maurers übertüncht von Zeit zu Zeit alle Inschriften, die sich etwa an den Wänden gesammelt haben.

In meiner Zelle hatte man eine Bibel, die dort lag, als Stammbuch benutzt, da die Wand nicht mehr dazu dienen

konnte. Ich fand in dieser Bibel allerlei Blättchen eingelegt, meist Gedrucktes, z. B. einige Barricadenlieder aus den Maitagen, eine Stelle aus Montesquieu's Geist der Gesetze: . . . s'il se trouve de pays où la honte ne soit pas une suite du supplice, cela vient de la tyrannie, qui a infligé les mêmes peines aux scélérats et aux gens de bien. In den Sprüchen Salomo's (bei Kap. 24, 23—24) war ein bleistiftgeschriebenes Blättchen angeklebt, worauf stand: „Wenn die ordentlichen Gerichte in einem Lande sich befugt glauben, einzelne Personen wegen Betheiligung an revolutionären Bewegungen zur Untersuchung zu ziehen und wenn um dieselbe Zeit die Regierung dieses Landes willkürliche Schritte thut, welche die Staatsverfassung verletzen und also gesetzwidrig d. i. verbrecherisch sind, so müssen die Gerichte auch die Mitglieder dieser Regierung zur Untersuchung ziehen oder, wenn die Umstände darnach sind, daß sie dies nicht vermögen oder nicht wagen, auch die Untersuchung gegen die Andern einstellen, indem sie sich für incompetent erklären, in politischen Dingen zu richten. Schonen sie aber die Einen (die Machthaber) und verfolgen nur die Andern (die Schwachen), so zeigen sie durch solch feiges und niederträchtiges Verfahren, daß sie keine unabhängigen Richter, sondern nur Schergen im Dienste der einen Partei gegen die andere sind."

Der Schreiber dieser Zeilen war auch ein pedantischer Principienreiter, wie man sieht, und ich konnte ihm insofern nicht beistimmen, als ich, meiner schon angeführten Ansicht zufolge, vielmehr wünschte, die ordentlichen Gerichte möchten sich, zur Wahrung ihres für das Gemeinwohl so nothwen-

digen Ansehens, überhaupt gar nicht auf Dinge einlassen, die außer ihrer Sphäre liegen und in einem der Fälle, wovon hier die Rede, es der siegenden Partei überlassen, ein Ausnahmegericht einzusetzen, wenn sie einmal vermessen genug ist, in eigener Sache Kläger und Richter zugleich sein zu wollen.

Politische Gefangene brachte man früher nur in Festungen oder einfachen Gefängnissen, keinenfalls in Zuchthäusern, unter und damit wurde noch, wenn auch freilich nicht ausdrücklich, doch gewissermaßen stillschweigend anerkannt, daß es sich nicht sowohl um Strafe, als eben nur um Haft handelte.

Manche Personen, die in unsern Tagen nicht mehr blos auf Sicherstellung der eigenen Interessen, sondern besonders auch auf Rache bedacht sind — und die Parteirache ist, vielleicht in Folge gesteigerter Angst, mehr denn je cynisch geworden — mögen jene in der Neuzeit eingetretene Veränderung gern sehen. Weil das Wort Zuchthaus einen sehr häßlichen Klang hat, wähnen sie, eine Sache wirksam bekämpft zu sehen, wenn sie deren Vertreter im Zuchthaus untergebracht finden. —

Es galt jetzt, mich auf die Reise in's Zuchthaus vorzubereiten. Was es mit dem dortigen Aufenthalte eigentlich auf sich hatte, davon besaß das Gericht, wie ich bemerkte, keineswegs eine genaue Kenntniß. Es kannte blos den Namen der in Rede stehenden Strafe. Man hatte von den Zuständen und Einrichtungen in Waldheim nur eine vage Vorstellung und vermochte mir nicht einmal bestimmte Auskunft zu geben, welche Gegenstände ich etwa mit dorthin nehmen könnte und welche nicht. Der eine Beamte nannte mir ausdrücklich Einiges, was nothwendig sein werde, und ich fand an Ort und Stelle, daß man dort überhaupt gar nichts für noth-

wendig erachtete. Ein andrer versicherte mir dagegen, ich dürfe keinerlei Gegenstände mitbringen und ich fand hinterdrein, daß ich Vielerlei hätte mitbringen können, was ich dann erst nachsenden lassen mußte und inzwischen schmerzlich vermißte. Ich entschloß mich, ein Paar Bücher behufs literarischer Arbeiten mitzunehmen; man zuckte mitleidig die Achseln und meinte, mit solchen Arbeiten würde ich wohl nichts zu schaffen haben. Wieder ein andrer Beamter dagegen, ein Arzt, der mir, wie jedem nach einer Strafanstalt abzuliefernden Gefangenen, von Amtswegen einen Besuch zu machen hatte, (wär' ich ernstlich krank befunden worden, so würde man mich nicht sogleich abgeführt haben,) versicherte mir, es seien bereits mehrere Gefangene meiner Art in Waldheim mit literarischen Arbeiten beschäftigt und die Sache finde dort gar keine Schwierigkeit.

Von meinen Kleidern und den wenigen Gegenständen, die ich mitzunehmen beschloß, wurde dann, wie gewöhnlich, ein genaues Verzeichniß angefertigt. Alles was ich noch zu besorgen und zu bestellen hatte, war bald abgethan. Gegen Abend schenkte mir die Frau Stockmeisterin noch einen Besuch und fragte mich im Laufe des Gesprächs; ob ich mir den Bart nicht wolle abnehmen lassen? Personen in meiner Lage, meinte sie, pflegen dies gern hier zu thun, um nicht erst im Zuchthause*) in diese unangenehme Nothwendigkeit zu kommen,

*) Dies harte Wort wurde nicht von ihr gebraucht. Sie sagte „dort", wie gläubige Seelen vom „Jenseits" oder auch wohl, wenn es der Hölle gilt, von „unten" sprechen. Manche Leute schüttelten mit dem Kopf, wenn ich ohne euphemistische Wendung das Kind beim rechten Namen nannte.

wo es doch gar zu bitter und peinlich berühre! Ich war aber wenigstens in dieser Beziehung aus härterm Stoffe gemacht, als die andern Leute, auf die sich die gute Dame berief, und ich meinte, Barbier sei Barbier, gleichviel ob hier oder dort. Hatte ich auch hierin Recht, so sollte ich doch bald aus bitterer Erfahrung lernen, daß die Schermesser nicht überall die nämlichen sind.

Das Licht, welches man sonst allabendlich um zehn Uhr wegzunehmen pflegte, ließ man mir in dieser letzten Nacht. Die Reise sollte sehr früh angetreten werden, ich fühlte mich nicht schläfrig und mochte mich daher nicht erst niederlegen. Ich braute mir Kaffee mit meiner Spiritusmaschine und verbrachte den größten Theil der Nacht mit Lesen.

So war ich denn längst bereit und gerüstet, als man mich noch vor Tagesanbruch aus meiner Zelle rief. Ich trat in ein Gemach, wo ich den ebenfalls reisefertigen Buchhändler Binder fand, der mit mir zugleich nach Waldheim gebracht werden sollte. Man betrachtete ihn noch als glücklich, denn er war blos zu zehn Jahren verurtheilt.

Während wir der Abreise harrten, fühlte ich plötzlich, wie mir jemand an die Rocktasche griff. Es war einer der Schließer, ein neuer, der mich noch wenig kannte. Ich drehte mich wüthend um, denn eine solche Manipulation hatte ich bis dahin nie erfahren und habe sie auch in der Folge nie erfahren. Der Mann ließ es denn beim Versuche bewenden, wunderte sich aber, wie mir solche Kleinigkeit die Galle erregen könne. Er hatte nur seine „Pflicht“ thun und mich ein Bißchen durchsuchen wollen.

Von den beiden Gerichtsdienern, die uns begleiten sollten,

schloß der eine mir (ebenso wie meinem Reisegefährten) mit einer Kette die linke Hand an den Leib fest, „weil das einmal so Vorschrift sei.“ Die Rechte behielt ich frei. Uebrigens bewies das schwache Gewicht der Kette, daß es wirklich nur Beobachtung einer Form galt; auf der Bühne würde diese Kette nur schlechten Dienst geleistet haben.

So ausgerüstet begaben wir uns nach dem Erdgeschoß des Hauses in die dort befindliche Militärwache. Das geschah, damit wir zusehen sollten, wie man die Gewehre lud. Acht Schützen, das für uns bestimmte Geleit, pflanzten sich da vor uns auf und luden. Als dies geschehen, gingen wir allesammt aus dem Hause. Unter der Thür stand eine Reihe Nachtwächter, die ihre Wachstube ebenfalls hier hatten und uns abgehn sehn wollten, nicht aus Neugier, sondern aus Theilnahme, denn unter manchem dieser groben Mäntel schlug ein sehr warmes Herz.

Jeder von uns stieg mit einem Gerichtsdiener und vier Soldaten in einen Fiaker, die uns nach dem Bahnhofe brachten. Als wir im Dampfwagen saßen und unsern bewaffneten Begleitern Cigarren anboten, trugen sie Bedenken, zu rauchen und schickten erst einen aus ihrer Mitte ab, um Erlaubniß einzuholen, die denn auch ertheilt wurde. Diese Leute benahmen sich übrigens ganz gut und ich ahnte damals nicht, daß ich bald genöthigt sein würde, über nur zu viele ihrer Kameraden ein ganz andres Urtheil zu fällen.

Man fuhr nach Waldheim, wie noch jetzt, auf der Leipzig-Dresdener Eisenbahn bis Riesa und von da weiter auf der Chemnitzer Bahn, die aber damals noch nicht bis zu unserm Reiseziele vollendet war. Für die letzte Station war daher

ein Postwagen in Bereitung gehalten, der uns mit unsern zehn Begleitern aufnahm. Dies geschah bei einem Wirthshaus an der Straße, wo wir noch ein Frühstück eingenommen hatten. Die Wirthin wunderte sich da, daß wir Alles gleich mundrecht zugerichtet verlangten, bis sie begriff, warum wir uns blos mit einer Hand zu bedienen vermochten.

Bald erreichten wir den Rand des Zschopauthals und sahen unter uns das Städtchen Waldheim und die weitläufigen Gebäude der Strafanstalt mit ihren schwarzen schiefergedeckten Thürmchen. Eine Straße führt da steil und schräg am Abhange hinunter in den Thalkessel. Unten angelangt, wendete sich unser Fuhrwerk links ab, um an der hohen düstern Mauer vorüber, welche die Anstalt rings umschließt, den nächsten Weg nach der Einfahrt zu suchen.

Im Vorüberfahren zeigte man uns noch zur Linken in geringer Entfernung den Begräbnißplatz für die Gefangenen, den ein auf Lebenszeit Verurtheilter mit besondern Interesse betrachten mußte.

IV.

Schloss Waldheim.

Empfang und Beschäftigung in der Wollkämmerei.

(1851.)

Der Wagen hielt am Thore der Anstalt, wir stiegen ab und traten ein. Unsre bewaffneten Begleiter wurden hier sogleich entlassen, denn in diesen Hallen fehlte es nicht an Bewachung. Nur die beiden Gerichtsdiener traten mit ein, um uns und ihre Papiere ordnungsgemäß abzuliefern. Als wir unter den Thorweg traten, machte man uns aufmerksam, daß wir beim Eintritt in den Hof den Hut abzunehmen hätten. Wir vergaßen das, als wir das innere Gitterthor passirten (die Durchfahrt war nach innen und außen wohl verwahrt), und man herrschte uns jetzt schon in ganz anderm Tone ein „Hut ab" zu. Unter dieser Durchfahrt befand sich die Militärwache und natürlich auch stets ein Mann auf Posten. Später bewohnte ich eine Zelle, von wo aus ich dieses Eingangsthor im Auge hatte und täglich die verschiedenartigsten Gestalten entblößten Hauptes den Hof betreten sah. Mehr als ein bitterlich weinendes Mädchen hab' ich da auch einpassiren sehn, die man barsch genöthigt hatte, ihr Hütchen unter diesem Thore abzunehmen, um sich auf Jahre nicht mehr, vielleicht nie wieder damit zu schmücken. Für solche Gäste dieses

Hauses mochte der Rath wohl am Orte sein, sich lieber schon im Voraus Alles dessen zu entledigen, worauf sie hier verzichten mußten.

Schloß Waldheim war ursprünglich ein Kloster gewesen, dann aber, wenn ich nicht irre unter Kurfürst Moritz, als die Klöster aufgehoben wurden, in Besitz der Familie Carlowitz gekommen und zu einem herrschaftlichen Schlosse eingerichtet worden. Es dient jedoch nun schon seit hundert oder anderthalbhundert Jahren ähnlichen Zwecken wie gegenwärtig. Das eigentliche Schloßgebäude sammt der weiland Kloster- und jetzigen Anstaltskirche, beide noch in der Gestalt vorhanden, die sie bei der Renovation im sechzehnten Jahrhundert erhalten hatten, waren nach und nach, wie es das Bedürfniß erfordert hatte und daher in ziemlich unsymmetrischer Weise, mit weitläufigen Gebäuden umgeben worden, zwischen denen sich geräumige Höfe befanden. Trat man aus dem Thore in den ersten großen Hof, so fiel zur Linken vor der dort befindlichen Kirche eine jener stattlichen alten Linden ins Auge, wie sie ehedem selten auf einem Schloßhofe fehlten und die mir später, als ich eine Zelle bewohnte, ein angenehmes Gegenüber war. Jetzt, am 12. März, war sie natürlich noch laublos und mir blieb übrigens in diesem Augenblicke auch wenig Muße, dergleichen Dinge zu betrachten.

Man führte uns in eines der Nebengebäude, wo sich die „Expedition“ befand und wo uns ein Beamter, ein „Oberaufseher“, in Empfang nahm. Dieser Mann begegnete uns noch leidlich human. (Die „Oberaufseher“ sprachen meist in einem schon mildern Tone, einestheils vielleicht um sich als gebildetere Leute von den Aufsehern, aus deren Mitte sie freilich

gewählt wurden, zu unterscheiden, anderntheils auch wohl weil sie gewöhnlich schon etwas bejahrt und daher des Anschnauzens müde waren.) Man hatte hier Alles, was man außer den Kleidern mit sich führte, etwaige eßbare Gegenstände ausgenommen, abzugeben und sodann wurde man einem Aufseher (früher hießen diese Leute hier Zuchtmeister) überantwortet.

Dieser Mann läßt ein barsches „Vorwärts" vernehmen, macht auch wohl nur ein stummes Zeichen mit der Hand, ganz in der Weise wie man's etwa einem Hunde zu geben pflegt, und deutet an, wohin man sich wenden soll. Man geht — und zwar voraus, der Aufseher hinterdrein — über den Hof nach der Thür eines zweistöckigen, unansehnlichen, aber sehr langen Gebäudes, man tritt ein und gelangt in den Corridor des Erdgeschosses, wo an den Wänden Fußeisen, Ketten, Holzblöcke und ähnliche Utensilien hängen und wo sich längshin recht kerkermäßige eisenbeschlagene Thüren zeigen. Eine dieser Thüren wird geöffnet, man tritt hinein und die Thür rasselt wieder zu. Das Alles geht ohne ein Wort von Statten und der Gefangene thut wohl, auch kein solches zu provociren, denn er würde keine lieblichen Klänge vernehmen.

Ich war jetzt „Zuwachs", denn so nannte man hier (und auch in Hubertsburg) den neuen Ankömmling. Dies Wort ist passenderweise nur anwendbar, wo von etwas Nützlichem oder Wünschenswerthem die Rede ist; hier aber machte es, obwohl man es ganz ernst zu brauchen schien, auf mich stets den Eindruck eines schlechten Witzes und klang mir unter den Umständen widerlich und pöbelhaft. Man pflegte jeden „Zuwachs" gleich nach seiner Ankunft in gleicher Weise, wie jetzt mich, einzusperren.

Das Gebäude, in dessen Erdgeschoß ich mich befand, enthielt in seinen beiden obern Stockwerken die eigentlichen Wohnzellen für isolirte Gefangene. (Ich sage Gefangene und nicht Züchtlinge, da jene allgemeinere Bezeichnung schon deshalb hier nothwendig war, weil die Anstalt nicht blos das Zuchthaus, sondern auch ein Landescorrectionshaus enthielt. Die dem letztern angehörigen Gefangenen hießen Correctionäre, vulgo „Correctioner". „Sträflinge" aber gab es hier gar nicht, denn so heißen in Sachsen die Bewohner des „Arbeitshauses".) Im Erdgeschoß dagegen gab es keine solchen Wohn- sondern nur „Arrestzellen", denn wie kein Unglück so groß ist, daß nicht noch ein größeres kommen könnte, so kann man auch als Gefangener noch in engere Gefangenschaft kommen. Es wurde also in diesem Erdgeschoß nicht blos der Zuwachs eingesperrt: hinter diesen Thüren lagen Leute im Dunkelarrest, im Lattenarrest, krumm und noch sonstwie Geschlossene oder auch wohl mit mehrern dieser Herrlichkeiten auf einmal Begabte.

Es war ein kleines gewölbtes Gemach, ein rechtes Kerkerloch. Hoch oben das Fenster d. h. eine kleine Oeffnung wie in Kellern, nicht nur mit einem Eisen- sondern auch noch mit einem Drathgitter verwahrt. Ein kleines Tischchen und ein Schemel; eine Bettstelle mit einem Strohsack, worauf frühere Gefangene ekelhafte Spuren zurückgelassen hatten; ein kalter Ofen und der Greuel aller Greuel, ein hölzernes Nachtgeschirr in Form einer sogenannten Schleifkanne (der Form nach jenen wohlbekannten jenaischen Trinkgeschirren ganz gleich). Dieses abscheuliche Gefäß war bereits bis zum Ueberlaufen mit seinem garstigen Inhalte gefüllt, d. h. es hatte schon mehr als einem Gefangenen tagelang dienen müssen, ohne geleert, geschweige

denn gereinigt zu werden. In dem anziehenden Buche Raspail's, Les Prisons de Paris, das ich einige Zeit nachher las, fand ich, daß man in französischen Gefängnissen derartige Gefäße Goguenards nennt und so will ich sie fortan hier auch nennen (denn leider werd' ich sie noch manchesmal erwähnen müssen); ich denke, das ist ein Fall, wo man sich mit gutem Gewissen ein fremdes Wort, zumal ein französisches, erlauben darf. In manchen Arrestzellen, wo dem Gefangenen jedes Mittel zu bequemem Sitzen entzogen sein sollte, war der Deckel dieses Goguenards wie eine Hechel mit Nagelspitzen versehn.

Auf dem Tischchen stand ein kleiner Krug oder vielmehr Topf mit einem Restchen Wassers, worauf der Staub eine Haut gebildet hatte; desgleichen ein irdener Napf und ein hölzerner Löffel, beide noch die Spuren eines hier genossenen Gerichts Bohnen tragend. Das Alles war bald besichtigt und es blieb mir nichts übrig, als die drei oder vier Schritte, die ich auf und ab thun konnte, ins Unendliche zu wiederholen. Nicht nur die Langeweile, auch die Kälte machte diese Bewegung nöthig. In der Thür befand sich jenes scheußliche Spähloch, ein kleines Guckfensterchen, von außen mit einer Klappe verdeckt, die sich von Zeit zu Zeit hob und mir die Augen der draußen wandelnden Schildwache oder eines neugierigen Aufsehers zeigte, der das neuangekommene Geschöpf im Käfig betrachten wollte.

Nach einiger Zeit wird die Thür aufgeschlossen und ein Aufseher reicht mir ein Pfund sehr schwarzes Brod, welches mich an westfälischen Pumpernickel erinnert, der ebenso schwarz ist. Ich leg' es auf das Tischchen, denn ich weiß keinen Gebrauch davon zu machen, zumal da sich in meinen Taschen

noch einiges bessere Backwerk befindet. Der Aufseher erscheint bald noch einmal um einige ganz überflüssige Fragen an mich zu richten, wie ich heiße, wie der mit mir angekommene Gefangene heißt und dergleichen. Beim Fortgehen deutet er auf den appetitlichen Strohsack und sagt: „Wenn du dich niederlegen willst, thu es, denn heute kommst du doch nicht hier heraus." — Es mochte etwa Nachmittags drei Uhr sein. Ich hörte im Ofen etwas rascheln, angebranntes Holz knistert, Kohlen werden darauf geschüttet und schon der Gedanke: „man heizt ein", erwärmte mich ein wenig; aber dabei bewendete es auch, Alles erwies sich als bloßes Scheinmanöver und vergebens versuchte ich, mir auch nur die Hände am Ofen zu wärmen. Bald nachher hör' ich, wie jemand an alle Thüren klopft und fragt: „brauchen Sie was?" Schon das „Sie" verräth mir, daß der Fragende kein Beamter ist. Es ist ein als Gefängnißwärter verwendeter Züchtling, der um diese Zeit die Zellen mit Wasser und Salz versorgt. Ich verlange Wasser und man öffnet. Ich lasse mir das vorhandene Trinkgeschirr frisch füllen, während man mir eine wollene Decke auf den Strohsack legt und auch den Goguenard hinwegnimmt, um einen leeren an seine Stelle zu setzen.

Ich war wieder allein, es war bald Nacht und ich legte mich nur halb entkleidet auf's Lager, indem ich mich in die Decke wickelte, die der erste reinliche Gegenstand war, dem ich in dieser Schmutzhöhle begegnete. Um acht Uhr ward noch einmal geöffnet. Es war die Zeit des Abendessens, man theilte Mehlsuppe aus und redete mir stark zu, Gebrauch davon zu machen, weil es „doch was Warmes sei." Dieser letzte Grund hätte mich beinahe verführt, aber es war unmöglich, denn ich

war noch nicht dazu gekommen, den schwierigen Napf zu reinigen, aus dem ich diese „Suppe“ hätte trinken müssen, denn von dem ebenso schmierigen Holzlöffel, selbst wenn er gereinigt worden wäre, Gebrauch zu machen, dazu hätte mich nichts auf der Welt vermocht. Ich lehnte also ab und versuchte zu schlafen, was ich aber vor Frost nur wenig konnte.

Der Morgen kam. Ich wusch mich, Wasser in die Hand gießend und das Taschentuch als Handtuch brauchend. Durch's Fensterchen sah ich auf die nur durch einen schmalen Hofraum von mir getrennte Wand eines hohen kasernenartigen Gebäudes, das in den obern Geschossen nur Schlafzellen für die bei Tage nicht isolirten Züchtlinge, im Erdgeschoß aber zwei an einander stoßende Speisesäle für dieselben enthielt. Ich hörte nichts weiter als den Schritt der Schildwache auf dem Corridor und draußen auf dem Hofe das Geräusch von Holzsägen; denn den größten Theil dieses ziemlich umfangreichen aber unregelmäßigen Raumes bedeckten damals die Holzvorräthe der Anstalt, bis man sie, behufs besserer Ueberwachung des Platzes, anderweit unterbrachte.

Der Zuwachs mußte damals oft mehrere Tage in seiner Zelle verharren und ich konnte noch von Glück sagen, daß man mich schon an diesem Vormittag herausholte. Außer mir hatten dies Loos noch mein Gefährte von Leipzig, sodann ein Spitzbube und ein für's Correctionshaus bestimmter Vagabund.

Man brachte uns vier, die wir nicht neben-, sondern hintereinander gehen mußten, in einen Theil des alten Schloßgebäudes und zwar zunächst in ein Gemach, welches das Geschäftszimmer der beiden Hausärzte war. Man mußte sich hier

einer ärztlichen Untersuchung unterziehen. In dem zweiten Hausarzte, welcher bei dieser Gelegenheit fungirte, fand ich einen Schul- und Universitätsbekannten. Auch er kannte mich noch aus jener Zeit und erinnerte mich daran, aber ganz leise, damit um des Himmels willen Niemand, auch die vier Wände nicht, das vertrauliche Wort mit vernehmen möchten, und dabei trug er Sorge, mich nicht etwa, wie wir's weiland gewohnt gewesen, Du, sondern recht ausdrücklich Sie anzureden, weil er (obwohl mit Unrecht) fürchtete, ich möchte das vertrauliche Du erwiedern und ihn gelegentlich dadurch in Verlegenheit bringen. Die nämliche Erfahrung macht' ich bald nachher mit dem zweiten der beiden Hausgeistlichen, mit dem ich auf dem Gymnasium befreundet gewesen war.

Vom Arzte ging's in die Badeanstalt, ein Gewölbe, wo auf einer Seite ein Röhrtrog plätscherte, auf der andern ein Kessel überm Feuer eingemauert war und wo in mehrern zu unserer Aufnahme bestimmten Wannen das warme Wasser dampfte. Diese hölzernen Wannen hatten kein besonders appetitliches Ansehen, aber man hatte sehr gefroren und versenkte sich daher gern in die warme Flüssigkeit. Dem Badewärter, einem Züchtling, lag es ob, bei dieser Gelegenheit zugleich das zu lang gewachsene Haar der neuen Gäste ein wenig zu kürzen. (Von dem ehemals üblichen Kahlscheren war man hier längst abgekommen.) Dieser Wärter beklagte flüsternd mein „schönes Haar“ und meinte, er wolle sehr wenig schneiden, ich solle es nur so zu ordnen suchen, daß es kurz aussähe. Ich munterte ihn aber auf, nur wacker drauf los zu schneiden. Zwei Soldaten sahen, auf ihre Gewehre gestützt, dieser Prozedur zu. Während wir im Bade waren, legte man uns die

neue Kleidung zurecht, die wir denn auch alsbald anlegten. Das Hemd war, wie alle Hauswäsche, in Zwischenräumen von etwa einer Viertelelle mit schmalen blauen Streifen durchzogen. Man bekam zwei Paar Beinkleider, eins von Tuch und eins von Zwillich (dessen Gewebe noch unzähliche Restchen von Hanfstengeln enthielt, welche die Haut kratzten und oft blutig ritzten), eine Tuchjacke, eine desgleichen Weste, ein ganz einfaches Tuchkäppchen als Kopfbedeckung, zwei Paar Strümpfe, ein Paar Schuhe, ein Paar Pantoffeln, eine Halsbinde von Tuch und zu dieser Ausstattung kam hernach noch eine Bürste, ein Kamm, ein Stückchen Seife und einige ähnliche Kleinigkeiten. Die Tuchkleider waren schwarz und blau und zwar quer (horizontal) gestreift. Diese Einrichtungen waren aber dem Wandel unterworfen und erfuhren im Laufe der Zeit manche Abänderung. Anfangs fand man die Kleidung sehr unbequem, Alles war äußerst derb, schwerfällig und plump. Dem groben Gewebe der Wäschleinwand glaubt' ich schon einmal begegnet zu sein und ich besann mich, daß dies wirklich der Fall gewesen, als ich mir einst als junger Gymnasiast im Pfarrhause des etwa drei Meilen südlicher gelegenen Ebersdorf die dort aufbewahrten Kleider der geraubten sächsischen Prinzen zeigen lassen und zum Andenken ein Stückchen Hemd bekommen hatte.

Sämmtliche Kleidungsstücke, in denen man eingetroffen war, wurden zusammt dem Verzeichnisse in einen numerirten Sack gesteckt und in Verwahrung genommen. Die Nummer war die des Eigenthümers. Die meinige war 328 und das sollte fortan hier mein Name sein. Alle Kleidungsstücke die man trug, desgleichen ein Sack, worin man Alles aufzubewahren

hatte, was man nicht gerade brauchte, und ebenso diejenigen mitgebrachten Sachen (z. B. Taschentücher u. dergl.), deren Gebrauch etwa gestattet wurde, Alles dies ward mit der Nummer gestempelt.

So waren wir eingekleidet und sollten uns zunächst wieder zu jenem Oberaufseher begeben, der uns zuerst empfangen hatte, damit dieser prüfen möchte, ob Alles in Ordnung. Der Weg dorthin führte über den Hof und man durfte ihn nicht anders zurücklegen, als in einem Mantel, dessen Kapuze den Kopf mit einhüllte, so daß man nur eine Oeffnung zum Durchsehen behielt. Das geschah, damit man sich, eben erst aus dem warmen Bade gekommen, an der frischen Luft keine Erkältung und keinen Katarrh zuziehen möchte. Mich wunderte, hier einer solchen Vorsorge zu begegnen, die übrigens überflüssig war, denn während des etwas langwierigen Ankleidens verlor sich die Wirkung des warmen Bades schon hinreichend; auch wurde diese Einrichtung bald abgeschafft und man sah später keine so abenteuerlich verhüllten Gestalten mehr.

Der Oberaufseher prüfte, gab etwa statt der zu großen etwas kleinere Schuhe oder umgekehrt, und nun war man fertig, um dem Herrn Director vorgestellt zu werden, der sein Expeditionsstübchen gleich in der Nähe hatte.

Der damalige Director war ein gewisser Hauptmann Christ, ein alter Hagestolz, dem eine bejahrte Schwester die Wirthschaft führte. Wir (nämlich außer mir die drei obenerwähnten Gefangenen) wurden ihm zunächst jeder einzeln vorgestellt.

„Bist du nicht ein Thor gewesen“, sagte er zu mir, „da hast du dich nun geradezu lebendig begraben lassen!“

Ihm gegenüber am Tische saß ein Offizier von der bei der Anstalt auf Commando befindlichen Militärabtheilung. Dieser Herr war nicht blos zum Zeitvertreib zugegen, er hatte vielmehr den ernsten Zweck, den Herrn Director ein Bißchen zu überwachen, denn Hauptmann Christ litt schon seit längerer Zeit am Delirium.

Ein verrückter Zuchthausdirector — tröstlicher Gedanke für Gefangene! Und man hat ihn so lange auf seinem Posten gelassen, bis es schlechterdings nicht mehr mit ihm auszuhalten war!

Nachdem er mit jedem von uns einige Worte gesprochen, ließ er uns durch einen andern Beamten, der sich inzwischen eingefunden hatte, einen Auszug aus den Hausgesetzen vorlesen. Der erste Paragraph derselben besagte, soviel ich mich erinnere, daß der hier befindliche Gefangene seine bürgerliche Selbstständigkeit verloren habe, d. h. nicht mehr Herr seines Thuns und Lassens sein könne. Es folgten dann Vorschriften über das zu beobachtende Verhalten, namentlich auch die hier zur Pflicht gemachte „Schweigsamkeit“, man warnte uns, andere Personen, namentlich die Mitgefangenen nicht etwa zu bestehlen, desgleichen von Fremden, welche die Anstalt besuchten, keine Trinkgelder zu begehren, insbesondere auch mit den Schildwachen keine verbotenen Gespräche anzuknüpfen, keine Fluchtversuche zu machen, wobei erinnert ward, daß die Wachen angewiesen seien, auf jeden Flüchtling zu schießen und was dergleichen mehr. Natürlich waren alle Uebertretungen und ganz besonders die Fluchtversuche mit schweren Strafen, mit hartem Arrest, Fasten und Prügeln bedroht. Bei einer Bestimmung, die sich auf die

Entlassung nach überstandener Strafzeit bezog, sagte der Director zu den drei andern Gefangenen: „Das ist nur für euch!“ um mich nochmals ausdrücklich zu erinnern, daß ich lebendig begraben sei.

Nachdem wir die Verhaltungsregeln vernommen hatten und uns insbesondere bemerklich gemacht worden, daß wir nicht mehr Personen, sondern nur noch Sachen wären, ward es Zeit, uns auf unsre bestimmten Posten in der Anstalt zu weisen. Welcher Art diese sein sollten, blieb uns für den Augenblick noch Geheimniß. Alles stand auf einem Papierchen, das ein Aufseher in die Hand bekam und mit diesem traten wir, den Vorrathssack in der Hand tragend, den neuen Weg an.

In den letzten Jahren meines Aufenthalts in Waldheim wurden verschiedene Beschäftigungen eingeführt, die man früher dort nicht kannte. Nicht nach willkürlichem Ermessen, sondern jenachdem man Auftraggeber verlor oder gewann, traten derartige Veränderungen ein. So richtete man z. B. eine Harmonikafabrik ein, es wurde die Cigarrenfabrikation stark betrieben, desgleichen das Korbflechten, während die Wollkämmerei, welche ehemals einen großen Theil der Gefangenen beschäftigt hatte, später nur noch wenig Hände in Anspruch nahm. Bei meiner Ankunft bildete sie noch ein Hauptgeschäft. Außerdem wurde auch viel gesponnen, Tuch und Leinwand gefertigt, geschustert und geschneidert; auch lieferte man bereits viel Tischlerwaare.

Wir gingen über den Hof und in das Schloßgebäude. Hier wurde vor einer Thür Halt gemacht, über welcher zu lesen stand: Wollkämmerei. Dahinein brachte man meinen Ge-

fährten aus Leipzig. Ich wanderte dann weiter über einen andern Hof und in ein anderes Gebäude, wo ebenfalls über einer Thür stand: Wollkämmerei. Dahinein brachte man mich.

Es befanden sich hier in zwei mäßig großen und durch eine offene Thür verbundenen Sälen zehn Oefen, wie sie beim Wollkämmen gebraucht wurden und an jedem waren acht Kämmer, also im Ganzen etwa achtzig beschäftigt. An einem dieser Oefen war ein Platz frei und den bekam ich. Von den sieben Leuten, die nun meine nächste Nachbarschaft bildeten, waren zwei ebenfalls „Maigefangene". Die übrigen waren zum Theil Spitzbuben, links aber hatt' ich einen Straßenräuber und rechts einen Brandstifter oder Mordbrenner. Diesem letztern war ich gewissermaßen als Lehrling anvertraut, denn ich mußte natürlich erst in die Kunst eingeweiht werden. Zur Unterweisung waren allerdings „Kammmeister" vorhanden, Leute, die sich zur Beaufsichtigung des Geschäfts hierher vermiethet hatten. Ein solcher machte mir auch vor, was ich nachmachen sollte, aber Nachbar Mordbrenner ward mir behufs weiterer Vervollkommnung als nachahmungswerthes Vorbild empfohlen. Als Lehrling wurde mir natürlich noch nicht, wie den Andern, ein Pensum aufgelegt, dagegen verdient' ich auch noch nichts für mich; meine Arbeit kam dem Nachbar zu Gute, dem ich half. Uebrigens hab' ich gar nicht eigentlich Wollkämmen gelernt, ich brachte es nicht über das erste Lehrlingsgeschäft, nämlich das „Ausbeißen." In der fertig gekämmten Wolle finden sich noch kleine Knötchen oder Föckchen, die heraus müssen und man entfernt dieselben, indem man sie, die Wolle gegen das Licht haltend, aufsucht und mit den Zähnen herausrupft. Ob's auf andere Weise nicht besser gehen würde, lasse

ich dahin gestellt; genug, ich mußte ausbeißen und ich biß. Das Pensum zu liefern machte manchen dieser Leute viel Noth und wenn sie es nicht lieferten, wurden sie bestraft; daher wurde auch jeder beneidet, dem die Hilfe eines Lernenden zu Theil wurde. Von Rechtswegen hätte ich auch nicht einmal beißen sollen, denn meine Vorderzähne waren keineswegs in einem für dies Geschäft tauglichen Zustande; aber ich hatte das Unglück, daß der untersuchende Arzt ein alter Bekannter war!

So oft der Director in den Sälen erschien, was täglich wenigstens einmal geschah, mußten die Arbeiter, der Vorschrift gemäß, respectvoll in der Arbeit pausiren, aber er verfehlte nie, alsbald ein wohlwollendes „Arbeitet fort" vernehmen zu lassen. Freilich geschah es auch wohl, daß er sofort Einen, der ihm irgendwie misfiel, durchprügeln ließ. Während meiner Anwesenheit in diesen Sälen kam zwar kein solcher Fall vor, doch wurde mir versichert, daß dergleichen nicht unter die Seltenheiten gehöre. Die Aufseher aber durften niemand mehr eigenmächtig schlagen, wie es früher gewöhnlich gewesen.

Am ersten Tage meiner Lehrzeit mußte ich nochmals Gesetze hören, die Kämmereigesetze, die mir einer der beiden in diesen Sälen anwesenden Aufseher vorlas. Ich achtete kaum auf diese Vorlesung und erinnere mich z. B. nur, daß mir unter harter Strafe verboten wurde, Oel unter meine „Wulle" zu gießen um das Gewicht zu steigern. Ich betrachtete inzwischen einen armen Teufel, der mit gefesselten Beinen am Boden kauerte, vielleicht zur Buße für solch einen verbotenen Kunstgriff.

Während ich unter meinen Dieben, Mördern und Mordbrennern saß und Gelegenheit hatte zu bemerken, daß diese Leute ebenso gewöhnlich, ebenso prosaisch und auch nicht böser als andere waren, mußte ich wohl die Naivetät jenes lesenden Publikums belächeln, welches die Erzeugnisse der Criminalgeschichten-Literatur gierig verschlingt und sich die „Verbrecher“ gern und gläubig als ganz absonderliche Menschen vorstellt, mit denen es eine mystische, geheimnißvolle Bewandtniß haben müsse. Wie selten ist das der Fall! Aber gleichwie ein ganz schmackloser Fisch durch eine pikante Sauce, oft auch wohl nur durch den berühmten Namen des Koches und also mit Hilfe der Einbildungskraft zu einem köstlichen Gerichte gemacht werden kann, so läßt sich auch durch die abenteuerliche Behandlung und durch das Geheimniß, welches das Gefängniß umgibt, aus einem ganz gemeinen Burschen eine anziehende Erscheinung machen. Der criminalistische Apparat mit Allem was drum und dran hängt, ist die Sauce, die den Fisch pikant macht.

Etwas Romantisches, Geheimnißvolles oder Abenteuerliches will und muß die Welt freilich allezeit haben, gleichsam als Würze des Alltäglichen und Gewöhnlichen; daß sie es aber gerade da sucht, wo es heutzutage am allerwenigsten zu finden, in Gefängnissen, beruht wohl nur auf alter Gewohnheit. Das Abenteuerliche unserer Zeit spaziert auf offener Straße im hellen Sonnenscheine. Rumohr machte sich den Spaß, in seiner „Schule der Höflichkeit“ anzugeben, wie sich Bettler und Vagabunden benehmen sollen, um zu floriren. Im letzten Jahrzehnt erschien in Oesterreich ein Buch, welches alles Ernstes von den „Verhaltungen im Zweikampf“ han-

delt. Vor etlichen Jahren erschien in England eins, das die Boxerkunst als gesetzmäßig vertheidigt. Gleichzeitig sieht man in Amerika und Europa die Sclaverei nicht blos beschönigen, sondern offen verfechten; christliche Diplomaten arbeiten eifrig für Erhaltung der türkischen Macht und was dergleichen mehr. Wozu nun, wenn die Oeffentlichkeit so reich daran ist, das Seltsame in Criminalprozessen und hinter Gefängnißthüren suchen?

Einer der „Politischen" an meinem Ofen erzählte mir, man habe kurz vorher, als im Lande Unterstützungsbeiträge für die Angehörigen der damals einberufenen Kriegsreservisten gesammelt worden, auch im Zuchthause eine solche Sammlung veranstaltet und es sei in Folge deß ein anerkennendes Schreiben von prinzlicher Hand an das Directorium gelangt und von letzterm den im Speisesaal versammelten Gefangenen vorgelesen worden; dieses Schreiben aber habe einen insbesondre an die politischen Gefangenen gerichteten Passus enthalten, worin gesagt worden: dieselben sollten nicht etwa meinen, sie seien besser als die andern. Sofern dies der fraglichen politischen Sache galt, kann ich mir jede Kritik einer solchen Aeußerung sparen. Im Uebrigen aber darf man mit vollem Rechte fragen: seid ihr denn besser? ihr alle, die ihr in der Welt wandelt, nie in eine Untersuchung gerathet und nie eingesperrt werdet, seid ihr denn vor dem höhern Richter auch nur um ein Haar besser als die armen Teufel, die ihr gleichsam als Sühnböcke der gesammten Gesellschaft in die Strafhäuser schickt? Alles was ihr dorthin sendet, ist euer eignes Product; ich sage nicht, deines oder deines, sondern euer Aller gemeinschaftliches Product. Einer

unter Vielen muß freilich den Titel des Verbrechers führen, aber es gehört äußerst wenig dazu, ein kaum bemerklicher Umstand, irgend ein unbeachtetes Verhältniß, um gerade dem Einen die Rolle zuzutheilen, gleichwie in chemischen Dingen ein Atom mehr oder minder hinreicht, um Körper, die aus den nämlichen Stoffen bestehen, ganz verschiedenartig erscheinen zu lassen.

Man hat unrecht, die Verbrecher als so sehr isolirte Erscheinungen zu betrachten, während ihr Thun und Treiben mit dem der gesammten Gesellschaft so innig verwebt und so sehr dadurch bedingt ist.

Wäre alles Gelüst, aller Wille und jede bestimmte Absicht offenbar, wer wollte die groben Verbrecher zählen? Es macht nun aber nur die noch hinzutretende äußerliche Handlung den Verbrecher fertig: — täglich jedoch werden tausend Arme nur durch glücklichen Zufall gehindert, einen mörderischen Streich zu führen, täglich wissen auch tausend Hände ihr Thun geschickt zu verbergen und tausend Köpfe sind täglich schlau genug, eine gesetzliche Form zu wählen, unter welcher das Verbrechen nicht mehr als solches verfolgt werden kann. Einige Unglückliche und Dummköpfe aber, denen kein glücklicher Zufall als Retter erschien oder die nicht schlau genug waren, werden in's Zuchthaus geschickt. Sie sind nicht besser aber auch nicht schlechter als die andern.

Die Gesellschaft muß freilich bedacht sein, sich und dem Einzelnen so weit nur möglich Schutz und Sicherheit zu verschaffen und darum stellt sie gewisse Regeln auf, die beobachtet werden sollen, und darum bestraft sie die Verletzung dieser

Regeln. Das ist in der Ordnung, aber es handelt sich dabei im Grunde nur um Maßregeln der Nothwehr und man sollte bei allem dem, was strenggenommen nur Sache der Sicherheitspolizei sein kann, nicht von höhern Rücksichten der Sittlichkeit und dergleichen sprechen. Man sollte sich begnügen, die Uebertretung einer aufgestellten Regel, eines Gesetzes, zu bestrafen, sich aber enthalten, den Uebertretenden einen Verbrecher in der moralischen Bedeutung dieses Wortes zu schelten, denn entweder keiner ist ein solcher Verbrecher oder es sind's alle. Gesteht euch doch das Offenbare ein, daß eure Gesetze (und freilich kann es gar nicht anders sein) eben nur das Verbrechen regulirt haben: das regulirte Verbrechen ist keins mehr, es darf es jeder begehen und jeder begeht es. Nur das nicht regulirte Verbrechen ist verboten und nur wer dieses begeht wird Verbrecher genannt und bestraft, daher wird es auch nur von Unvorsichtigen oder Dummen begangen. Menschliche Gesetze *können* nur auf äußerliche Handlungen Anwendung finden, es *kann* sich dabei nur um Sicherheit, Nothwehr, Erhaltung der eingeführten gesellschaftlichen Ordnung handeln und wenn das juristische Pfuscherthum sich und die Welt eines Andern überreden will, so ist das Anmaßung und Selbstüberhebung, denn für die *moralische* Bedeutung der menschlichen Handlungen gibt es in der Welt nur ein einziges Gericht, jene Stimme Gottes, welche Gewissen heißt.

Poeten und Philosophen mögen ihren Scharfsinn an den Geheimnissen des menschlichen Herzens und an psychologischen Räthseln üben; die Juristen aber sollten dieses ganz außer ihrer Sphäre liegende Geschäft meiden, sie sollten sich be-

sinnen, daß sie nur auf die Beobachtung der aufgestellten Gesellschaftsregeln zu sehen haben d. h. daß sie vernünftigerweise nur Polizeibeamte sein können.

Erschöpft denn die juristische Definition den Begriff irgend welches Verbrechens? Sie bezieht sich blos auf das den Regeln Zuwiderlaufende, was allein durch die juristischen Gesetze verboten wird. Ein erbschleicherischer Arzt beschloß, einen reichen Kranken, dessen Vermögen ihm zufallen sollte, zu ermorden. Er war nicht so einfältig, ihm ein materielles Gift zu geben; er kannte seinen Mann und begnügte sich, dem ganz leicht Erkrankten täglich ein äußerst bedenkliches Gesicht zu zeigen, täglich einige Aeußerungen fallen zu lassen, die den Patienten so beängstigten, daß aus der leichten Krankheit eine schwere wurde und nach vier Wochen der Tod erfolgte. Dabei hatte sich der Arzt geflissentlich beobachten lassen, er hatte der angeblichen Gefahr wegen einen zweiten Arzt zugezogen; aber der Kranke hatte nun einmal zu dem Mörder allein Vertrauen und diesem ward die Genugthuung, sein moralisches Gift von jedermann als Kundgebung einer besorglichen Freundschaft gerühmt zu hören. Es fehlt nicht an andern Mitteln, auf ebenso sichere und viel feinere Weise zu morden, ohne dadurch irgendwie gegen das bürgerliche Gesetz zu verstoßen. So ist's mit allen Verbrechen, das Gesetzbuch bezieht sich auf sie nur, sofern sie ungeregelt sind. Ein Schneider befürchtet, es werde ihn gelegentlich ein Kunde nicht bezahlen und daher setzt er allen seinen Kunden zu viel an, um seine Verluste (auch die erst noch möglichen) zu decken; dabei gilt er überall für einen Ehrenmann. Er betrügt in geregelter Weise, das macht den Unterschied. Man nennt ihn

daher theuer, statt unehrlich; er betrügt unterm Schutze des Gesetzes, denn jedermann darf ja den Preis seiner Waare beliebig festsetzen. So trifft das Gesetzbuch überall nur gewisse Formen des Verbrechens, aber nicht das Verbrechen überhaupt. Nichts kommt häufiger vor als Bestechung, aber nur unter wenigen Formen ist sie durch's Gesetz verboten. Die moderne Gesellschaft könnte ohne Bestechung gar nicht bestehen, ich habe noch keinen einzigen unbestechlichen Menschen gefunden und glaube auch nicht daß es einen gibt. Ist denn aber der des Geldes nicht Bedürftige, der sich durch eine Schmeichelei bestechen läßt, etwa besser, als der arme Teufel, der sich durch einen Thaler bestechen läßt und deshalb bestraft wird? liegt denn die Bedeutung eines Verbrechens in einem Stückchen Silber? Aus alledem geht deutlich genug hervor, daß das Gesetz, wie viel man auch Gegentheiliges fasele, insofern es straft, eben nur Nothwehr übt und im eigentlichen und höhern Sinne nicht einmal strafen will, wenn es überhaupt dazu befugt sein könnte. Ja, es spricht selbst zum wenigsten implicite aus, daß es nicht auf die Sittlichkeit des Menschen gerichtet ist, sondern nur die Satzungen der gesellschaftlichen Sicherheitspolizei (den Gesellschaftsvertrag) beobachtet wissen will; es spricht dies durch den bekannten Satz aus: Gesetzesunkenntniß schützt nicht. Schon dadurch allein scheiden die Juristen die Gesetzesbeobachtung ausdrücklich von der Sittlichkeit, denn nun kann der stricteste Beobachter der Gesetze höchst unsittlich sein und umgekehrt, ein sehr sittlicher Mensch kann wegen Uebertretung der Gesetze bestraft werden. Dankt es der Nichtjurist doch meist nur zufälligen und selten von ihm selber abhängigen Um-

ständen, wenn er nicht gegen Bestimmungen der dicken Gesetzbücher fehlt, deren Inhalt er unmöglich kennen kann. Und wie könnte die Juristerei sich auf die sittliche Seite des Menschen beziehen, da sie sich ja selbst oft gar nicht klar darüber ist, ob sie etwas Verbrechen nennen soll oder nicht, wie z. B. den Wucher, mit dem es sich ganz ähnlich wie mit der Bestechung u. s. w. verhält.

Uebrigens ist ja jedermann darüber einverstanden, daß es nicht die geringsten Verbrechen (Sünden) sind, die, heimlich oder offen begangen, für das menschliche Gesetz unerreichbar bleiben. Man kann das nicht leugnen, aber man will nur nicht bestimmte Fälle genannt hören, nicht mit dem Finger darauf hingewiesen sehen. Wo ist denn die Sittlichkeit, wenn ein halbes Land an Corruption krankt und nur ein armer Taschendieb bestraft wird? Es ist ganz recht, daß man ihn bestraft, die gesellschaftliche Sicherheit verlangt's, denn sie kann zur Noth bei dem geordneten, aber schlechterdings nicht bei dem gesetzlich verbotenen Verbrechen bestehen. Also bestraft ihn, aber hütet euch, auch noch einen Stein der Sittlichkeit auf ihn werfen zu wollen, denn vor Gott und Gewissen sind andere Leute mit ihrem Thun und Treiben zum mindesten nicht besser als er. Und sah man in dieser sittlichen Heuchlerwelt nicht oft genug schon das Gesetz selbst als Mittel zum wahren Verbrechen benutzen? Während sich der niedere Pöbel durch grobe Insulten rächt, indem er etwa dem Manne den er nicht leiden kann, den Hut in's Gesicht schlägt, weiß sich hoher Pöbel in gesetzlichen Formen, etwa durch Prozesse, zu rächen und wahrt sich dabei einen Schein des Rechts.

Das Alles ist der Masse der Gefängniß- und Strafhaus-

bewohner nicht immer klar bewußt, aber alle fühlen zum wenigsten den Unterschied zwischen Gesetzbuch und Sittlichkeit, zwischen Juristerei und Gewissen, sie fühlen, daß man berechtigt ist, ihnen mit dem einen zu Leibe zu gehen, nicht aber mit dem andern, und sie erblicken daher in ihren Verfolgern häufig nur Leute, die den fremden Splitter ausziehen wollen und den eigenen Balken nicht sehen.

Es ist Selbstüberhebung, für den Andern die Rolle spielen zu wollen, die nur dessen eigenem Gewissen zukommt, und es überheben sich in solcher Weise besonders häufig Beamte in Strafhäusern, die nicht Richter sind und nicht wissen können, ob einer schuldig oder nicht schuldig, sondern es nur glauben, weil es ihnen so berichtet worden. Während aber schon der Richter, der selbst nichts weiter kennt als höchstens das Aeußerliche einer Handlung (und auch selbst dies oft nur vermuthet,) sich nach dem oben Erörterten auf dies Aeußerliche zu beschränken hat und über seine Sphäre geht, wenn er sich auch noch zum Gewissensrichter aufwirft, ist es vollends anmaßlich, wenn sich Personen, die nur vom Hörensagen wissen, zur Splitterrichterei befugt glauben.

Man meint, die Beamten eines Strafhauses müßten die beste Gelegenheit haben, eine gründliche Menschenkenntniß zu erwerben; ich glaube dagegen, sie haben solche Gelegenheit weit weniger als andre Leute. Sie bilden sich gewöhnlich bald ein, große Uebung in Beurtheilung der Menschen erlangt zu haben, sie bilden sich ein, einen Jeden rasch durchschauen zu können und gerade diese mehr oder weniger selbstgefällige Einbildung verhindert sie, einen wirklichen Scharfblick zu erwerben. Sie halten sich den großentheils ungebildeten aber

oft sehr schlauen Gefangenen gegenüber für unfehlbar und werden selbst übersehen, während sie zu übersehen glauben. Die scheinbar offenherzigsten unter solchen Gefangenen sind oft die versteckteſten, die ihrem Manne jede schwache Seite auf's Schlaueste abzulauern verstehen.

Ein sehr großer Theil der Gefangenen war (Dank dem Indicienbeweise) verurtheilt, ohne ein Verbrechen eingestanden zu haben und viele betheuerten fort und fort ihre Unschuld. Unter diese gehörte z. B. auch mein wegen Brandstiftung auf Lebenszeit verurtheilter Nachbar. Nach meinen Beobachtungen unter diesen Leuten fühl' ich mich überzeugt, daß hingegen auch ihrer nicht wenige verurtheilt waren, weil sie eine gewisse Handlung eingestanden hatten, ohne sie begangen zu haben. Die quälerische hirnverwirrende Inquisition, getreue Nachfolgerin der alten Hexen- und Ketzerinquisition, mochte es in manchen Fällen wohl dahin bringen können, daß der halb blödsinnig gewordene Inquisit am Ende selber glaubte, eine Handlung begangen zu haben, deren er fälschlich verdächtigt war; öfter aber mag etwas nicht Begangenes absichtlich und mit vollem Bewußtsein eingestanden worden sein, weil der Inquisit dies vortheilhaft fand, weil er dadurch die Aufmerksamkeit von etwas Anderm, was er wirklich begangen und was ihm schwerere Strafe zugezogen haben würde, abzulenken vermochte. Dies war leichter als man vielleicht meint, weil die Untersuchungsgerichte einen einmal gefaßten Verdacht gern festhielten und so eifrig darauf ausgingen ihn bestätigt zu sehen, daß darüber Anderes ihrem Blicke entschlüpfte. Mancher hat auch etwas begangen, ohne zu wissen daß es etwas Verbotenes war und er staunt nicht wenig, als ihn das Gericht

belehrt, daß er mit der und der Handlung, die er für ganz harmlos gehalten, ein Verbrechen begangen. Aber Unkenntniß des Gesetzes schützt ihn nicht und er kommt in's Zuchthaus. Nun ist er zwar nach wie vor mit seinem Gewissen in Frieden, kann er's aber auch mit der Welt sein? Er möchte von Herzen gern, aber die Welt mag nicht. Sobald er aus dem Zuchthause kommt, ist er anrüchig. Er sucht Arbeit. Ein Geschäftsmann, der ihm Vertrauen schenkt, nimmt ihn auf. Nun erscheint aber die Polizei bei dem Arbeitgeber und fordert ihn mit hochnothpeinlichem Gesicht auf, diesen Mann entweder zu entlassen oder Bürgschaft für ihn zu leisten. Diese Zumuthung ist dem Arbeitgeber zu stark und er entläßt seinen Mann schleunig. Diesen treibt die Noth jetzt zu einem Eigenthumsvergehen. Er wird Dieb, weil er im Zuchthause *gewesen*, in welches er mit reinem Gewissen gegangen war. Jetzt, nachdem er gestohlen, wird er auch noch Lügner und Heuchler, kommt wieder in's Zuchthaus und verläßt es blos, um immer und immer wieder zurückzukehren. Es gab viele solche, die schon acht-, neun-, zehnmal dagewesen waren. Geschichten, wie die ebenerwähnte, kann man da sehr oft vernehmen. Man glaubt sie natürlich nicht immer, denn einer erzählt dergleichen dem andern nach, aber in vielen Fällen hatte es damit allerdings volle Richtigkeit. Gewiß ist, daß sehr viele Zuchthausbewohner durch die Strafe die sie noch *nach* der Strafe erleiden, dorthin gebracht werden, d. h. durch den Umstand, daß das Publikum sie als Anrüchige behandelt und durch die „polizeiliche Aufsicht“.

Man möchte immer auf's Neue fragen: Wer sind doch eigentlich die Verbrecher?

Verhältnisse und Umstände machen Verbrecher und Helden, d. h. die Gesellschaft zeugt beide und hat Theil an ihrem Thun.

Verbrechen sind übrigens auch der Mode unterworfen, in der einen Zeit herrschen die, in der andern jene vor. Die Statistik kann darüber schon einige Auskunft geben und dieser Umstand kann denjenigen zur Erwägung empfohlen werden, die sich viel auf den freien Willen des Menschen zu Gute thun.

Wahre Verbrechen sind meist nur solche, die nach den Gesetzbüchern gar nicht bestraft werden; was man außerdem Verbrechen nennt ist im Grunde nur Krankheit oder Liederlichkeit und diese sollte man nach Gebühr und Vernunft behandeln. Das ist für die Gesellschaft um so mehr eine Pflicht, als sie mitschuldig ist und zwar schuldiger als der Einzelne. Göthe hat seiner Zeit die nämliche Ansicht über die Mitschuld der Gesellschaft an Verbrechen gehabt und sie in seinen „Mitschuldigen“, wenn auch etwas undeutlich, verarbeitet. (Man vergleiche darüber auch „Wahrheit und Dichtung“ 2. Theil.) Er läßt in dem genannten Lustspiel den Gelddieb zum Verführer seiner Frau sagen:

— — „Ja ja, ich bin wohl schlecht,
Allein ihr großen Herrn, ihr habt wohl immer Recht!
Ihr wollt mit unserm Gut nur nach Gefallen schalten;
Ihr haltet kein Gesetz, und Andre sollen's halten?
Das ist sehr einerlei, Gelüst nach Fleisch, nach Gold.
Seid erst nicht hängenswerth, wenn ihr uns hängen wollt.“

Zu strafen berechtigt ist im Grunde nur, wer das richtige Maß vollkommen sicher zu treffen vermag und nicht fähig ist,

je einen Unschuldigen zu treffen (desgleichen, ist hinzuzufügen, nur derjenige, der auch belohnen kann). Ein solcher Richter ist aber allein das Gewissen. Der Mensch ist gegen andre nur zur Nothwehr berechtigt und die Strafen, womit er die Uebertretung seiner gesellschaftlichen Gesetze bedroht, können eben auch nicht Strafen in einem höhern Sinne, sondern nur Mittel der Nothwehr sein; sie sollen entweder dem Beschädigten Ersatz verschaffen oder als Präventiv- und Abschreckungsmaßregeln dienen. Sie können daher nur auf das Aeußerliche der Handlungen bezüglich sein, denn in's Herz kann dem Menschen niemand sehn, ihn folglich auch niemand strafen, außer Gott durch das Gewissen. Für die Gesellschaft ist demnach in Betreff des Strafwesens nur Uebereinkunft behufs der Nothwehr zulässig, sie kann nur Polizeistrafen verhängen. Alle andern Theorien des Strafrechtes sind Thorheit und Frevel und nur Früchte des juristischen Mysticismus, der mindestens ebenso viel Unheil angerichtet hat als der theologische.

Was es in einem solchen Arbeitssaale zu sehn und zu hören gab, wußt' ich bald auswendig und die Stunden dehnten sich entsetzlich für mich, zumal da ich zur Zeit noch keine ernstliche Beschäftigung hatte. Die Leute waren hier sechzehn Stunden des Tags auf den Beinen, wovon vierzehn Stunden auf die Arbeit kamen. Abends, etwa ein Viertel nach acht Uhr, rief man Feierabend und das war das Signal, sich zum Gange nach dem Speisesaale fertig zu machen. Man ging

dorthin, wie es überhaupt gewöhnlich war, in Indian file oder im Gänsemarsch d. h. einer hinter dem andern. Der Strenge nach hätte sich dabei einer vom andern in beträchtlichem Abstande halten sollen, doch machte das die große Anzahl der Leute unmöglich, wenn man nicht sehr viel Zeit verschwenden wollte. Es lief also Alles dicht hintereinander und so blieb auch das verpönte Sprechen möglich, obwohl unterwegs da und dort Wachen aufgestellt waren, welche gern eifrig lauerten, einen zu ertappen, welcher sprach, sich umsah oder auch nur das Gesicht irgendwie verzog, um ihn dann sofort im brutalsten Tone anzuschnauzen. Ich bediene mich eines solchen Ausdrucks gewiß nicht con amore, aber ein milderer würde nicht richtig bezeichnen.

Sobald sich in den Speisesälen Alles versammelt hatte, wurde gesungen, gebetet, eine sehr dünne Suppe von ganz schwarzem Mehl gegessen, noch einmal gebetet und gesungen und alsdann, versteht sich immer im Gänsemarsch, nach den Schlafzellen und Schlafsälen gegangen, die sich größtentheils in den obern Geschossen des nämlichen Gebäudes befanden. In den Schlafsälen, die man später ganz abzuschaffen bestrebt war, brachte man natürlich nur Leute unter, die man für minder gefährlich hielt. In der Schlafzelle befand sich weiter nichts als das Lager, eine Bettstelle ohne Beine, mit einem derbgestopften Strohsack und desgleichen Kopfkissen ausgefüllt, darüber ein leinenes Betttuch und eine an der untern Seite gleichfalls mit Leinwand besetzte gute wollene Decke. An diesem Lager ließ sich nichts aussetzen und es war der beste derartige Gegenstand, den ich in Waldheim überhaupt gefunden habe. In dieser ersten Nacht wie in den

nächstfolgenden hatte ich indeß wenig Vortheil davon. Ich schlief sehr schlecht und nur viertelstundenweise; dabei litt ich an einem heftigen Katarrh und fror trotz der wollenen Decke so greulich, daß ich für gut fand, mich nur halb zu entkleiden, was freilich wider die Vorschrift war und Geheimniß bleiben mußte. Die ganze Nacht hörte ich das Auf- und Abschreiten der Wache auf dem Corridor, das gewöhnlich sehr geräuschvolle Ablösen und das unaufhörlich gebrüllte „Halt, wer da!“ der Wachen auf den Höfen.

Morgens drei Viertel auf fünf gab ein Glöckchen übeln Klanges das Signal zum Aufstehen. Um fünf Uhr, nachdem man sich angekleidet und das Bett in Ordnung gebracht hatte, erscholl es wieder und nun wurden die Zellen, aber versteht sich in einer gewissen vorgeschriebenen Ordnung, verlassen. Jenes Glöckchen, dessen gellender Ton in alle Winkel der weitläufigen Anstaltsgebäude drang, ließ seine naseweise Stimme täglich zehn-, auch elfmal vernehmen und für die in seiner Nähe Wohnenden ward es zu einer wahren Plage.

Man begab sich zunächst in die „Reinigung“, eine Halle, wo ein Röhrtrog plätscherte. Ein Handtuch führte man bei sich. Da standen nun auf Bänken kleine Fäßchen, die als Waschbecken dienen konnten, und desgleichen hölzerne Trinkgeschirre: Beide waren in hohem Grade ekelerregend. Ich stellte das Trinkgeschirr geschwind wieder hin, als ich seine schlüpfrige schleimige Oberfläche fühlte. Ich zog es, wie einige andre, vor, am Röhrtroge die Hand unterzuhalten und auf alles hier befindliche Geschirr zu verzichten. Man mußte sich übrigens mit Waschen und Kämmen beeilen, denn die Halle war nicht groß, faßte nicht viel Leute auf einmal und es

hatten gleichwohl in Zeit von einem halben Stündchen mindestens fünfhundert Mann diese „Reinigung“ (lucus a non lucendo) zu benutzen. Denn so stark war damals das Züchtlingspersonal, während die Anstalt im Ganzen gegen tausend Gefangene zählte, nämlich außer den männlichen auch die weiblichen Züchtlinge (wohl noch nicht hundert), die Correctionäre beiderlei Geschlechts (etwa dreihundert) und sodann noch die sogenannten Selectaner, einige jugendliche Vagabunden und Vagabundinnen, die einen Appendix des Correctionshauses bildeten, aber nicht wie dessen Bewohner braun, sondern blau gekleidet waren. Einige Zeit nachher war das Gefangenenpersonal weit stärker und zählte über elfhundert! Wie schädlich und verwerflich derartige Anhäufungen sind, bedarf keiner Erörterung. Das Männercorrectionshaus war erst unlängst von Zwickau hierher verlegt worden und wurde später von hier nach Hohnstein in der sächsischen Schweiz gebracht.

Aus der Reinigung ging man in den benachbarten Speisesaal an den angewiesenen Platz. Wer sich hier oder anderwärts etwa eines Bedürfnisses wegen oder aus sonst einem giltigen Grunde von seinem Platze entfernen wollte, mußte einen der Aufseher um Erlaubniß zum „Austreten“ ersuchen und kehrte er zurück, mußte er sich bei demselben wieder „eingetroffen“ melden, denn es wurden lauter militärische Formen beobachtet. Mein Tischnachbar war ausgetreten und ein Aufseher, der mich mit diesem verwechselte, trat zu mir und fragte: „Seit wann bist du denn im Zuchthause?“ — Seit zwei Tagen. — „Weißt du noch nicht, daß man sich zu melden hat, wenn man austreten will?“ — Ich weiß. —

„Nun, da du Zuwachs bist, mag's noch einmal hingehn, das nächste Mal wirst du angezeigt.“ Die Melodie dieses Textes kann ich nicht beifügen, man muß so was selber hören. Ich schwieg und das misfiel den Nachbarn. Rechts und links flüsterte es: Sie sind ja im Rechte, vertheidigen Sie sich doch, Sie dürfen sich das nicht gefallen lassen! Und da ich gleichwohl still blieb, stand einer auf, ging zu dem betreffenden Aufseher und machte ihm klar, daß er mich mit einem andern, der sich noch dazu richtig gemeldet, verwechselt hatte. Ich führe solche kleine Vorgänge nicht etwa als Außerordentliches an, sondern als Beispiele von dem, was fortwährend geschah. Kaum verging eine halbe Stunde, ohne daß man ähnliches erfuhr; man sah sich von den Aufsehern, von den „Kammmeistern“, ganz gewöhnlichen Handarbeitern, die hier die Gelegenheit nützten, den Herrn zu spielen, wie ein Betteljunge behandelt und wer etwa, sobald dabei extragrobe Ungehörigkeiten vorkamen, Beschwerde führen wollte, that etwas sehr Unnützes. Dies wurde mir am nämlichen Vormittage noch besonders bestätigt. Ich hatte mich abends vorher im Speisesaale, wo dies zu geschehn hatte, zum Director gemeldet, um mich in einer Zelle isoliren zu lassen. Der Director war freilich geisteskrank, doch ich dachte, vielleicht find' ich ihn in einer vernünftigen Stunde. Wer sich gemeldet hatte, wurde dann anderntags mit „zum Rapport“ beim Director genommen. Dies geschah denn auch bald nachdem ich wieder an meinem Ofen Platz genommen hatte. Als ich zum Rapport kam, mußte ich an der Thür warten, weil schon ein andrer drin war. Ich stand harrend, die Hände auf dem Rücken. „Hörst du,“ sagte mir ein Aufseher, „wenn du zum Herrn Director hinein-

kommst, dann behalt' nicht etwa die Hände so auf dem Rücken, das würde unschicklich sein!" — Drin im Kabinet wurde sehr laut gesprochen, man verstand jedes Wort. Ein wegen irgend einer Kleinigkeit angezeigter Züchtling vertheidigte sich und wies vollkommen nach, daß ein Irrthum gegen ihn obgewaltet hatte. „Und wenn auch!" sagte Hauptmann Christ, den sein Delirium nicht hinderte, Zuchthausdirector zu sein und der die Worte durch seine fabelhaft große gebogene Nase schnarrte.

„Aber ich habe ja Recht," bemerkte der Gefangene.

„Du sollst nicht Recht haben" — mit diesem Imperativ wurde der Gefangene entlassen.

Ich trat ein und man wird mir glauben, daß ich die Hände nicht auf dem Rücken behielt.

„Nun 328, was bringst du mir denn Hübsches?"

Ich sprach den Wunsch aus, isolirt zu werden, um mich mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen.

„Nein!! — Ich habe schlechte Erfahrung damit gemacht; es sind einige so isolirt und sie verdienen nichts. Die Maigefangenen haben so großen Schaden gethan, daß ich drauf sehn muß, daß etwas davon wieder eingebracht wird; in der Zelle geht das nicht, denn da wollt ihr nur auf dem Stühlchen sitzen und nichts thun."

Ich mußte also wieder Wollföckchen ausbeißen, um die Kosten des Maiaufstandes decken zu helfen. —

„Du sollst nicht Recht haben" — das ward nicht etwa vom Delirium des Directors eingegeben, es war vielmehr der große Grundsatz der hier geltenden Disciplin. Man hielt

es, eben im Interesse der Disciplin, für nothwendig, einem Gefangenen keinesfalls Recht zu geben. Er war befugt, sich über erlittene Ungebühr zu beklagen, wollt' er aber übel nicht ärger machen, so bediente er sich solcher Befugniß lieber nicht, denn er blieb ja doch, von aller Welt verlassen, in den Händen der nämlichen Leute, die er anklagte und die ihn für solche Anklage auf hundertfache Weise büßen lassen konnten. Zudem sollte er ja nie Recht haben, denn hätte es nicht den Respect schwächen und somit die eiserne Disciplin lockern können, wenn man einmal gesagt hätte: Du Gefangener warst hier in deinem Recht und du Beamter hattest unrecht? Das mußte sorgfältig vermieden werden.

Der alte Montaigne erzählt: „Ein Mann war zum Tode verurtheilt. Hinterdrein ward seine Unschuld durch das Geständniß der wirklichen Verbrecher bewiesen. Aber die Richter versammelten sich und beschlossen, daß die Hinrichtung stattfinden müsse, denn es sei besser, einen unschuldigen Menschen zu opfern als das richterliche Ansehn zu gefährden. Der Mann ward demgemäß aufgeknüpft." Lange vor Montaigne und ebenso in den drei Jahrhunderten nach ihm ist das Ansehn der Justiz unzählige Mal auf solche Weise gerettet worden, was der geheimen Inquisition nie große Schwierigkeit machen konnte. Alle Personen aber, nicht blos jene altfranzösischen Richter, alle die irgend eine Rolle spielen, die sich ohne Respect nicht gut durchführen läßt, sind gern geneigt, sich einen solchen Schein der Unfehlbarkeit durch eben solche Mittel zu wahren. Wären sie nicht in persönlicher Eitelkeit und persönlichem Dünkel befangen, der sich nicht gern gekränkt sehen mag, so würden sie begreifen, daß sie auf solche

Weise die wirkliche Achtung nicht wahren sondern verscherzen und die vertretene Sache, wenn sie eine gute ist, schänden.

Beim Wollausbeißen trat man der größern Helle wegen gern an's Fenster und da ließ ich mir denn von den verschiedenen Uebelthätern nach und nach ihre Geschichte erzählen, denn das blieb, obwohl Sprechen verboten war, thunlich, weil zwei Aufseher achtzig Leute unmöglich genugsam überwachen konnten. Redselig und zugleich neugierig zeigten sich die meisten und nur wenige schienen mir zurückhaltend oder unaufrichtig in ihren Erzählungen. Einem Gefangenen gegenüber mochten sie freilich zu größerer Offenheit geneigt sein, als vor andern Personen. Dabei aber konnten sie auch selber das Richten nicht lassen. Es befand sich in diesem Saale ein auf Lebenszeit Verurtheilter (deren es überhaupt sehr viele gab,) ein Bauerssohn, der seine von ihm geschwängerte Geliebte ermordet hatte. Dieser Unglückliche ward allgemein verabscheut und auf alle thunliche Weise geneckt. Ihm ward von niemand ein vertraulich Wort oder Zeichen. Er pflegte, was sonst niemand that und wozu er sich erst Erlaubniß hatte ausbitten müssen, des Nachts seinen gefüllten Wasserkrug mit in die Schlafzelle zu nehmen. „Ja," sagten die Leute, „bei dem brennt's inwendig zu sehr, er muß löschen." Dieser ebenso schlechte als rohe Witz war doppelt widerlich, weil er obendrein pfäffisch klang. Die Geschichte jenes Mörders hatte freilich etwas das Gefühl Empörendes, aber auch er war nicht schlechter als die andern!

Im Laufe des Tags ward mir meine Jacke abverlangt und als ich sie wieder bekam, hatte man quer auf den einen Aermel zwei schöne rothe Streifen genäht, das Zeichen, daß

man auf Lebenszeit verurtheilt war. Die Züchtlinge ersten Grades zeichnete ein einfacher Streif aus, der nicht quer sondern in der Längenrichtung aufgesetzt war. Die zu Zuchthaus ersten Grades Verurtheilten hatten, wenn ich nicht irre, etwas weniger Vortheil von ihrer Arbeit als die andern und trugen einen eisernen Ring um den einen Fuß, doch dispensirte man viele von dieser lästigen Bürde.

Damals fand das Mittagsessen zwischen elf und zwölf statt, in der Folge aber ward es auf die nächste Stunde verschoben, vielleicht nur weil man den Tag symmetrischer abzutheilen wünschte, doch wollte mir die frühere Einrichtung aus diätetischen Gründen für die Gefangenen besser scheinen. Mittag ist fast unter allen Umständen die schlechteste Stunde für die Hauptmahlzeit und unsre Vorfahren wußten recht gut was sie thaten, da sie dieselbe um elf oder noch früher hielten.

Ein Viertel nach elf rief ein Aufseher: Mittag! Alles legte die Arbeit aus der Hand, man kleidete sich an, diejenigen an denen die Reihe war, fegten Woll- und andern Staub aus allen Winkeln und zwischen den Oefen hervor nach der Mitte hin, wo wieder einer beschäftigt war den ganzen nicht geringen Schmutz nach dem Ausgange des Saales zu kehren. (Ein Gleiches geschah auch Abends.) Halb zwölf hieß es dann „Vorwärts“ und der Gänsemarsch ging nach den Speisesälen. Sobald all die Hunderte dort eingetroffen waren, wurde ein Vers oder zwei aus dem Gesangbuche gesungen (womit jeder versehn war). Dann ward commandirt: „Töpfe holen!“ Je einer von jedem Tische, d. h. dreißig und etliche, stellten sich auf und marschirten zwei Mann

hoch (denn dieser Gang und der Weg zur Kirche waren die beiden einzigen Gelegenheiten, wo kein Gänsemarsch beobachtet wurde,) aus dem Saale, um sich zwischen den deshalb aufgestellten Soldaten hindurch über den Hof nach der Küche zu begeben und von dort die gefüllten blechernen Speisetöpfe zurückzubringen. Das ging etwas hastig und es geschah nicht selten, daß einer auf dem Hofe stolperte und den ganzen Inhalt seines Topfes auf's Pflaster schüttete. Später hatte ich Gelegenheit, dies öfters zu sehen. Es war immer ein kleines Schauspiel. Umkommen ließ man das verschüttete liebe Gut natürlich nicht, dazu war man viel zu hungrig; stets fanden sich einige, die sich Erlaubniß erbaten, vom Pflaster des Hofs (der freilich ein großer allgemeiner Spucknapf und noch Schlimmeres war) den verschütteten Brei aufzulöffeln. Das geschah dann mit großem Eifer, man füllte Näpfe und Trinkgeschirr und ließ nicht eher ab, als bis dem schmutzigen Boden schlechterdings kein Löffel voll mehr abzuringen war.

In jedem Saale waren zwei Reihen Tische längs an den Seiten, so daß in der Mitte ein Gang frei blieb. An jedem Tische konnten funfzehn Mann sitzen, sieben an jeder Seite und einer unten quervor, welcher Senior hieß und dem es namentlich oblag, die sämmtlichen zinnernen Näpfe („Schüsseln“ genannt) zu füllen. Zu meinem Troste sah ich, daß man hier Blechlöffel hatte, deren Stiel in einer Gabel endigte, obwohl es nur selten etwas zu gabeln gab. Auf dem Tische lagen zu gemeinschaftlichem Gebrauch ein oder zwei Brodmesser, ferner ein unappetitliches Läppchen, womit nach dem Gebrauche die Löffel getrocknet wurden. Für das Salz hatte man damals kein Gefäß, es lagen ein Paar kleine

Häufchen auf dem blanken Tische, die gewöhnlich nicht weit reichten. Auch fand ein jeder seine tägliche Brodration auf dem Tische bereit. Ich war etwas unwohl, hatte keinen Appetit und es sammelten sich daher meine Brodvorräthe, aber ich ward sie ebenso geschwind los. Ein solcher Nachbar war ganz gelegen, der sein Brod nicht selber aß, doch hatte man sich zu hüten, es ohne vorher eingeholte Erlaubniß wegzuschenken, auch nicht einmal heimlich, denn Hunger und Neid würde manchen nicht Beschenkten fähig gemacht haben, die Sache zu denunciren und einer drohte mir geradezu damit.

Nachdem die Näpfe gefüllt waren, herrschte ein Aufseher in einem Tone, daß es gewöhnlich wie der Ansatz zu einem derben Fluche klang, der hungrigen Versammlung zu: „Zum Gebet!!“ Alles erhob sich und ein eigens hierzu bestellter Züchtling las einen Gesangbuchvers. Darauf mochte jeder seinen Napf leeren und das mußte geschwind gehen, denn Singen und Beten kostete soviel Zeit, daß zum Essen nur wenig übrig blieb. Sein nicht aufgegessenes Brod konnte jeder in dem vorhandenen Tischkasten deponiren oder auch beliebig mit in seine Werkstätte nehmen.

Der Küchenzettel blieb sich allwöchentlich im Wesentlichen immer gleich und erfuhr nur kleine Abänderungen, wie es Jahreszeit und Gelegenheit mit sich brachten. Früh und Abends dünne Mehlsuppe und Mittags ein ebenfalls nicht dicker Brei oder Gemüse. Schwarzes Mehl, Heidegrütze, Bohnen, Erbsen, selten ohne kleine weiße Würmer, Graupen oder vielmehr Gerstenkörner, die eben nur die Spitzen verloren hatten, auch wohl holziger Kohlrabi, Rüben ver-

schiedener Art, im Sommer auch wohl etliche Mal grüne Bohnen sammt dem Baste, Kohl sammt den Raupen, das waren die gewöhnlichen Gerichte. Insecten, wie Spinnen und Fliegen, fand ich bald ganz bald in Bruchtheilen fast täglich im Essen, einmal auch einen gigantischen Regenwurm in einem Gericht Nudeln. In Zeiten, wo mein Appetit nicht sehr stark war, pflegte ich mit halbgeschlossenen Augen zu essen, damit mir solche zoologische Erscheinungen entgehen möchten. Als einmal eine langanhaltende theure Zeit eintrat, wurden die Suppen noch dünner, nur mehlgefärbtes Wasser, und Mittags bekam man fast nur Mehl, Grütze und Graupen, denn solche Delicatessen, wie Erbsen, Bohnen u. dergl. konnten nicht mehr beschafft werden. Auch die sonst an einem Abend der Woche übliche Biersuppe blieb dann aus, desgleichen der ebenfalls wöchentliche halbe Häring, sowie das alle zwei Monate einmal gebräuchliche halbe Pfund Fleisch nebst einem Trunk Bier.

Wer einen solchen Küchenzettel, wie sie allwöchentlich vom Oeconomen entworfen, vom Arzte revidirt und gebilligt und vom Director genehmigt (oder auch nicht ganz genehmigt) wurden, wer einen solchen Zettel las ohne mitessen zu müssen was er aufzählte, der konnte wohl glauben, daß die Leute nicht so sehr übel bedacht wären, denn auf dem Zettel sah die Sache weit mannichfaltiger aus und zeigte nicht das ewige fade Einerlei, das man im Speisesaale fand. Schon die verschiedenen Namen des Mehls, Roggen-, Gerstenmehl u. s. w. ließen da die Sache bunter erscheinen. Dann waren allerhand Zuthaten aufgezählt, deren homöopathische Dosen sich auf dem Papiere breit machten, aber dem Essenden sich nicht offenbarten. Der Küchenzettel sprach von Fleisch, respective Speck

und es ist mir versichert worden, daß täglich je nach Umständen von dem einen oder dem andern wirklich zwanzig Pfund gekocht, klar gewiegt und unter das Essen gemischt würden. Zwanzig Pfund unter tausend Portionen (eine Kanne war das Maß einer Portion,) würden ein reichliches halbes Loth für den Mann geliefert haben, und ich glaube, so war's damals auch (denn es traten lange Zeiten ein, wo es ganz gewiß nicht einmal so war). Aber man konnte manchmal wochenlang essen, ohne eine solche Fleischfaser zu finden; dafür stieß man dann unverhofft auf ein Stückchen, das wohl allein fast ein halbes Loth wiegen mochte. Statt des Fleisches sprach der Küchenzettel bei manchen Gerichten auch von Milch, um aber diese im Essen zu entdecken, würde es der chemischen Analyse bedurft haben.

Bei so magerer, einfacher Kost erzeugt sich bei allen Menschen, die nicht ganz krank sind, bald ein wahrer Wolfshunger, ein nie zu stillender Appetit. Die Gier ging bei manchen dieser Leute in's Unglaubliche, sie konnten fabelhafte Brodmassen aufzehren, wurden nie ordentlich satt und Eins ist gewiß: auf der ganzen weiten Welt, auf allen Thronen, in allen Palästen und in allen Hütten findet sich kein Mensch, dem sein Essen so gut schmeckt, wie diesen Züchtlingen ihr Schwarzbrod und ihr Brei. Freilich konnte das nicht von allen gelten, aber es galt von der großen Mehrzahl. Während der theuren Jahre, wo mit Allem gekargt ward, wurden diese Leute vom Hunger wahrhaft geplagt.

Die leeren Töpfe wurden in Procession wieder nach der Küche getragen, unterwegs auch öfters, obwohl das untersagt war, mit Hilfe des Fingers noch rein ausgeleckt, und zum

Schlusse sang man wieder einen Gesangbuchvers, um dann zurück an die Arbeit zu gehen.

Ich habe, wenn von Strafgefangenen die Rede war, von verschiedenen Personen öfters die Bemerkung gehört: „O, diese Leute haben es besser wie mancher Freie!“ Man denkt dabei etwa an einen armen Weber, dessen Kost nicht besser, als die der Gefangenen, vielleicht nicht einmal so reichlich ist und der um Beschaffung dieser Kost, sowie der Hausmiethe und dergleichen in Sorgen schwebt, während der Gefangene (vorausgesetzt daß er nicht selber solch ein armer Weber ist, der eine hungernde Familie in der Welt zurückgelassen hat,) zeitweilig aller solchen Sorgen überhoben ist. Sehr viele der Gefangenen, arme Handarbeiter, die als Parias der Gesellschaft stets in kümmerlicher Lage gewesen sind und keine andern Freuden und Erholungen kennen gelernt haben als die des Lastthieres, werden den Unterschied zwischen ihrer sogenannten freien Existenz und dem Leben im Zuchthause allerdings nicht grell finden: sie sehen sich mit Verachtung behandelt, allezeit barsch angefahren und oft geradezu gemishandelt, aber es ist ihnen draußen nicht viel besser gegangen und anderseits, sofern sie jetzt nichts von Nahrungssorgen wissen, geht es ihnen in der That nun besser. Sie hatten draußen vielleicht manchmal gar kein Hemd, jetzt bekommen sie wöchentlich ein wenn auch nicht immer rein gewaschenes, doch durch's Wasser gegangenes. Solchen Leuten kann es in der That bisweilen passiren, daß sie nach wiedererlangter Freiheit nur in der bestimmten Absicht stehlen, wieder eingesperrt zu werden und der Gesellschaft wird damit ein Compliment gemacht, worüber sie billig erröthen sollte. Denn dann zeigen

sich alle Verhältnisse umgekehrt: die Gesellschaft ist dasjenige, was geflohen wird, das Zuchthaus aber wird zum Versorgungshause, zum Asyl, und aller Fluch und alle Schande, die sonst auf dem Zuchthause lasten, fallen von diesem zurück auf die Gesellschaft, welche schuld ist, daß es Menschen gibt, welche selbst den moralischen Druck des Zuchthauses fast gar nicht empfinden.

Am nächsten Morgen hörte ich unter mehreren Nummern, die ein Aufseher verlas, auch 328, die meinige. Die Reihe des „Kübeltragens" war an uns. Wir hatten die großen im Lauf der vierundzwanzig Stunden mit Unrath gefüllten Fässer aus dem Abtritte zu nehmen, sie nach einer weit hinten im Garten der Anstalt befindlichen Grube zu tragen, dort zu entleeren und nothdürftig zu reinigen. An einem solchen Fasse hatten zwei Mann gerade genug zu schleppen und da ich damals kränklich, auch der Bewegung in freier Luft ganz ungewohnt war, wurde mir's doppelt sauer. Es fügte sich, daß dieses erste auch das einzige Mal blieb, daß man mich an solchem Kübeltragen theilnehmen ließ, doch werde ich Gelegenheit haben, des schmutzigen Gegenstandes in anderer Weise noch manchesmal zu gedenken.

Im Laufe des Tags marschirte man (wie es allwöchentlich einmal geschah) nach der „Reinigung", wo diesmal für warmes Wasser gesorgt war. Man sollte da Gelegenheit haben, sich selbst am ganzen Körper und desgleichen auch ein Paar Strümpfe und ein Taschentuch zu waschen, denn mit diesen beiden Gegenständen befaßte sich damals das Waschhaus der Anstalt nicht, sondern ein Jeder mußte sie selber waschen, so gut er konnte. Die Taschentücher übernahm

später das Waschhaus mit, die Strümpfe aber blieben der Sorge des Gefangenen überlassen. Es ward dem Gefangenen im Allgemeinen ohne Schwierigkeit gestattet, einige Gegenstände, namentlich Strümpfe, Taschentücher, auch wohl Unterkleider, aus seinem eigenen Vorrathe zu gebrauchen und diese konnte er dann auch (wenn ich nicht irre, gegen eine kleine Vergütung, doch habe ich selber von der Einrichtung niemals Gebrauch gemacht,) unter dem Namen „Extrawäsche" vom Anstaltswaschhause besorgen lassen. Diese Extrawäsche wurde etwas sorgfältiger behandelt, die gewöhnliche aber, namentlich die Hemden, die man jedenfalls tragen mußte, konnte man oft nur mit Ekel anziehen. Dann und wann kam ein neues Hemd, von der Nadel weg, ohne im Wasser gewesen zu sein, und hatte man dies Glück in warmen Sommertagen, so war's ein eigenthümlicher Genuß, diese grobe ungefügige Leinwand mit ihrem Ueberflusse an Schlichte auf den Leib zu bekommen. Dafür kam dann das nächste Mal ein Hemd, das sehr gefügig war, weil es schon vielen Besitzern gedient hatte und auch sichtliche nicht hinwegzuwaschende Spuren seiner frühern Geschichte trug. Von einem Ausspülen dieser nothdürftig gewaschenen Hemden schien man, wenigstens zur Winterszeit, im Waschhause nichts zu wissen, sie wurden mit der noch darin haftenden Seife getrocknet und gerollt und sahen dann oft aus, wie mit einer bräunlichen gleißenden Substanz gefirnißt. Wie alle andern Stücke erhielt man besonders auch oft Taschentücher geflickt; bekam der große eingesetzte Flecken ein Loch, so ward wieder ein kleinerer eingesetzt und solch ein Taschentuch gestaltete sich dann zu einem gar interessanten Werke, wenn auch zu keinem anziehenden,

sondern vielmehr einem abstoßenden, denn was hatten die eingesetzten Flecken nicht alles schon erlebt, wozu mochten sie nicht gedient haben! Oft, wenn ich ein sogenanntes weißwaschenes Taschentuch bekam, hab' ich mich gemüssigt gesehn, es erst selber noch einmal zu waschen.

Jetzt konnte man sich also in der „Reinigung" über und über waschen, so gut es gehen wollte, und mit Hilfe der vorhandenen kleinen Waschfäßchen, die überdies sehr ekelhaft aussahen, ging es sehr schlecht. —

Kaum hatte ich wieder an meinem Ofen in der Kämmerei Platz genommen, als mich ein Aufseher aufforderte, ihm zu folgen. Wohin, sagte er mir nicht oder ich hatte es vielleicht überhört. Ich folgte ihm in einen benachbarten Theil des Gebäudes und er hieß mich in ein Zimmer treten, über dessen Thür „Schulstube" zu lesen war. Ich trat ein und sah mich allerdings in einer Schulstube mit langen Tischen, Bänken, einer schwarzen Tafel an der Wand und einem erhöhten Tische, der als Katheder diente; auf dem Stuhle hinter diesem Tische saß die einzige Person, die ich im Zimmer fand und die mich zu erwarten schien. Wer sie selber sei, sagte sie nicht, sondern ließ mich's errathen, was denn auch nicht schwer hielt. Es war der „Herr Pastor."

„Du bist Oelckers?" redete er mich an. Dann ließ er einige Bemerkungen über das schnöde Gebahren der Maiaufständischen fallen, die nun nach Verdienst Maigefangene geworden, beklagte übrigens, mich hier zu sehen, und bemerkte, daß er einen Gehilfen im Amte, Katechet genannt, hier habe, der mich aus früherer Zeit kenne und sich sehr theilnehmend über mich geäußert habe.

Diese Leute verstanden es, dem Gefangenen grobe Insulten in's Gesicht zu werfen. Unter diesen verstehe ich natürlich nicht, daß man mich „du" anredete, daß jede, auch die ihrem Inhalte nach unbedeutendste Anrede von Seiten der Unterbeamten ein Anschnauzen war, daß man mich Nachtkübel reinigen ließ, ja ich rechne unter diese Insulten auch noch nicht einmal, daß man mich zur Reinlichkeit, zu schicklichen Geberden und dergleichen ermahnte, denn ich mußte die Art von Leuten berücksichtigen, die das zu thun vermochten; die eigentlichen Insulten waren ganz andrer Art.

Bei meiner Thätigkeit in jenen Tagen der Volksbewegung war die Erzielung eines persönlichen Vortheils, von was für Art immer, selbst für die Verleumdung nicht einmal denkbar gewesen, ich hatte Mühe und Zeit, die mir vom höchsten Werthe sein mußten, rein geopfert, ich hatte selbst aus den schwachen Mitteln, die mir zu Gebote standen, noch materielle Opfer gebracht; — nun suchte aber z. B. dieser Herr Pastor für meine Betheiligung an der Bewegung einen Milderungsgrund (was freilich an sich schon Beleidigung war, da es ja nichts zu mildern galt, da ich mir ja nichts Unrechten bewußt, sondern im Gegentheil in meinem Gewissen völlig beruhigt war,) und er meinte, es werde mich wohl, abgesehn von ehrgeizigem Streben, materielles Bedürfniß verführt haben, in der fraglichen Weise, namentlich mit der Feder thätig zu sein.

Mancher Leser tadelt mich vielleicht, daß ich solche und ähnliche Aeußerungen nicht voll Entrüstung rügte, sondern stillschwieg. Ich war ja einmal im Zuchthaus und

zwar auf Lebenszeit, es konnte mir nichts Schlimmeres weiter begegnen, als etwa mit Stockprügeln regalirt, im Dunkelarrest krumm geschlossen oder auf Latten gelegt und auf Brod und Wasser reducirt zu werden. In solchen Augenblicken war ich freilich auch oft nahe daran aufzubrausen und loszubrechen und ebenso hatte ich hinterdrein bisweilen noch schwache Momente, wo ich mir vorwarf, es nicht gethan zu haben. Jetzt bin ich ganz zufrieden, daß ich dergleichen unterlassen habe. Die Gesinnungslosigkeit und Charakterlosigkeit kann Aeußerungen thun, auf die sich würdigerweise wirklich nichts, sei es im Zuchthause oder sonstwo, erwiedern läßt. Oder gesetzt, ich hätte versuchen wollen, einen solchen Mann ruhig, ohne Zorn eines Bessern zu belehren? das hätte geheißen, Unmögliches erstreben, denn ich hätte ihm dann auf Grund meiner Ansicht zumuthen müssen, unter den Umständen seiner Stellung zu entsagen. Aber derjenige, dem solche Stellung das Höchste ist, wird es eben nie begreifen, daß es Menschen geben kann, welche ihre Ueberzeugung höher stellen, als alle irdischen Vortheile und für ihre Bestrebungen auf allen persönlichen Lohn, denjenigen eines guten Gewissens ausgenommen, verzichten. Ich hätte etwa eine Predigt versuchen müssen über das, was wahre Lästerung des heiligen Geistes ist, und ich würde blos eine Predigerstimme in der Wüste gewesen sein.

Der Pastor pflegte häufig auch durch die Arbeitssäle zu wandeln. Rohe Gefangene äfften da seine Sprache nach (er stieß mit der Zunge an) und machten sich über sein nicht sehr ehrwürdiges Aeußere lustig. Allerdings war letzteres unansehnlich und erschien noch mehr so, wenn er lässigen wackeln-

den Ganges, die Hände in den Hosentaschen, über den Hof schritt.

Niemand gibt sich seine Gestalt selbst und auch die würdigste Haltung vermag die Mängel der Gestalt nicht immer ganz auszugleichen. Für gewisse Stellen ist aber auch ein vortheilhaftes und imponirendes Aeußere des Beamten nicht nur wünschenswerth, sondern sogar nothwendig; das gilt besonders von Männern, die (was sie leider selten sind) nützliche Lehrer und vernünftige (nicht abergläubische) Rathgeber verwahrloster Gefangener sein sollten. Wer die erforderlichen Eigenschaften nicht besitzt, sollte lieber auf derartige Posten verzichten. Indeß, hier und unter den obwaltenden Umständen war das Alles freilich am Ende ganz gleichgiltig.

Ungleich nachtheiliger wirkt aber der Dünkel der Beamten. Geistliche und Schullehrer werden leicht dünkelhaft, was zum Theil vielleicht daher rührt, daß sie gewohnt sind, immer das belehrende Wort zu führen, ohne daß jemand Gelegenheit hat zu widersprechen. Dieser Dünkel, den ich an Geistlichen selten vermißt habe, ist etwas ganz Anderes als der geistliche Hochmuth. Ein solcher Dünkelkopf weiß so ziemlich Alles und zwar Alles besser, er besitzt eine gründlichere Erfahrung als alle andern Leute; mit mitleidiger Herablassung, doch etwas zerstreuter Miene hört er, was ein Andrer sagt, obwohl's eigentlich nicht der Mühe lohnt, darauf zu hören, denn es gibt nichts Neues und Bedeutendes, außer was er selber sagt. Redensarten wie „das weiß ich nicht“, „das hätt' ich nicht gedacht“ und dergleichen kennt sein Wörterbuch gar nicht. Bittet man ihn um eine Auskunft, so wendet er

kleine Manöver an, seine Unwissenheit zu bergen, er blickt zerstreut oder schweigt scheinbar nachsinnend, läßt den Fragenden selbst äußern was er denkt, läßt sich auf diese Weise belehren und nimmt dem Fragenden dann die Antwort aus dem Munde, indem er sich stellt, als habe er nichts gehört. Daß es eines wahren Mannes, eines Ehrenmannes, ganz würdig ist, rund herauszusagen, „ich weiß nicht," davon hat solch' ein Charakter keine Ahnung. —

Wenn jenes Wort, „Gefangene haben es bisweilen besser als viele Freie," überhaupt nur in Bezug auf eine gewisse Klasse von Gefangenen anwendbar sein und auch hinsichtlich dieser nur in einzelnen Fällen für richtig gelten kann, so dürfte hingegen eine andere Behauptung, obwohl sie fast noch mehr paradox klingt, weit wahrer sein, nämlich die Behauptung, daß sich Strafhausbeamte häufig viel schlechter befinden als ihre Gefangenen; schlechter, versteht sich, nicht in rein materieller, sondern hauptsächlich in moralischer Beziehung.

Bei weitem das Wenigste ist noch die Verantwortlichkeit, die ihnen wie ein lästiger Kobold auf Tritt und Schritt im Nacken sitzt. Auch die Gebundenheit, der Mangel an freier Bewegung, worunter namentlich die Unterbeamten zu leiden haben, ist nicht das Schlimmste. Es ist vielmehr ein moralisches Unbehagen, was ihnen das Leben verleidet und vergällt, ein Unbehagen, das Alle fühlen, wenn es auch den rohern nicht zum Bewußtsein kommt.

Das Gesetz hat in neuerer Zeit allerdings den Makel aufgehoben, der ehedem auf gewissen, damals „unehrlich“ genannten Berufsarten ruhte. Aber das künstliche Gesetz, welches der naturwüchsigen Sitte bisweilen nachhinkt, bisweilen vorauseilt, vermag die letztere zwar wohl vor Gericht zum Schweigen zu bringen, ist aber nicht im Stande sie auszurotten, so lange sie nicht von selber erstirbt. Solche gesetzwidrige Sitte pflegt man, wenn sie sich durch Handlungen kundgibt, Unsitte oder, wenn sie sich etwa nur durch Worte bekundet, Vorurtheil zu nennen. Nach dem Vorurtheile des Volkes aber sind heute noch die Zuchthausbeamten mit Makel behaftet, gleichviel ob politische Gefangene im Zuchthause stecken oder nicht. Die Leute hüten sich, ihnen zu sagen, was sie von ihnen denken, denn das könnte als Injurie geahndet werden, aber die Leute lassen sie's fühlen und sie fühlen's auch. Sie fühlen's um so mehr, als sie sich (namentlich die Unterbeamten) meist aus dem Militär recrutiren, einem Stande, der gewohnt ist, sich als besonders ehrenvoll bezeichnen zu hören. Die Aufseher sind sämmtlich ehemalige Unteroffiziere. Der Posten hat sein Drückendes, aber man greift dennoch und zwar sehr eifrig darnach, erstlich weil bei diesen Leuten der Umstand, eine feste Versorgung zu haben, alles Andere überwiegt, und zweitens weil jeder hofft, mit der Zeit einmal anderswohin versetzt zu werden. Vielen glückt das, manche werden aber auch grau im Zuchthause, wo sie keineswegs ein süßes Leben haben. Jeden sechsten Tag, wenn ich nicht irre, hatten sie frei, die übrigen Tage aber und öfters auch die Nacht gehörten sie nicht sich selber an. Man konnte sie häufig über ihr Loos klagen hören.

Unteroffiziere sind oder sollen doch im Allgemeinen die Elite der Soldaten sein und diejenigen unter ihnen, die man in der Folge zu derartigen Aemtern verwendet, betrachtet man vermuthlich wieder als Elite der Elite. Natürlich aber kann das nur in rein militärischem Sinne gelten. Jedem jungen Manne graut es, seine bürgerliche Laufbahn durch einen vieljährigen Militärdienst unterbrochen zu sehen, jeder sucht womöglich davon loszukommen und wer dienen muß, läßt sich, wenn er was gelernt hat und ein thätiger Mensch ist, gewiß so oft und so lange als möglich Urlaub geben, um seinem ordentlichen Berufsgeschäft nachzugehen, und sehnsüchtig sieht er dem Tage entgegen, wo er sich demselben frei und ungehindert wieder ganz zu widmen im Stande sein wird. Diejenigen, die nicht so denken oder keinen Beruf liebgewonnen haben, sind es allein, die freiwillig im Dienste bleiben, nachdem sie sich zu Unteroffizieren haben machen lassen, um schließlich ein Aemtchen, ein Unterkommen, ein festes Brod zu erhaschen, was sie ebenso von der anstrengenden Arbeit wie von der Nahrungssorge befreit und in Stand setzt, ein Weib zu nehmen. Sie entbehren der mannhaften Selbstständigkeit und der edlern Thatkraft, die bereit ist, sich der Unabhängigkeit zu Liebe durch's Leben zu schlagen und die Freiheit der Sicherheit vorzieht. Darnach läßt sich ermessen, was man hier unter Elite zu verstehen hat. Man braucht vor allen Dingen Leute, die gewohnt sind, den Obern blindlings und pünktlichst zu gehorchen, dabei aber auch determinirt genug, sich denjenigen, die sie beaufsichtigen sollen, als entschlossene Befehlshaber zu zeigen. Das ist das Haupterforderniß und alles Andere Nebensache. Daher kann man auch nur Militärs und zwar Leute im kräftigsten Mannes-

alter zu solchen Aufsehern brauchen. Kommen sie in die Jahre, werden sie etwas schlaffer, so versorgt man sie anderweit. Einige halten indeß auch aus. Ich erinnere mich eines solchen, der es zum Oberaufseher gebracht hatte und übrigens keineswegs der Liebling seiner Gefangenen zu sein schien: dieser Mann war über vierzig Jahre im Dienste gewesen und als er pensionirt wurde, schenkte ihm der Director „von Amtswegen" einen silbernen Becher. Die Züchtlinge sprachen sich bei dieser Gelegenheit gern in ihrer Weise aus. „Wär' ich an seiner Stelle, ich würde am ersten Schluck aus dem Becher ersticken," hört' ich einen sagen und ein andrer meinte: „lieber wollt' ich zeitlebens im Zuchthaus bleiben, als mir so was schenken lassen, was ich durch vierzigjährige Arbeit solcher Art verdient hätte."

Nicht nur bewegten sich die (uniformirten und mit Hirschfängern bewaffneten) Aufseher selbst in militärischen Formen, sondern es mußten auch sonst alle Einrichtungen des Hauses so weit möglich einen militärischen Zuschnitt haben und das war in der Zeit, von der hier zunächst die Rede ist, noch mehr der Fall, als später. So herrschte denn auch vielfach ein militärisches Jargon, welches, wie jede technische Sprache, überall einen widerlichen Eindruck macht, wo es nicht an seinem eigentlichen Platze ist. Der Director hielt Rapport; die verschiedenen Abtheilungen der Anstalt hießen Visitationen; gelegentlich wurden große Paraden abgehalten; man nahm nichts in Empfang, man faßte Brod, Kleider u. s. w.; man ging nicht, man marschirte in die Kirche; von früh bis abends hörte man fortwährend das „Vorwärts marsch"; man wohnte nicht, man lag in einer Zelle; zum Spazierengehen

ward ausgerückt und eingerückt; man meldete sich zum Austreten und eingetroffen. Auch die Aufseherinnen, deren man für die weiblichen Gefangenen bedurfte, waren uniformirt, auch sie ließen unnützerweise öfters ein „Vorwärts marsch" hören und aus weiblichem Munde zu unglücklichen Weibern klang das ekelhaft. Unter den mancherlei übeln nicht militärischen Ausdrücken, die sich sonst noch eingebürgert hatten, fiel mir besonders der Lampier auf, wie nach Analogie des „Wichsier" der geistreiche Director in seinem Humor den Lampenwärter getauft hatte. Man las dies Wort sogar auf einer Tafel an einer Thür im Hofe, wo die Lampenputzer ihr Wesen hatten, bis der gebildetere Kopf eines spätern Directors diesen Scandal beseitigte, welchen bis dahin niemand, auch keiner der H. H. königlichen Commissare, die von Zeit zu Zeit die Anstalt besuchten, anstößig gefunden zu haben schien.

Königin Christine sagt in ihren Maximen: „Jeder Beruf im Leben hat seine Grimasse und sein Jargon" — und auch seinen Aberglauben, könnte man das Wort der geistreichen Frau ergänzen, die nur mehr das Aeußerliche im Auge hatte. Zum Aberglauben der Aufseher aber möcht' ich dann deren blinden Gehorsam rechnen, der so weit ging, daß sie, ohne Sinn und Zweck eines Befehls im Auge zu haben, ihn stets nur rein buchstäblich auszuführen bedacht waren und dabei denn häufig ganz so wie Eulenspiegel verfuhren. Das war aber nicht spaßhaft, denn die Gefangenen mußten ganz unnützerweise darunter leiden. Dann gemahnten auch manche hauspolizeiliche Einrichtungen an die Geschichte von jenen acht Mann, die den einen Hüter in's Feld trugen, damit dieser das Korn nicht niedertreten möchte. So nahm sich's seltsam

aus, wenn zur Erhaltung der Ruhe, die ein einsamer Gefangener in seiner Zelle vielleicht durch leises Pfeifen oder Summen einer Melodie gefährdete, die Schildwache und hinzukommende Aufseher einen wahren Heidenlärm machten, der die Aufmerksamkeit des ganzen Hauses erregte.

„Sie*) müssen bedenken, daß diese Leute (die Aufseher) keine besondere Bildung zeigen können, es sind lauter gewesene Unteroffiziere," äußerte im Zwiegespräch ein Oberbeamter gegen mich. Dieser Beamte war einer von den Studirten. Wenn ich aber Alles, was ich von Mangel an wahrer Bildung, von innerer Rohheit, Lieblosigkeit und Unverstand bei den Studirten gefunden habe, auf die eine Wagschale lege und auf die andere Alles, was ich bei den Nichtstudirten, namentlich den Aufsehern, Schlimmes, äußerliches wie innerliches, bemerkt habe, so seh' ich das letztere, wie arg es auch für sich allein betrachtet erscheinen mochte, als federleichte Kleinigkeit emporgeschnellt. Bei solcher Betrachtung mußt' ich stets an die schauderhafte Summe des Elends denken, welches drei Facultäten, namentlich aber die theologische und juristische, über die Welt gebracht haben. Studirte Beamte, die sich oft pedantisch nur durch den Buchstaben enger Regeln statt durch den gesunden Menschenverstand (der dann durch jene Regeln paralysirt ist) leiten lassen, zeigen sich stets rücksichtsloser, härter, roher, liebloser und unbilliger als andre. Vor denen, die sie „Ungebildete" nennen, haben sie eben nur die äußerliche glatte Form voraus, stehen aber in anderer Hinsicht und namentlich was Humanität anlangt, tief unter ihnen.

*) Es sei ein- für allemal bemerkt, daß ich die Anrede „Du" und „Sie" niemals willkürlich oder aus Versehen verwechsele.

Vergleichsweise konnte man sich denn auch über die Aufseher weit weniger beklagen, als über deren Vorgesetzte, besonders die studirten. Und wenn ich über jene Unterbeamten im Allgemeinen ein hartklingendes Urtheil fällen muß, so kann ich doch auch sagen, daß ich im Laufe der Jahre unter ihnen manches warme, ja manches feinfühlende Herz gefunden habe. Bezüglich der andern Beamten fordr' ich mein in solchen Dingen sehr treues Gedächtniß vergebens auf, mir ein einziges derartiges Beispiel zu nennen.

War nun auch das äußerliche unholde Benehmen vielleicht in der Mehrzahl der Fälle kein Produkt innerer Rohheit, sondern nur angewöhnte pflichtmäßige Form, so zu sagen Geschäftsmaske, so konnte man es doch natürlich nur übel empfinden und mußte darunter leiden. Viele ließen diese Form (zum Theil aus Furcht, weil sie sich überall, und wohl mit Recht, beobachtet und belauert glaubten) gegen niemand geflissentlicher hervortreten, als gegen die politischen Gefangenen, denen überhaupt, besonders durch schärfere argwöhnische Ueberwachung, das Leben weit saurer gemacht wurde als allen andern. Man schien alles Ernstes zu fürchten, daß wir gelegentlich einmal unter der Masse der Züchtlinge einen Aufruhr erregen und mit deren Hilfe zum Aeußersten schreiten könnten*).

---

*) Für Zuchthausbeamte mochte ein solcher Gedanke allerdings nahe liegen. Es galt da, was Thiers in Bezug auf ein anderes Verhältniß bemerkt: A traiter les gens ainsi, il faut les tuer, et quand on ne peut pas les tuer, c'est se préparer des ennemis, qui, à la première occasion, vous égorgent par derrière, et qui en ont le droit. Ich hörte einen Gefangenen äußern: „Es war schlecht, mich hier einzusperren, aber es wird dumm sein, mich loszulassen."

Wenn man nun einen Menschen, nachdem man ihm schon die Freiheit und alles, was ihm das Leben werth machen kann, entzogen hat, auch noch tagtäglich jahrein jahraus auf eine Weise behandelt, daß er sich nur gekränkt, geärgert, gereizt und gestachelt fühlt und man gleichwohl von einer derartigen Anstalt als einem Besserungsmittel spricht, so ist das, gelinde gesagt, seltsam. Nur Naturen von einer unverwüstlichen Gutartigkeit, d. h. solche, die eben gar nicht in's Zuchthaus gehören, werden dort nicht verdorben. Und das sind leider die Ausnahmen. Die große Mehrzahl geht schlechter heraus, als sie hineingekommen ist. Man könnte sich jede Kritik eines solchen Hauses ersparen, denn es stellt sich selber sein Zeugniß aus und spricht sein eignes Urtheil durch die gelben Streifen, die es den „Rückfälligen" auf den Aermel näht. Ueber jeden solchen Streifen haben weit weniger diejenigen, die ihn tragen, als die Verfechter eines solchen Systems zu erröthen.

Ich weiß nicht, ob jener Ton, ich möcht' ihn den specifischen Zuchthauston nennen, womit die Aufseher den Gefangenen begegnen, ihnen durch ihre Instruction zur Pflicht gemacht wird, oder ob sich dieses nicht blos unnütze sondern höchst schädliche Gebahren traditionsmäßig aus der Zeit der ehemaligen Zuchtmeister von Generation auf Generation vererbt hat. Vermuthlich beruht dabei viel auf der falschen Weise, in welcher diese ungebildeten Leute ihre Instruction verstehen. Es ist ihnen vielleicht vorgeschrieben, eine ernste Sprache zu führen und sie bringen, ohne es selbst zu wollen und zu wissen, blos eine grobe zu Stande; sie sollen sich streng zeigen und sie erscheinen brutal; sie sollen zurechtweisen oder ermahnen und sie schimpfen; sie sollen in ihren Worten kurz, gemessen sein und sie sind barsch.

und wegwerfend, d. h. sie treffen, obwohl sie es vielleicht gern möchten, das Richtige nie, weil sie zu ungebildet sind. Mancher Aufseher, der von Natur gutmüthig ist und gern in menschlichem Tone mit den Gefangenen reden möchte, wagt das nicht, weil er sich beobachtet glaubt; sieht er vollends einen seiner Collegen oder vielleicht gar einen Vorgesetzten sich nähern, so verstärkt er gleich die Stimme und beginnt, so wenig es ihm um's Herz sein mag, heftig zu zanken, um nicht in den Verdacht zu großer Milde oder der Lässigkeit im Dienste zu kommen.

Ein Gefangener muß, wie gesagt, in moralischer Beziehung kernfest sein, um Alles, was ihm hier widerfährt oder was er hört und sieht, mit einiger Ruhe zu betrachten und, während er sich beständig auf's Bitterste gereizt fühlt, sich nicht durch Groll, Haß und unterdrückte Wuth zu Grunde zu richten. Diesem Schicksal entgehen nur die Charakterfesten und freilich auch die leider nur zu zahlreichen Niederträchtigen, an denen aber auch nichts mehr zu Grunde zu richten ist. Aus der Zahl dieser letztern recrutirt sich besonders jene Klasse von Züchtlingen, die sich durch ihr „gutes Verhalten" auszeichnen und die man als „gebessert" entläßt. Andre, die allerdings auch meist gerathen fanden, Angesichts ihrer Wächter den Ingrimm zu verbeißen, machten ihrer Erbitterung in so schärferen Aeußerungen Luft, wenn sie Gelegenheit fanden, unbewacht zu sprechen, und solche Gelegenheit fand sich, trotz aller Ueberwachung, täglich, bei der Arbeit und im Speisesaale, beim Spazierengehen und in der Kirche, im Krankenhaus und im Bade, überall. Häufig hört' ich da Bemerkungen wie folgende: „Hat ein Mann auch von Haus aus einen ehrenwerthen Charakter, sobald er im Zuchthaus angestellt wird, so . . . . .

sie schlucken das ..... hier mit der Luft ein." „O," entgegnete ein Anderer, „was ist denn von Leuten zu erwarten, die einmal fähig sind, sich hier anstellen zu lassen! Das ist von vorn herein nicht jedermanns Sache und man muß sich denn mit den Leuten begnügen, die man eben dazu finden kann." „Ich möchte solch' Brod nicht essen," sagt ein Dritter, „der Bissen würde mir im Halse stecken bleiben, und lieber ließ ich meine Kinder verhungern, als ....." u. s. w. Ich unterdrücke die unglimpflichsten Ausdrücke.

Viele Leute und namentlich solche, welche die Sachen nur vom Weiten und vom Hörensagen kennen, verargen mir's gleichwohl vielleicht, daß ich dergleichen Aeußerungen jener armen Leute hier erwähne. Doch das gehört eben auch zur Schilderung des Ganzen, wenn sie vollständig sein soll. Zur Widerlegung solcher Meinungen hatte die Zuchthausdirection aber ihre Beweisgründe, die sie denn doch ihrer selbst würdig halten mußte: Krummschließen, Latten, Dunkelarrest und vor Allem Prügel — ohne Zahl! hätt' ich beinahe gesagt, doch dem war nicht so: alle Hiebe wurden gewissenhaft gezählt und zu Buche gebracht. Von einem Jahre (irr' ich nicht, war's 1857 oder das vorhergehende) wurde mir die Summe sämmtlicher Stock- und Ruthenhiebe genannt: die genaue Zahl ist mir entfallen, doch überstieg sie jedenfalls 23,000*). Ich weiß

*) In früherer Zeit waren die Aufseher befugt, nach eigenem Ermessen Hiebe — jedoch höchstens zwei im einzelnen Falle — auszutheilen. Jetzt war in dieser Beziehung die Willkür verbannt und niemand durfte eigenmächtig schlagen. Der Aufseher zeigte den Gefangenen an und der Director bestimmte nach Untersuchung der Sache die Strafe, resp. die Anzahl der etwaigen Stock- oder Ruthenhiebe.

nicht ob das ein Maximum war, oder ob man es als Durchschnittszahl betrachten darf.

Ganz besonders geplagt wurden die Gefangenen von den Soldaten, welche vielfach als „Pikets“ zur Beaufsichtigung der Leute sowohl bei der Arbeit als beim Spazierengehen und andern Gelegenheiten verwendet wurden. (Zur Zeit meiner Ankunft zählte das in Waldheim stehende Commando, so viel mir bekannt, 180 Mann, von denen täglich ein Drittel den Dienst im Zuchthause hatte.) Gleichwohl waren die Umstände in dieser Beziehung damals noch nicht die ungünstigsten. Man pflegte Schützen, eine verhältnißmäßig intelligente Truppe, in Waldheim zu verwenden; dazu kam, daß sich unter den Soldaten andre Elemente als sonst befanden, weil damals die Stellvertretung abgeschafft war, und überdies hatte die Reaction den Einfluß noch nicht völlig verwischt, den das Jahr 1848 auch auf die Soldaten gehabt hatte. Zwei Drittel benahmen sich, wie man es unter den Umständen kaum besser wünschen konnte; leider reichte nur das übrige Drittel vollkommen hin, uns das ohnehin saure Leben noch saurer zu machen. „Mit diesen Leuten (nämlich dem letzten Drittel) ist schlechterdings nichts anzufangen,“ sagte mir ein Schütze, „sie sind gar zu dumm.“ Und wenn mit Dummheit selbst Götter vergebens kämpfen, wie sollten es Zuchthausgefangene mit Erfolg thun! Später (bei welcher Gelegenheit, werd' ich noch zu berichten haben) kam statt der Schützen „Linie“ nach Waldheim und dann war von den erwähnten Vortheilen nicht mehr die Rede. Die Art und Weise, wie diese Soldaten zur Beaufsichtigung verwendet wurden oder wie man zuließ, daß sie sich dabei benahmen, war in mehrfacher Hinsicht beklagens-

werth. Solch einen jungen Menschen, der vielleicht noch nicht gelernt hatte, sich ein Dreierbrod zu verdienen, sah man da oft einen bejahrten Graukopf anschnauzen, mit „du alter Hallunke“ und andern erbaulichen Titeln tractiren und ihm wüthend das Käppchen vom Kopfe reißen, um nach der Nummer zu suchen, damit er ihn nachträglich noch anzeigen könnte. Wenn ein solcher junger Mensch noch Aeltern hatte, die ein fühlendes Herz besaßen und wenn sie hätten zusehen können, wie sich die Jugend des Landes hier so oft vergaß? Wahrlich, man würde besser gethan haben, dem jungen Burschen sein viertes Gebot noch einmal ordentlich zu Gemüthe zu führen. Er hätte dann vielleicht gelernt, graues Haar, auch wenn es von einer Züchtlingskappe bedeckt ist, mit einiger Pietät zu betrachten, er hätte überdies erkannt, daß wir dies vierte Gebot in weiterer Bedeutung auch auf das Vaterland zu beziehen haben, in dessen Dienste die Waffen mit Würde und Anstand getragen sein wollen. — Der Gemishandelte war in solchen Fällen selten Narr genug, Beschwerde zu führen; denn die meisten hatten wohl schon einen ähnlichen Bescheid, wie jenes „du sollst nicht Recht haben,“ vernommen. Und gesetzt auch, man hätte einmal einen Soldaten, der sich einen derartigen gar zu eclatanten Exceß erlaubt, bestraft: durfte man denn den Züchtling etwas von solcher Bestrafung erfahren oder auch nur ahnen lassen? wäre das nicht ein durchaus unzuläßiger Triumph für die Gefangenen gewesen, würde es nicht der Disciplin geschadet haben? „Da hast du auch einmal Recht gehabt,“ ein solches Wort ließ sich an einen Gefangenen gar nicht richten. Beschwerte er sich, so durft' er darauf rechnen, daß er nur Etwas erzielte, was im gelindesten Falle

ein derber Verweis war. Zudem war er ja eben nur hier, um zu dulden und zu tragen. Die meisten duldeten denn auswendig still, während die Wuth im Innern kochte; das Herz solcher schwachen Menschen, die sich selber mit verbissener Wuth quälen, ist wie ein Vulkan, der nie zum wirklichen Ausbruch kommt, aber nach und nach im Innern ausbrennt; dann bleibt nach der Wuth nur Ueberdruß, Kleinmuth, stille Verzweiflung übrig, und es trifft sich auch wohl, daß der Mann eines Morgens nicht aus der Schlafzelle kommt, weil er sich am Fenster aufgeknüpft hat. Zu gewissen Zeiten hat das in Waldheim nicht unter die Seltenheiten gehört. Man verschloß Nachts die Fensterchen der Schlafzellen, hauptsächlich vielleicht, damit die benachbarten Gefangenen nicht miteinander reden möchten, doch wurde dadurch auch das Fenstergitter unzugänglicher und somit das Aufknüpfen zwar nicht unmöglich gemacht, aber doch erschwert.

Zum Glück aber ist die sechzehnstündige Bewegung der großen Mehrzahl dieser Gefangenen von der Art, daß sie des Abends ermüdet genug sind, um sogleich einzuschlafen, und unter der kleinern Anzahl derjenigen, die das nicht vermögen, werden sich immer einige finden, die darauf bedacht sind, sich auf andere Weise als durch Selbstmord zu helfen.

Als ich einst im anatomischen Hörsaale der Section eines Leichnams beiwohnte und sich dabei ein abscheulicher Geruch verbreitete, der die Neulinge unter uns auf's Empfindlichste berührte, bemerkte der Professor: „Man muß sich da auf den chemischen Standpunkt stellen, denn alsdann findet man nichts mehr ekelhaft.“

Peinigender als der physische ist der moralische Ekel und um sich von dessen Qual zu befreien muß man sich in ähnlicher Weise helfen, wie der physischen Fäulniß gegenüber: man muß sich auf den chemischen Standpunkt stellen, um alles Gebahren der Menschen gelassen zu betrachten. Alle Bitterkeit schwindet alsdann, wie überhaupt alle subjective Befangenheit, die den freien Blick trübt; man objectivirt Alles, Personen und Umstände, auch die eigene Person und die eigene Lage, und während man sich erinnert, wie alle moralischen Erscheinungen, die man an den Menschen bemerkt, doch nur Verbindungen aus den moralischen Elementen sind, die wir alle gemeinsam haben, befreit man sich vom Drucke der Erscheinungen, beherrscht sie und betrachtet Alles leidenschaftslos.

Selbstkenntniß, die man gewinnt, indem man sich selber rein objectiv sieht — so wie man ist und so wie man den andern vorkommt — wird für Männer, die in der Welt zu entschiedenem Handeln berufen sind, vielleicht nicht immer vortheilhaft sein, denn sie macht bedenklich und kann dann Entschlossenheit und Thatkraft lähmen; aber für einen Zustand, wo man sich passiv verhält, ist sie gut und heilsam.

Der Philosoph macht uns aufmerksam, daß wir nicht eigentlich die Körper selbst wahrnehmen, sondern nur durch deren Eigenschaften bewirkte Sinneseindrücke und daß nach letztern unser Geist das Bild der Gegenstände schafft, daß wir also nicht sowohl Dinge außer uns, als vielmehr nur unsre eignen Schöpfungen wahrnehmen. Ebenso verhält es sich mit moralischen Gegenständen. Was wir da für Erscheinungen der Außenwelt halten, sind nur unsre eignen Schöpfungen im Guten wie im Bösen, denn alle Eindrücke von außen kommen,

sowie sie eintreten, eigentlich ganz indifferent und wir machen sie erst selbst gut oder schlimm durch unsre Auffassung und Deutung. So ist's mit Erfreulichem und Schmerzlichem, mit Beleidigungen und Schmeicheleien — wir empfangen das Alles nicht, wir machen es selbst, es ist subjective Auffassung (ergötzt ja doch oft den einen was den andern verletzt); wir haben es in unsrer Macht und wir sind gewohnt, dem indifferenten Eindrucke einen Charakter zu geben.

Man beruhigt sich leicht über Alles, wenn man Alles was uns berührt, auch was uns Personen zufügen, nicht mehr als Handlung sondern nur noch als Ereigniß aufnimmt. Alle äußerlichen Begegnisse werden uns in dieser Beziehung nur als ein Zufälliges gelten, als Flüchtiges, unstet Bewegliches; — fest und stet bleibend ist nur unser Innerstes, Gott in uns, der die Achse oder der Schwerpunkt gleichsam, um den sich Alles dreht, selbst wenn wir dieses festen Schwerpunkts uneingedenk sind.

Es ist keine scherzhafte Wendung, wenn ich von moralischer Chemie spreche. Man bedarf ihrer, um die Menschen gerecht zu beurtheilen; denn um dies wirklich zu thun, will der Mangel gewisser Eigenschaften berücksichtigt sein, die man unbilligerweise bei Allen als gleichmäßig vorhanden vorauszusetzen pflegt. In der moralischen Composition vieler Menschen sind z. B. die Elemente schwach vertreten, auf denen die Liebe, das Zartgefühl, das feinere Ehrgefühl beruht. Gegen das, was sie nicht haben und nicht verstehen, können sie denn auch nicht sündigen. Es ist ihnen wenig gegeben und soll darum auch wenig von ihnen verlangt werden. Sie kommen im Gerichte des Gewissens verhältnißmäßig leicht weg, wäh-

rend die Last (aber auch der Lohn) der Viel- und Meistbesitzenden groß ist.

Man begeht da immer den Fehler, andre nur nach sich selber zu beurtheilen und sich nicht in deren vielleicht sehr mangelhafte und arme Situation zu denken. Man appellirt an das Gewissen eines Menschen, ohne zu erwägen, daß dieses Gewissen nicht auf Eigenschaften wirken kann, welche dieser Mensch nur in schwachem Grade oder gar nicht besitzt. In Napoleons chemischer Composition waren die Elemente stark vertreten, welche den Ehrgeiz bilden; wären einige jener Atome zugesetzt gewesen, welche das feine Gefühl der Ehre erzeugen, so hätte der so active Eroberer seine Thaten nimmer vollbringen können.

Es ist demnach nicht billig, die nämliche Gewissensthätigkeit bei Andern vorauszusetzen, die man an sich selber kennt. Es kann also aber auch ein Jeder nur sich selber richten und strafen; die gesellschaftlichen Gesetze aber sollten ebendeshalb nur auf Aeußerliches (Angelegenheiten der gesellschaftlichen Polizei) gerichtet sein, denn in allem Andern ist der Mensch im Geheimniß seines Gewissens und ein für die andern unlösliches Räthsel. Das ist sein Verhängniß, aber auch sein Recht.

Jeder sollte sich sagen: Mit meinen eignen Fehlern hab' ich's ganz und gar zu thun, da hab' ich zu richten und zu bessern; mit dem was Andre gefehlt und gesündigt (auch gegen mich), hab' ich nichts zu thun, sofern es zu richten, sondern nur sofern es nach Möglichkeit zum Bessern zu lenken gilt.

Man soll nicht kalt werden, aber gelassen und unbefangen. Findet man, daß sich Menschen gegen einen unwürdig, impertinent, widerlich betragen, so soll man sich vor Allem nicht

darüber ärgern, sie aber auch keinenfalls mit kleinlichem Haß oder Verachtung, sondern nur mit wahrem menschlichen Mitleid betrachten. Sofern man sich von ihnen verkannt und ebendarum unwürdig behandelt sieht, liegt daran wenig, denn allem Höhern und dem guten Bewußtsein gegenüber ist ja solches Verkanntwerden, und träf' es auch unsre ganze Laufbahn in jeder Beziehung, wahre Bagatelle.

Es gilt alle Reizbarkeit zu besiegen, die auf rein moralischer Schwäche oder auch auf Nervenschwäche beruht. Was man gewöhnlich Nervenschwäche zu nennen pflegt, macht sich in zwiefacher Beziehung geltend: der Schwache ist je nach Stimmung und Umständen allzuleicht zu Freude oder Unmuth zu reizen. Einerseits erregt Unangenehmes, Verkehrtes, Schlechtes, Ungerechtes sofort Aerger, Groll, Haß und Zorn; diese leidenschaftlichen Regungen sind aber unberechtigt und daher erfolgt auch darauf, wie auf Trunkenheit, eine Art moralischen Katzenjammers und Beschämung. Nicht so bei gerechtem, gesundem Zorne. Des letztern schämt man sich nie, wohl aber jener unberechtigten Gereiztheit, die man daher auch gern sorgsam birgt, obwohl man ihre äußern Ursachen ohne Scheu bezeichnen und auch rügen kann, sobald sie das wirklich verdienen. Anderseits erregt aber auch dem so überreizbaren schwachen Gemüthe alles Gute, Große, Schöne, Vorzügliche plötzliche (wenn auch nicht tiefe) Rührung, vielleicht mit Thränen im Auge, d. h. Wallungen, die aber auch nur den Werth eines Rausches haben, auf die daher auch Katzenjammer und Erschlaffung folgt und die man auch gern beschämt birgt. Ganz anders ist's bei ächter (gesunder) Rührung und ächter Begeisterung, die etwas nachhaltig Stärkendes haben.

Selbstverleugnung und Selbstbeherrschung dürfen nur nichts Halbes sein (denn dann könnten sie zum Quietismus führen); sie dürfen sich nicht darauf beschränken, daß man seine Reizbarkeit oder sein Gelüst bändigt, sondern müssen sich auch dadurch bekunden, daß man seine Trägheit bewältigt und sich selbst zum Handeln treibt. Also muß Selbstbeherrschung nicht blos ein Zügeln, sondern auch ein Spornen sein, nicht blos ein „Du sollst nicht," sondern auch ein „Du sollst." Nicht blos um lockende Beeren ungekostet zu lassen, sondern auch um in einen sauren Apfel zu beißen ist Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung nöthig und im letztern Falle, d. h. wenn sie zum Handeln treiben soll, ist sie am schwersten. Sie ist die Bedingung der moralischen Freiheit: in dieser werden wir alles Widrige, seien es sinnliche oder moralische Eindrücke, einerseits gelassen ertragen, sobald es nur unsre schwachen Seiten, unsre Eitelkeit, unsern Eigensinn u. s. w. unangenehm berühren könnte, es aber auch anderseits entschieden bekämpfen, sobald es das Recht zu wahren gilt, sollte uns dieser Kampf auch schwerer fallen, als die Ertragung des Widrigen. Ist die Freiheit gewonnen, so betrachtet man Anderer verkehrte Handlungen und Meinungen mit Ruhe, zumal sofern sie uns persönlich unangenehm berühren, bekämpft sie aber nöthigenfalls mit Festigkeit, auch wenn man persönliche Vortheile dadurch verscherzt; man läßt sich nicht schwächlich reizen, von keinem Einflusse auch nur momentan unterjochen, man sträubt sich aber auch nicht gegen fremde oder neue Ansichten (gleichviel ob politische, ästhetische, religiöse oder was sonst für welche) mit eigensinnigem Widerwillen, der auf bequemer Faulheit oder Vorurtheil beruht, sondern prüft wirklich unbefangen und behält stets

das Beste, käm' es auch von des Gegners Seite und stürzte es auch unser angewöhntes eignes System, ja müßten wir zu dessen Sturze auch selber mit Hand anlegen. Das Gefühl, das Bewußtsein der allüberlegenen Freiheit ist so köstlich, daß Alles, was sonst bitteres Opfer schien, im Dienste dieser Freiheit gar keines mehr ist. Und wer sein eigener Sklave nicht ist, ist niemands Sklave.

Die innerlich errungene Freiheit soll nun auch nach Außen strahlen — doch ach! die „errungene" ist schon zu viel gesagt, denn völlig erringt sie keiner, so lang' er lebt und strebt, jeder wird mindestens noch eine merkliche Spur von den getragenen Ketten behalten und diese Spur genügt zu verhindern, daß sein Inneres allezeit wolkenlos und festlich sein könnte. Aber die Sitte ruft: zeige dich stets aufgeräumt! Billig trägst du Scheu, äußerlich und öffentlich ein lässiges Wesen zu zeigen; ebenso solltest du dir im Innern nie gestatten, auch nur auf Augenblicke lässig und unsauber zu sein. Uebe gegen Feind wie Freund selbst im Stillen und im Innern, was der guten Sitte Brauch, und um es gegen Andere wirklich zu können, üb' es auch gegen dich selber: sei mit dir selber nicht allzu familiar in der Einsamkeit des Gedankens! Bist du rein und human gegen dich selbst, so wirst du dich sicher auch gegen Andre so zeigen. Wer nur vor der Welt sittlich und höflich, ist ein bloßer Komödiant. Was er äußerlich auch sein eigen nennen mag, es fehlt ihm der wirkliche Gewinn, die wahre Freude, die alles Andre übersteigt und die einzig ein reiner Sinn gewährt. Aeußere Höflichkeit ist Fratze, wenn die innere dabei fehlt, und ächte Höflichkeit ist eben nur diejenige, die reiner Abglanz von der innern ist. — — —

Immer aber bleibt es schmerzlich, mit Menschen in Berührung kommen zu müssen, bezüglich deren man sich ausdrücklich zu erinnern hat: sie können dich nicht beleidigen! um so schmerzlicher dieser Menschen selbst wegen, weil man sich nothwendigerweise zugleich sagen muß: sie könnten dich auch nicht ehren, selbst wenn sie's versuchen wollten.

Das gellende Glöckchen schrie einem am Morgen eine Stunde später in's Ohr. Es war Sonntag und da ließ man damals, was später abgeschafft wurde, statt um fünf den Tag erst um sechs Uhr beginnen. Am Abend vorher hatte mich Nachbar Brandstifter erinnert: Nehmen Sie Ihren Trinkkrug mit in den Speisesaal, er wird morgen früh dort gebraucht, weil man Sonntags Kaffee statt der Mehlsuppe bekommt. Kaffee hatt' ich dem Zuchthause gar nicht zugetraut, aber die Sache hatte ihre Richtigkeit, man bekam ein Rösel eines Getränks, was in Sachsen auch vielleicht noch andre Leute als Züchtlinge für Kaffee gehalten haben würden.

Nach acht Uhr begann man sich zur Kirche zu rüsten, in die man mitgehen mußte, ohne gefragt zu werden ob man wollte oder nicht. Ein frisches Hemd hatte man schon in der Schlafzelle vorgefunden, es dort angelegt und das alte, in vorgeschriebener Form zusammengerollt, zurückgelassen. Man hatte nun nur noch die Kleider auszuklopfen, die Knöpfe schön blank zu putzen und die Schuhe zu schmieren. Dreiviertel auf neun zog Alles nach dem Speisesaal, der als Sammelplatz diente, und jeder setzte sich an seinen Platz. Da blieb man

aber nicht lange. Nachdem alle beisammen waren, ging's noch einmal im Gänsemarsche auf den Hof und dort stellte man sich zu drei und drei in langen Zügen auf und zwar mit dem Gesicht nach derjenigen Seite, nach welcher n i c h t marschirt werden sollte. Aufseher schritten langsam an den Zügen hin und her und prüften jeden Einzelnen scharf, ob die Jacke gebürstet, die Knöpfe blank, die Schuhe gehörig geschwärzt wären. Wehe, wo sich da ein Versehen fand! Wehe auch demjenigen, der mit einer Geberde ertappt wurde, die auf den Versuch eines Gesprächs oder Einverständnisses mit dem Nachbar zu deuten schien. Die Leute thaten am Besten, immer ein „saures Gesicht“ zu zeigen, wie es in alten ascetischen Büchern gefordert wird, denn ein heitres Gesicht galt für ein lachendes und den Unglücklichen, der ein solches blicken ließ, bellte sofort eine Cerberusstimme an: Was hast du zu lachen! Das Fegefeuer dieser Aufstellung zur Kirche wurde noch dadurch intensiver gemacht, daß häufig andre Leute, die auf Commando anwesenden Offiziere oder auch Fremde, die sich den Sonntagsspaß machten, das Zuchthaus zu besehen, als Zuschauer zugegen waren, sich die einzelnen Gefangenen zeigen ließen, die sie zu begucken wünschten, flüsternd oder auch unter hörbaren Aeußerungen mit dem Finger auf sie deuteten und sie mit dem Glase vorm Auge musterten, ganz unverschämt musterten, wie etwa Rinder auf dem Markte oder wie Pferde, die man sich vorführen läßt.

Nachdem während dieser Aufstellung, zum Kirchgang der harten Worte genug in diesem unseligen Hofe wiedergehallt hatten, stellte sich voran neben jeden der drei oder vier Züge ein Aufseher, man commandirte: Achtung! alles stand stock-

steif, das Gesangbuch in der Linken; man commandirte weiter: Rechtsumkehrt! (Deshalb hatte man sich nach entgegengesetzter Richtung aufstellen müssen), und: Vorwärts Marsch! und trab, trab, ging es gleichen Schrittes mit den schweren eisenbeschlagenen Schuhen, daß das Pflaster dröhnte. Während des sehr lebhaften Marsches hatte man auch noch Gelegenheit, zu commandiren: links abgeschwenkt! War Einer falsch angetreten und setzte etwa den linken Fuß vor, während der rechte an der Reihe war, so ward er hart angelassen und hatte sich schleunig zu corrigiren. Mußte das Alles nicht geeignet sein, die Leute in einer recht sanften und andächtigen Stimmung zur Kirche zu bringen?

In späterer Zeit schien man indeß auf den Gedanken gekommen zu sein, daß wenigstens bei solcher Gelegenheit diese Exercitien sich ein Bißchen skandalös ausnähmen und man schaffte sie ab. Man ließ dann die Leute nur noch zwei Mann hoch aufstellen, man rief ihnen ein einfaches Vorwärts zu und ließ sie nicht mehr marschiren, sondern gehen und zwar recht langsam gehen. Aber es währte lange, bevor sich die Gefangenen den Gleichschritt abgewöhnten und ich fürchte, viele suchten ihn aus Trotz oder zu ihrem Spaße beizubehalten.

Dieser Marsch begann Schlag neun Uhr zugleich mit dem Kirchengeläut, welches erst schwieg, nachdem der letzte Mann in der Kirche verschwunden war. Soldaten, die während des ganzen Vorganges überall auf dem Hofe postirt waren, schlossen sich, während die Züge vorrückten, hinter diesen nach und nach aneinander und bildeten eine Art Nachhut bis zur Kirchthür. In die Kirche selbst folgten nur etliche Mann, die sich da mit ihren Gewehren in der Nähe der Thür aufstellten. Die

Gefangenen kannten schon die Plätze, die sie in der Kirche einzunehmen hatten und so saß denn bald Alles in Ordnung. Natürlich fehlte es dabei nicht an einer beträchtlichen Anzahl Aufseher.

Auf die Kanzel steigen sah ich diesmal nicht den mir schon bekannten Pastor, sondern den Hilfsgeistlichen, in dem ich einen weiland Schulkameraden erkannte. Ein solcher war mir zwar schon in Aussicht gestellt worden, doch ohne Erwähnung des Namens und so erfuhr ich jetzt erst, wer es war.

Nach dem Schlusse der Kirche stellte man sich wieder auf, marschirte wieder über den Hof, trat abermals im Speisesaale ab und verfügte sich dann von da zurück in die verschiedenen „Visitationen.“ Hier arbeiteten die meisten auch am Sonntag und sie mußten wohl, um das monatliche Pensum liefern zu können. Einige indeß, denen das Werk leichter von der Hand gehen mochte, verwendeten auch einige Stunden auf Lesen, denn es gab eine Anstaltsbibliothek, bestehend aus Büchern der verschiedensten Art, wie sie durch gelegentliche Schenkungen zusammengewürfelt worden waren.

Es war Mitte des Monats und da, sowie allmonatlich zum Ersten, pflegten Victualien ausgeliefert zu werden, die sich jeder Gefangene, der über das nöthige Geld zu verfügen hatte, „schreiben lassen“ konnte. Zwanzig Neugroschen waren damals das Maximum, was einer von seinem „Ueberverdienst“ zu solchem Zwecke verwenden durfte. Viele konnten freilich bei weitem nicht so viel, manche auch gar nichts verwenden. Man konnte Bier, Milch, Butter, Brod, sowie Schnupftabak erhalten. Häringe, saure Gurken und einiges Andre sah ich erst später einführen. Mancher war schon froh, wenn er sich auf diese Weise alle vierzehn Tage ein Pfund Brod und einige

Loth Schnupftabak verschaffen konnte. Viel von Allem vermochten aber selbstverständlich auch nicht einmal die Glücklichen zu kaufen, denen ein ganzer Gulden zur Verfügung stand. Ich selber verdiente überhaupt noch gar nichts und als „Zuwachs" durft' ich auch die Paar Thaler, die ich mitgebracht hatte, nicht verwenden. Der Brandstifter, zu dessen Vortheil ich „ausbiß", reichte mir in dankbarer Anerkennung ein großes Butterbrod, was ich jedoch freundlich ablehnte.

Am nächsten Vormittage übergab man mir einen Brief, dessen Siegel natürlich schon gelöst war. Er war von einem Leipziger Buchhändler und meldete das baldige Eintreffen eines ausländischen Werkes, wegen dessen Uebersetzung ich bereits in Leipzig mit dem Verleger Rücksprache genommen hatte.

Man verkannte nicht, daß dies Geschäft immer noch etwas einträglicher sein mußte als Wollkämmen und so zeigte man sich bereit, mich übersetzen zu lassen. Ich mußte zu diesem Ende noch einmal zum Director, den man zu jener Zeit nicht leicht ganz allein ließ. Ich sah den Herrn Pastor bei ihm sitzen, den ich später fragte, ob er die Sache vermittelt habe. Er leugnete es mit einer bejahenden Miene.

Die Beschäftigung mit literarischer Arbeit war nur möglich, wenn man mich in einer Zelle isolirte. Es vergingen indeß noch etliche Tage, ich fuhr fort auszubeißen, bis eines Morgens, nachdem ich dies angenehme Geschäft gerade eine Woche lang besorgt hatte, das fragliche Werk eintraf. Man hieß mich noch im Laufe des Tags meine sieben Sachen, Sack, Trinkgeschirr u. s. w. zur Hand nehmen und überantwortete mich einem harrenden Aufseher, der mich der Wollkämmerei entführte.

V.

Schloss Waldheim.

In der Zelle.

Ich ging mit meinem neuen Aufseher in das nämliche Gebäude, in dessen Erdgeschoß ich zu allererst übernachtet hatte. Es enthielt im Ganzen etwa hundert Zellen und in jedem der beiden obern Stockwerke befanden sich deren sieben und dreißig in einer einzigen Reihe. Jede Zelle hatte durchschnittlich neun Fuß Breite und dies Haus mochte demnach ungefähr vierthalbhundert Fuß lang sein. Wir stiegen in dem in der Mitte angebauten Treppenhause hinauf in's oberste Stockwerk, gingen rechts bis ziemlich an's Ende des langen Ganges und hier wurde mir eine mit Nr. 4 bezeichnete Zelle aufgeschlossen, in welcher ich anderthalb Jahr wohnen sollte. Das Fenster dieses kleinen Gemachs, etwa so groß wie die Hälfte eines mäßiggroßen Stubenfensters und breiter als hoch, befand sich etwas in der Höhe, doch so, daß man noch bequem hinausblicken konnte. Es war da ein winziges Tischchen, ein hölzerner Stuhl, ein Bett wie in den Schlafzellen, doch bei Tage an der Wand emporgeschlagen, in einer Ecke einige Simse zum Aufstellen von Eß- und Trinkgeschirr und der-

gleichen, an der Wand ein kleiner Kleiderrechen, vorn zur einen Seite der Thür ein von außen zu heizender Kachelofen, zur andern Seite der Abtritt, der hier festgemauert war und in gleicher Weise mit dem Corridor correspondirte, wie ich es früher in Hubertsburg gefunden hatte.

„Du bist Schriftsteller?" sagte der Aufseher. „Hast du auch Papier und was du sonst brauchst mitgebracht?"

Ich hatte nichts mitgebracht, weil mir die Beamten in Leipzig gesagt hatten, dergleichen Dinge dürften nicht mitgebracht werden.

„Hast du Geld mitgebracht?"

Ja.

„Nun, dann können wir ja Papier kaufen. Ich will dir einstweilen etwas von meinem Vorrathe geben."

Er verließ mich und ich begann mich einzurichten. Während ich noch damit beschäftigt war, erschien ein andrer Aufseher, der mir mancherlei Instructionen gab. Er fand mich, während ich mit dem vorhandenen Vorstwische den sehr schmutzigen Fußboden rein fegte.

„Nun, das ist in der Ordnung! Daß du mir ja immer hübsch reinlich bist. Du wirst an solche Sachen nicht gewöhnt sein, aber hier lernt sich das schon. Das Bett läßt du bis zum Abend so an der Wand aufgeschlagen; daß du dich ja nicht etwa bei Tage einmal darauf legst!" Es folgten noch einige solche Verhaltungsregeln und dann sagte er: „Du kannst auch das Fenster öffnen, wenn du frische Luft haben willst." Ich wendete mich sogleich nach dem Fenster, um es zu öffnen. Aber damit war's nichts. Nur eine von den sechs kleinen Scheiben, die das Fenster enthielt, war zum

Oeffnen, und zwar nach außen, eingerichtet. Draußen aber war dicht vor'm Fenster das Eisengitter und so ließ sich die Scheibe nur etwa zwei Zoll weit öffnen. Das Fenster selbst (es bestand aus einem Stück, konnte auch nicht seitwärts geöffnet, sondern mußte von oben nach unten niedergelegt werden,) war mit einem Schlosse versehn und blieb Tag und Nacht verschlossen. Darüber erschrak ich geradezu. „Wird's denn gar nicht geöffnet?" — „O ja, wenn schönes Wetter eintritt, lassen wir's dann und wann ein Paar Stunden öffnen." Ich dachte an die Aerzte und ob diese Herren nicht gelegentlich ein Zwiegespräch mit ihrem Gewissen über diese Einrichtung halten möchten.

Welcher Atmosphäre sollte ich mich in diesem Raume zu erfreuen haben! Das Gemach war klein und niedrig; es diente zugleich als Schlafgemach und der Abtritt befand sich darin. Der in letzterm enthaltene Kübel wurde wöchentlich nur einmal gereinigt, außerdem viermal blos der darin enthaltenen Flüssigkeit entledigt, Sonntags und Donnerstags aber geschah auch das nicht einmal. Und unter solchen Umständen blieb das Fenster Tag und Nacht verschlossen! —

Man versorgte mich mit Schreibmaterial und ließ mich allein. Der Ofen ward ein wenig geheizt und das war nöthig, denn man befand sich noch im März. Es war gerade Frühlings Anfang. Die alte Schloßlinde, die ich vor Augen hatte, war folglich noch laublos und die an ihren Aesten befestigten Staarkasten noch unbewohnt. Auch dieser alte Baum mußte es empfinden, daß er nicht mehr in einem Schloß- sondern in einem Zuchthaushofe stand, denn man

hieb später die untern Aeste weg, um den Hof besser übersehen zu können.

Ich beschäftigte mich nun mit meiner Arbeit. Dabei war eine Fliege meine Gesellschafterin und blieb mir auch etliche Wochen treu. Als man nach einigen Tagen das Fenster nachmittags wirklich auf eine oder zwei Stunden zu öffnen begann, war ich jedesmal meiner Fliege wegen in Sorge und freute mich, wenn ich sie dann im wieder verschlossenen Raume noch bei mir fand.

Es waren mit der Isolirung in der Zelle große Uebelstände verknüpft, doch auch schätzenswerthe Vortheile. Man war einigermaßen sich selbst überlassen und konnte, was eine Hauptsache war, etwas besser auf Reinlichkeit halten. Man wurde hier nicht mehr in die „Reinigung“ geführt, aber man erhielt wöchentlich einmal etwas warmes Wasser in's Waschfäßchen. Diese Gelegenheit sollte man nun nützen, zuerst sich selbst am ganzen Körper zu waschen; mit dem darnach schon nicht mehr reinen Wasser galt'es dann noch ein Paar Strümpfe und ein Taschentuch zu waschen und schließlich auch noch den gebohnten Fußboden der Zelle zu reinigen.

Das Wetter war noch rauh und man fror sehr bei der äußerst kärglichen Heizung. Ich hatte keine Unterkleider mitgebracht (was ich ebenfalls der unrichtigen Auskunft der Leipziger Beamten verdankte) und suchte mir nun zu helfen, indem ich, was ich vielfach bei andern bemerkt hatte, die Tuchhosen über die Zwillichhosen zog. Der artigere der beiden Aufseher, mit denen ich es jetzt hauptsächlich zu thun hatte, achtete darauf gar nicht. Der andre aber, der gar zu gern Lectionen ertheilte, fragte mich eines Tages: „Hast

du denn keine Arbeitshosen?" — „Ich trage sie unter den Tuchhosen, weil's zu kalt ist." — „Das wär' noch schöner! Die Zwillichhosen sind nicht zum unterziehn, sie werden als Arbeitshosen gebraucht." Ich mußte mich dem natürlich fügen. Zum Glück wurde dieser Gestrenge nach kurzer Zeit entfernt und ich konnte die vorhandenen Sachen nach Belieben brauchen, bis von außen her die bestellten Unterkleider eintrafen. Bevor man sie bestellen durfte, mußte der Arzt sein Gutachten abgeben und das Directorium die Erlaubniß ertheilen.

Zur Beleuchtung fand man eine ganz erbärmliche Lampe in der Zelle vor. Später gab man mir eine bessere und übrigens durfte man sich auch eine solche eigenthümlich anschaffen. So lang' es morgens um fünf Uhr noch dunkel war, erhielt man bei Austheilung der Suppe einen brennenden Span, um die Lampe anzuzünden; ein Gleiches geschah abends nach Dunkelwerden und um neun Uhr spätestens mußte man das Licht löschen.

Das abscheuliche Signalglöckchen befand sich in der nächsten Nachbarschaft dieses Gebäudes und ließ sich daher hier schriller als anderwärts vernehmen. Für meine Nachbarn und mich war es doppelt lästig, weil es uns gar nichts zu sagen hatte, denn wir hatten gegenüber die Kirchenuhr und hörten, als uns das Laub der Linde deren Anblick entzog, wenigstens den Stundenschlag allezeit deutlich.

Früh, mittags und abends hatte man zur bestimmten Zeit den Stuhl an die Thür, Schüssel und Trinkgeschirr auf den Stuhl zu stellen, denn man trug hier die großen Speisetöpfe von Zelle zu Zelle und füllte jedem sein Geschirr. Die

Leute konnten da ihre äußerst schlichte Mahlzeit wenigstens ruhig und gemächlich halten und wer dabei beten wollte, durfte es ohne barsches Commando thun. Am ersten Tage jedes zweiten Monats, also sechsmal jährlich, pflegte man, wie ich schon erwähnte, jedem ein halbes Pfund Fleisch (einschließlich Knochen und Knorpel, die sehr oft das Ganze bildeten) und eine Kanne (später nur eine halbe Kanne) eines zwar nicht starken aber sonst recht leidlichen Bieres zu geben. Die Kost blieb sich im Wesentlichen, wie ich schon bemerkte, immer so ziemlich gleich, nur daß sie zu gewissen Zeiten erschrecklich dünn wurde. Doch traten auch vorübergehend manchmal Veränderungen bezüglich der Bestandtheile ein. Man bekam z. B. abends statt der Mehlsuppe dann und wann Kürbissuppe, wenn diese Frucht in großem Ueberflusse zu haben war. Im Spätsommer gab es vielleicht ein paarmal gekochte Aepfel und Birnen (ungeschält, mit Stiel und Allem), denn die Mehrzahl der im Garten stehenden Obstbäume lieferte nur schlechtes und nicht zum Verkauf geeignetes Obst. Man besann sich aber hernach, daß man es dennoch vortheilhafter verwerthen, nämlich im rohen Zustande an die Gefangenen verkaufen könnte und diesen war das ganz gelegen, denn sie bekamen nun doch einmal etwas Obstartiges in die Hände. In dem einen Jahre, wo die Aepfel ungewöhnlich wohlfeil waren, kaufte die Anstalt solche auch in Masse ein und man erhielt sie dann mittags, oft mit Kartoffeln gemischt, den Winter hindurch mehrmals wöchentlich.

Ein Blechlöffel mit Gabelstiel und ein Brodmesser lag in jeder Zelle. Bald, aber nicht sogleich, sollte sich mein Geräth noch um ein zweites Trinkgeschirr für Bier, Milch oder

Kaffee und eine Butterbüchse vermehren; diese Sachen mußte man auf eigne Kosten beschaffen.

Die tägliche Brodration, die man mittags erhielt, legte ein Aufwärter im Laufe des Vormittags jeder Zellenthür gegenüber auf den Fußboden des Ganges; ein Gleiches geschah mit der nur zur Hälfte mit einem alten Papierchen umklebten Butter und andern Dingen, wenn Victualien ausgeliefert wurden. Auf diesem Gange liefen fortwährend Schildwachen und Aufwärter auf und ab, die sich da nach Herzenslust räusperten und spuckten. Das war nicht nur ekelhaft, es war nicht blos beleidigend, sofern man sich auf diese Weise weniger menschlich als wie ein Thier im Stalle behandelt sah, sondern es war für manche Leute auch noch in andrer Hinsicht anstößig, für diejenigen nämlich, die von Kindheit auf gewöhnt worden waren, das Brod mit einem gewissen Gefühle der Pietät zu betrachten. So war mir's selber gegangen, es war mir als Kind eingeprägt worden, das „liebe Brod" nie leichtfertig zu behandeln und ich hatte da nie versäumt, eine Rinde, ein verlornes oder weggeworfenes Stückchen Brod, das ich auf dem Wege liegen sah, sorgsam an den Rand der Straße zu legen, damit es nicht zertreten, sondern etwa für einen Sperling oder einen Hund erhalten bleiben möchte.

Es mag ganz gut sein, daß man den Kindern jetzt sagt: Brod besteht aus dem nämlichen Kohlen-, dem nämlichen Wasserstoff u. s. w., wie mancher andre Körper, den man Schmutz nennt; sollte es aber nicht möglich sein, neben solcher Gelehrsamkeit auch die Pietät beizubehalten? Nur Hand in Hand gehend sind beide gut, denn allein kann die eine zu Dünkel und Rohheit, die andre zum Aberglauben führen.

Und freilich wohl weiß ich, daß die volksthümlichen Redensarten: „die liebe Sonne,“ „das liebe Brod“ oder auch „das liebe Wetter“ beim gemeinen Manne meist auf einem unbewußt gehegten Aberglauben beruhten. Sie waren ein Symptom des tiefgewurzelten natürlichen Heidenthums: man betrachtete, ohne sich dessen bewußt zu sein, jene Gegenstände ganz so, wie der eigentliche grobe Heide seine Götzen; darum nannte man auch etwas Gefürchtetes, z. B. ein Unwetter, das liebe Wetter, um den bösen Gott, der sich dadurch bekundete, zu beschwichtigen. Für Beides, für Erwünschtes wie für Unerwünschtes, drückte daher das schmeichelnde Beiwort nur eine captatio benevolentiae aus und diese galt in beiden Fällen ganz hauptsächlich dem bösen Gotte oder dem Teufel, von Seiten dessen die Leute am ersten eine Entziehung oder Verleidung der guten Gaben befürchteten; denn die meisten Menschen waren (und sind) unbewußte Teufelsanbeter; selbst während sie „der liebe Gott“ sagten, hielt sie in Wahrheit die geheime Scheu vor'm Feinde befangen, der Mund sagte herkömmlicherweise Gott, aber das Beiwort galt dem überall lauernden schwarzen Princip, das sie um Alles nicht vor den Kopf stoßen mochten. Wenn sie sagten: „Will's Gott,“ so war ihr Gefühl (nicht ihr Gedanke, denn sie dachten nicht): „wenn der Teufel keinen Strich durch die Rechnung macht.“ Anstatt eine bange Sorge auszudrücken, sollte nun aber ein Wort wie „das liebe Brod“ stets nur, wie es bei den bessern Ausnahmen auch immer war, ein Ausdruck der Pietät und Dankbarkeit sein, nicht von Sorge sondern von Vertrauen eingegeben werden, nur Gott und nicht dem Teufel gelten. Einem Herrn Pastor aber, der sich doch recht sehr verwahren

würde, wenn man ihn nicht unter jene bessern Ausnahmen rechnen wollte, hätte, mein' ich, jedes Pfund Brod auf dem Fußboden längs jenes Corridors wie eine Zentnerlast auf's Gewissen fallen müssen, so oft er daran vorüberging, und das geschah täglich. —

Unter meine kleinen Leiden gehörte auch das Barbieren. Man mußte sich dieser Operation wöchentlich einmal und durfte sich ihr zweimal unterziehen. Für mich war das eine Mal schon mehr als genug. Ich hatte den Barbier bereits kennen gelernt, zuerst bei Gelegenheit der Einkleidung und dann in der Kämmerei. In letzterer seiften die Gefangenen einander gegenseitig ein und der Barbier führte sammt seinem Gehilfen nur das Messer. Hier nun ging er in Begleitung eines Aufsehers und eines Aufwärters, welcher die Einseifung besorgte, von Zelle zu Zelle. Ich bemerkte selbst und die Aufwärter bestätigten mir's ausdrücklich, daß er bei allen Gefangenen, die ihm für anständig galten, ein besseres Messer zur Hand nahm; aber die besten, die er mitbrachte, kratzten noch ganz barbarisch und selten kam man ohne Wunde davon. Er mochte es ganz gut meinen, konnte aber kaum besser verfahren, denn es ist kein Spaß, gegen ziemlich karge Vergütung mit einem einzigen Gehilfen allwöchentlich vielleicht achthundert Leuten und vielen unter ihnen zweimal, den struppigen Bart abzukratzen. Das peinliche Messer und das derbe Festhalten der Nase waren aber auch noch Nebensache. Das Einseifen war der Greuel. Es sollte rasch gehen und deshalb hatte man einen gigantischen Pinsel, mit welchem, nachdem er über viele wahrlich nicht appetitliche Gesichter gefahren war, das Opfer auf eine Weise beschmiert würde, daß

Ohren und Nase und namentlich auch der Mund ihr reichliches Theil erhielten. Man fand den schon anfangs nicht kleinen Pinsel zu wenig fördernd und schaffte einen größern an. Vor dem Ungethüm war keine Rettung, der Mund mußte der ekelhaften Schmiere theilhaft werden und die Lippen mußten mit Fingern in Berührung kommen, die schon Hunderte sehr bedenklicher Gesichter betastet hatten, was man oft nicht blos vermuthete sondern deutlich sah.

An dem Allem aber konnte man, wie sehr man auch unter der Marter seufzte, allenfalls noch eine komische Seite finden. Ging's nicht allzuschlimm und wahrte man sich eine leidlich gute Laune, so nahm man am Gespräche Theil, denn ohne Gespräch ging es bei der Gelegenheit selten ab. Der Barbier ließ sich eine Prise vom Aufseher geben und sein gewaltiges Niesen übersprühte den Gefangenen mit einem feinen Regen. Bei alledem blieb man capabel zu lachen.

Es gab aber einen Gegenstand in der Zelle, dessen Anblick mir das Gemach gleich beim ersten Schritt in dasselbe gründlich verleidet hatte, denn ich ahnte sofort, welche Qual mir dieser abscheuliche Gegenstand bereiten würde. Es war das Spähloch in der Thür, wie ich es schon in der „Zuwachszelle“ gefunden hatte. Dieses von außen mit einer Klappe verdeckte Guckfensterchen war etwa vier Zoll hoch und drei breit. In der Folge brachte man an dessen Stelle ein Loch nur etwa von der Größe der Ocularöffnung eines gewöhnlichen Fernglases; da sich aber dies Löchelchen nach dem Innern trichterförmig erweiterte, so gestattete es, den ganzen Raum zu übersehen.

Man kann sich wohl vorstellen, wie peinlich es ist, sich

im Gemache, das man bewohnt, nie vor Späherblicken sicher zu wissen, nicht weil diese Blicke irgend etwas entdecken könnten, was man zu verbergen wünscht, denn in dieser Beziehung wird man sich genugsam zu hüten wissen, sondern weil die ganze Situation etwas zugleich Quälendes und Beleidigendes hat. Niemand, sag' ich, kann sich diese Situation anders als peinlich denken, aber auch niemand, wer nicht selber drin gewesen, vermag sie sich vorzustellen, wie sie wirklich ist. Es geschah wohl, daß etwa ein Beamter, der eine kurze Mittheilung machen und nicht erst die Thüre deshalb öffnen wollte, durch Anpochen die Aufmerksamkeit des Gefangenen erregte und ihm dann, durch's Fensterchen blickend, sagte, was er zu sagen hatte. In solchen Fällen war der Gebrauch dieses Fensterchens natürlich und hatte nichts Arges. Höchst peinlich aber war's, wenn man sich, während man allein zu sein glaubte, zufällig oder durch ein leises Geräusch veranlaßt, umsah und den kleinen Raum des Spählochs nicht, wie gewöhnlich, glänzend, sondern verdunkelt sah und irgend ein unverschämtes Auge hinter der Glasscheibe lauerte. Ich spreche da nicht vom Auge der Aufseher, das sich überhaupt noch am seltensten zeigte. Diese Leute mochten instruirt sein, die Gucklöcher zum Beobachten der Gefangenen zu benutzen, und so oft sie es thaten, geschah es denn doch nicht aus Muthwillen; auch pflegten sie es in der Regel nur bei Gefangenen zu thun, wo sie es aus irgend einem Grunde wirklich räthsam finden mochten. Uns belästigten sie durch ein solches heimliches Spähen fast niemals. Aber das lauernde Auge war in der Regel kein amtliches, sondern ein blos neugieriges, muthwillig neckendes oder heimtückisches. So lange

das größere Fensterchen vorhanden war, konnte man die Person des Gukenden allenfalls erkennen: man trat dicht hinzu und gukte ebenfalls. In den meisten Fällen ließ der draußen Stehende jedoch alsdann schleunig die aufgehobene Klappe nieder, um sie auf's Neue zu heben, wenn sich der Gefangene wieder von der Thür entfernt hatte. Es mußte doch gar anziehend sein, in feiger Sicherheit das Geschöpf im Käfig zu beobachten! Häufig waren es blos Züchtlinge oder Correctionäre, die im Dienste des Hauses irgend etwas im Zellenhause zu bestellen hatten und sich bei der Gelegenheit den Spaß machten, durch die Spählöcher zu sehen; diese Leute zogen sich schleunig zurück, wenn sie bemerkten, daß der Gefangene ihrer gewahr wurde. Oft waren es auch Geschäftsleute, die als Auftraggeber oder Einkäufer die Anstalt besuchten und eine müßige Viertelstunde zur Befriedigung ihrer Neugier verwendeten, oder es waren Lustreisende, Männer wie Frauen, die auf ihrer Sonntagspartie nach dem Zschopauthale vor allen Dingen das Zuchthaus besehen mußten. Man sah eine solche Gesellschaft lustiger Leute in der Anstalt eintreffen, man sah, wie sie sich in den verschiedenen Räumlichkeiten herumführen ließen, bis man endlich die Schritte der fröhlichen Schaar auch auf dem Corridor vernahm, wo sie sich von Zelle zu Zelle begaben. Manche thaten das sehr geräuschvoll; andre aber merkten bald, daß man ganz leise verfahren müsse, um die Insassen zu überraschen, ohne daß sie etwas von der Beobachtung ahnten. Es ging indeß nie so leise ab, daß man nicht ein Knistern des Fußbodens, ein leises Rauschen und dergleichen gehört hätte. Man sah das verhaßte Loch verdunkelt, man hörte flüstern, man hörte

fragen, man hörte manchmal seinen eigenen Namen nennen, der Herr Papa machte seine Bemerkung, die Frau Mama desgleichen, die Fräulein Töchter desgleichen, eins löste das andre an der Klappe ab und diese Leute erwogen nicht, daß das Vergnügen, was sie sich da machten, ein pöbelhaftes und infames war. Ein Citat in Macaulay's englischer Geschichte erwähnt, daß im 17. Jahrhundert feine Herren und Damen Lustpartien nach dem Zuchthause in London machten, um die dort eingesperrten Weiber prügeln zu sehen, und das wird angeführt, um die Sitten jener Zeit zu charakterisiren. War das hier etwas Anderes? Prügeln sehen konnten unsre Gäste nicht, weil das in ganz andrer Weise und niemals öffentlich stattfand; hätten sie aber solchem Schauspiele beiwohnen können, so würden sie sich's gewiß nicht haben entgehen lassen. Häufig waren auch die in Waldheim anwesenden Lieutenants die Gucker. Man hörte jemand von Zelle zu Zelle gehen, man vernahm ein leises Klirren des Säbels und man wußte, daß einer dieser Herren noch eine Viertelstunde vor dem Essen übrig hatte, die er mit dieser saubern Unterhaltung ausfüllte.

Verging auch nicht leicht ein Tag ohne Besuche wie die erwähnten, so hätte man sie doch als einzelne Fälle betrachten und, wenn sie einmal überstanden waren, hoffen dürfen, daß man auf einen halben oder auch ganzen Tag Ruhe haben werde. Es gab jedoch Störer, die sich in allen vierundzwanzig Stunden mit den Löchern zu schaffen machten, nämlich die auf den Corridoren postirten Schildwachen. Sie trieben den Muthwillen so weit, daß den Gefangenen oft die Geduld riß und täglich konnte man hören, wie es in näherer oder fernerer Nachbarschaft zu einem heftigen Wortwechsel

zwischen den müdegequälten Eingesperrten und der Schildwache kam. Die letztere erlaubte sich allerlei, wozu sie durch ihre Instruction nicht befugt war. Ich erwähnte bereits, daß bezüglich dieser Soldaten anfangs die Verhältnisse noch günstig für uns waren und daß sich während der ersten Zeit meines dortigen Aufenthalts kaum mehr als ein Drittel dieser Leute so belästigend benahm; aber dieses Drittel reichte schon vollkommen hin, uns das Leben zu verleiden. Häufig erlaubten sie sich Uebergriffe, weil sie ihre Instruction mißverstanden und zu wenig zu thun fürchteten, denn auch sie fühlten sich beobachtet, wie Alles im Schloß Waldheim; ebenso häufig aber war's auch bloßer Muthwille und Zeitvertreib. Sie waren darauf angewiesen, zwei Stunden lang auf dem öden Gange hin und her zu spazieren; diese Zeit verstrich ihnen weit leichter, wenn sie sich damit unterhielten, einigemal dreißig und etliche Zellen zu mustern, wo in jeder ein andrer Mann und fast in jeder auch eine andre Beschäftigung zu sehen war. Rohe Naturen, die in einer Lage sind, wo sie sich fort und fort nur befehlen lassen müssen, ergreifen um so lieber jede Gelegenheit, auch selber einmal den Befehlshaber zu spielen. Sie sollten, glaub' ich, eigentlich nur aufmerken, wenn irgend etwas Auffälliges in den Zellen vorging, alsdann darnach sehen und nöthigenfalls Meldung machen. Nun erlaubten sie sich aber auch ganz nach eigenem Ermessen zu gebieten und zu verbieten und in beiden Fällen oft das Entgegengesetzte von dem, was stattfinden sollte. Vielleicht waren sie auch angewiesen, müßige Leute zur Arbeit aufzufordern; das war aber natürlich nur bei Handarbeitern möglich, während bei den mit literarischen Arbeiten Be-

schäftigten niemand und am allerwenigsten solch eine Schildwache beurtheilen konnte, ob der Gefangene müßig sei oder nicht. Gleich in den ersten Tagen hörte ich vor einer benachbarten Zelle, in der ein in seinem Fache literarisch beschäftigter Doctor der Medicin saß, die Schildwache einen gewaltigen Lärm erheben. „Du Schlingel, was machst du für Streiche! willst du dich gleich hinsetzen und schreiben!“ Der Doctor hatte sich nämlich vom langen Sitzen durch ein Bißchen (ihm keineswegs verbotenes) Freiturnen erholt und der Soldat hatte die heftigen Armbewegungen des Gefangenen für Allotria gehalten.

Ich habe mit mehrern dieser Soldaten an den beiden ersten Tagen nach Beendigung des Kampfes in Dresden gesprochen. Ich fand ihrer da z. B. eine große Anzahl auf meinem Wege nach dem Leipziger Bahnhofe in einem Gasthofe unfern des Thors; sie waren im Begriff nach Wurzen aufzubrechen, wo man unter ihrer Deckung Verhaftungen vornehmen wollte. Alle sprachen von den letzten Ereignissen, Lieutenants und Soldaten, zwischen denen bei solchen Gelegenheiten ein Bißchen mehr Vertraulichkeit einzutreten pflegt. Einer erwähnte als besonders bemerkenswerth, daß nicht nur die Männer sondern auch viele Frauen unter den Demokraten die Aufregung mit großem Eifer genährt und den Kampf geschürt hatten. „Weil se närr'sch sin, das Volk is reene närr'sch!“ sagte ein junger Lieutenant. Ich saß mit zwei Dresdener Bürgern an einem Tische und hörte, halb lachend trotz meinem Schmerz, solche und ähnliche Aeußerungen an. Einige der anwesenden Schützen näherten sich mir, als sie sich unbemerkt glaubten, sagten, ich sei ihnen bekannt

aus den Vaterlandsvereinen, theilten mir das Wenige mit, was sie vom Ausgang der Dinge wußten und wollten mehr von mir hören. Der eine rieth mir dringend, mich zu entfernen, weil ich leicht noch festgenommen werden könnte. Ich ging aber erst von Dresden weg, nachdem ich bei der dortigen Polizei, die ihre Functionen soeben erst wieder übernommen, ausdrücklich angefragt hatte, ob ich außer meiner Paßkarte noch was andres nöthig habe, um aus der Stadt zu gehen, an deren Thoren am ersten Tage eine scharfe Controle geführt wurde. Indeß war selbst die Paßkarte unnöthig, denn es hat mich kein Mensch angehalten. Ich bemerke das hier beiläufig noch, weil es erklären hilft, wie ich anfangs nach meiner Rückkehr in Leipzig ganz sorglos sein und nicht den leisesten Fluchtgedanken haben konnte. Ich begnügte mich indeß nicht, mit Schützen zu sprechen, die sich mir aus freiem Antriebe näherten und sich als „Gesinnungsgenossen" zu erkennen gaben. Ich redete auch andre an, weil es mich interessirte zu hören, ob und wie diese Leute dachten. Da vernahm ich aber weiter nichts als ein recht arges Schimpfen. Die Demokraten im Allgemeinen nannten sie nicht anders als „den Pöbel", eine Benennung, die ihnen offenbar eingelernt worden war. Die preußischen Soldaten, die ich an diesem und an dem vorhergehenden Tage mehrfach zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, bedienten sich da des Ausdrucks „Pöbel" nicht, sondern sagten stets „die Demokraten", hielten aber das Wort vermuthlich für einen recht bösen Schimpfnamen. Ich sah zu, wie ihrer etliche, die am Eingange des Rathhauses standen, Gefangene arg mishandelten, die mit auf dem Rücken gebundenen Händen dort eingebracht wurden.

Sie überhäuften diese wehrlosen Menschen nicht nur mit Schimpfworten, sondern schlugen sie auch und stießen sie mit geballten Fäusten in den Rücken, so daß sie nur stolpernd in den Hintergrund des Hauses gelangten. Ich habe vielleicht unrecht, dies als auffällig zu erwähnen, denn ein Herr, der ebenfalls zusah, belehrte mich: nachdem sie viel Mühe gehabt, müsse man den Soldaten solche kleine Satisfactionen gönnen und nachsehen.

Im Zuchthause waren wir natürlich erst recht „Pöbel", und es läßt sich denken, mit welchen Augen uns die gutdressirten unter diesen Leuten ansahen und welch' eifrigen Gebrauch sie vom „Judas", dem Spähloch, machten. So oft ich merkte, daß eine Schildwache mit einem kleinen gelben Streifen am Kragen (er bedeutete, so viel ich weiß, „ausgezeichnet",) auf dem Gange war, dann durft' ich mit Zuversicht darauf rechnen, zwei Stunden lang nichts vornehmen zu können, denn niemand plagte and störte uns so sehr als die Mehrzahl dieser Ausgezeichneten. Sehr oft verführte aber auch blos der Mangel an Intelligenz die Schildwache zu Uebergriffen. So hörte ich einmal die Wache an eine Nachbarzelle klopfen, in der sich gerade der Pastor befand. „Ich bitte mir endlich Ruhe aus da drin, hier wird nicht gesprochen!" sagte der Mann, der seine Instruction kannte, die Gefangenen keine Gespräche führen zu lassen, dessen Verstand aber nicht so weit ging zu begreifen, daß sich das nicht auf Gespräche mit Beamten beziehen könnte. Als ihm der Beamte dies deutlich machte, sagte der Mensch: „das hab' ich nicht gewußt." Auf einer gleichen geistigen Stufe standen leider nur allzu viele, aber sobald der Gefangene dies bemerkte, hatte es

für ihn wenigstens den Vortheil, daß er sich nicht mehr ärgerte. Diese Wachen hatten überhaupt die Gewohnheit, an der Thür zu lauschen, wenn man von einem Beamten besucht ward und es entging ihnen dann kein Wort, denn die Thüren hatten keine Klinke und klafften daher im unverschlossenen Zustande fast alle mehr oder weniger.

Wenn man um neun Uhr Abends das Licht gelöscht hatte, wenn es finster in der Zelle geworden war, dann konnte man doch wohl des Spählochs lachen? Ach, noch nicht ganz. Denn dann wurde häufig gegukt, um nachzusehen, ob man das Licht gelöscht habe und Nachts ließ der Spähende, vielleicht aus Unmuth daß es gar nichts mehr zu sehen gab, die Klappen geflissentlich recht geräuschvoll fallen und man wurde aus dem Schlafe geschreckt, um ihn sobald nicht wieder zu finden. Die Wachen auf den Gängen waren nachts mit Ueberschuhen versehen, die den schweren Tritt dämpfen sollten. Mancher fand es aber unbequem, diese Schuhe anzulegen, andre zogen sie nur unvollkommen an, so daß sie schleppten und klappten und dann entstand ein noch störenderes Geräusch. Erinnerte ein schlafloser Gefangener in seiner Verzweiflung die Wache, ihre Schuhe anzuziehen, so konnte er noch froh sein, wenn ihn der Soldat blos mit einer Grobheit abfertigte, denn oft machte der letztere auch noch Anzeige und dann wurde der Gefangene unfehlbar bestraft. Glücklich, wer sich eines recht eisenfesten Schlafes erfreute, aber das war gewiß nur bei einer Minderzahl der Fall. Herrschte nun auf dem Gange auch einmal Stille, so hatte man deshalb doch noch keine Ruhe, denn die Wachen auf dem Hofe machten stets einen höllischen Lärm. Namentlich beim Ablösen brüll-

ten sie oft, was aus dem Halse wollte, und es hallte dann in dem von Gebäuden umgebenen Hof wieder, um Todte zu erwecken. Auf dem Hofe unter unsern Fenstern stand damals nur ein Mann, aber der eine wollte während der zwei Stunden, die er aushalten mußte, seine Unterhaltung haben und probirte das Echo der Wände unablässig mit seinem entsetzlich geschrieenen „Halt,„Wer da!“ Mancher war fähig, diesen Donnerruf wohl dreißigmal in der Stunde erschallen zu lassen, obwohl er keinen Menschen auf dem Hofe bemerkte. Ein einzigmal hört' ich, wie jemand, vermuthlich ein Unteroffizier, einen solchen unermüdlichen Schreihals mit den Worten: Nun hör' endlich einmal auf! zur Ruhe brachte. Des Muthwillens waren die Schreier auch nicht wohl zu überführen, denn fanden sie auch niemand auf dem Hofe anzurufen, so konnten sie doch jedesmal jemand zu bemerken geglaubt haben. Oft beklagten sich durch Schlaflosigkeit gequälte Gefangene bei den gutmüthigern Aufsehern, aber diese konnten da nicht helfen, sie zuckten mit den Achseln und meinten, es ginge ihnen ja nicht besser, so oft sie in der Anstalt übernachten müßten. Alles dies erfuhr in der Folge einige Abänderungen, deren ich noch gedenken werde. Zwei oder dreimal im Laufe der Jahre kam es auch vor, daß die Wachen angewiesen wurden, das nächtliche Anrufen im Hofe zu unterlassen. Ich weiß nicht, aus welchem Grunde es in diesen wenigen glücklichern Monaten unterblieb und warum man es nicht ganz unterließ, denn nothwendig war es in diesem Hofe nicht, nämlich das Anrufen, denn vom Schreien und Brüllen versteht sich das von selbst.

„Lassen Sie sich doch Weißbrod geben," sagte mir eines Mittags der Aufwärter. Ich wurde jetzt erst belehrt, daß man statt des ganz schwarzen und äußerst festen Brodes, welches allerdings einen eisernen Magen erforderte, auch ein leichteres Roggenbrod, hier Weißbrod genannt, ja sogar Semmel erhalten könne; von letzterer erhielt man dann aber, wie sich denken läßt, nur wenig, so daß man sich dabei einer Art Hungerkur unterwarf und ich fand in der Folge wirklich für gut, mich dann und wann einer solchen zu unterwerfen. Um das sogenannte Weißbrod zu erhalten, mußte man sich an den Arzt wenden, und um diesen zu sprechen, mußte man sich melden, was an zwei Wochentagen geschehen konnte. Später durfte es täglich geschehen.

Der erste Hausarzt (der seine Stellung in Waldheim nach einiger Zeit mit einer andern vertauschte) erschien denn bei mir und verordnete mir nicht nur das sogenannte Weißbrod, sondern, da er hörte daß ich mir zur Zeit noch keine Victualien aus eignen Mitteln „schreiben lassen" durfte, auch noch einiges andre, namentlich eine halbe Kanne Bier täglich, sowie etwas Kaffee. „Denn das ist ein Stomachikon," sagte er, „und wird Ihnen recht dienlich sein." Dieser Arzt war glücklicherweise kein alter Bekannter von mir und trug daher kein ängstliches Bedenken, sich so gefällig zu zeigen, als es die Umstände nur immer erlaubten.

Kaffee brachte man mir am nächsten Tage, nämlich ein Dütchen, zwei Loth gebrannter Bohnen enthaltend. Wollte ich ihn verwenden, so mußte ich davon, soviel mir nöthig schien, sammt einem Trinkgeschirr dem Aufwärter übergeben, der das Getränk kochte. Täglich konnte also davon nicht die

Rede sein, denn man hatte natürlich nicht Lust, den Arzt fortwährend um Kaffee anzusprechen. In spätern Jahren wurde eine andre Einrichtung getroffen, die Hausküche übernahm da das Kaffeekochen und alle, denen dieser Genuß überhaupt gestattet ward, erhielten dann täglich eine Portion auf ihre Kosten. Die Portion war eine halbe Kanne, wozu ein halbes Loth verwendet ward, und kostete anderthalben Pfennig.

Es gab in der Anstalt „Krankenkost“ erster und zweiter Klasse, die sich aber nur durch das Quantum unterschieden. Die erstere war reichlich und mit einem halben Pfund Fleisch täglich, die letztere nur halb so groß und mit einem Viertelpfund Fleisch. Diese verordnete mir der Arzt und ich behielt sie etwa anderthalb Jahre; auch in späterer Zeit bekam ich sie dann und wann wieder, doch immer nur auf ein bis zwei Monate. Willkommener als dies Alles würde mir die Erlaubniß zum Tabakrauchen gewesen sein, doch davon war in Waldheim ganz und gar keine Rede. Blos Schnupftabak war gestattet, und wem das äußerst grobe Fabrikat, was man von der Anstalt beziehen konnte, nicht zusagte, durfte sich auch allenfalls eine bessere Sorte von auswärts schicken lassen. Jedoch nicht immer: es kam bisweilen auch vor, daß derartige Sendungen nicht angenommen, sondern sofort an die Einsender zurückgeschickt wurden. Ich nützte den groben Anstaltsschnupftabak, um bisweilen eine Papiercigarre damit zu füllen, die aber nur in aller Frühe oder spät Abends, wo ich mich vor Beobachtung sicher zu stellen wußte, verbraucht werden konnte. Die Cigarrenmacher rauchten häufig; ich sah es zwar nicht, hatte aber Gelegenheit es zu riechen.

Man begegnete im Zuchthause rücksichtlich des Arm und Reich ähnlichen Verhältnissen wie draußen in der Welt. Mancher, der vergleichsweise sehr leichte Mühe hatte, erwarb genug, um das gestattete Maximum allmonatlich auf jene kaufbaren Gegenstände verwenden zu können, während mancher Andre, der sich von früh bis spät abends entsetzlich plagte, kaum einige Pfennige zur Verfügung hatte, weil seine schwere Arbeit nicht lohnend war. In der Welt wird das wahrscheinlich nie anders sein können, in einer solchen Anstalt aber hätte man, denk' ich, einem Jeden alles dasjenige ohne besondere Bezahlung gewähren sollen, was zur Erhaltung der Gesundheit erforderlich ist, ohne es vom Ertrage der Arbeit abhängig zu machen, zumal in den zahlreichen Fällen, wo es gar nicht vom Gefangenen, von dessen Rührigkeit abhing, den Ertrag wesentlich zu steigern. (Ich sage absichtlich nicht „vom Fleiße" des Gefangenen, denn wenn auch solche Tugenden, wie Fleiß, Gehorsam, im Zuchthause möglich bleiben, so ist doch dort wie überall, wo Zwangsarbeit und überhaupt Zwang gilt, deren Vorhandensein nie vorauszusetzen. Nur in Betreff des Fleißes konnten diejenigen eine Ausnahme machen, denen man kein Pensum auflegte.) Auch wäre eine gleichmäßige Behandlung in dieser Hinsicht um so natürlicher gewesen, als man ja in andrer Hinsicht fast alle — etwa die Politischen ausgenommen, die man durch argwöhnischere Ueberwachung besonders belästigte — über den nämlichen Kamm zu scheren pflegte. Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß die seiner Zeit im Lande sehr verbreitete Ansicht, als sei die Verschonung mit groben Handarbeiten und die Beschäftigung mit andern, namentlich literarischen

Arbeiten, eine Vergünstigung für die Politischen gewesen, ein grober Irrthum war. Es fiel niemand ein, die Politischen irgendwie zu begünstigen. Zur Zeit meiner Einlieferung gab man manchem Diebe, wenn seine Gesundheit nicht besonders kräftig war, die leichtere Beschäftigung am Spinnrade, während man uns rücksichtslos in die Kämmerei steckte, obwohl das Hausgesetz vorschreibt, jeden so weit nur möglich nach Maßgabe seiner Fähigkeiten zu beschäftigen. Wenn sich schon damals einige und in der Folge noch mehrere Maigefangene mit literarischer Arbeit befassen durften, so geschah dies nicht weil, sondern obgleich sie Politische waren und sie verdankten es nur ihrer Befähigung. Wer den erforderlichen Bildungsgrad besaß, konnte dergleichen, mochte er auch ein Spitzbube oder sonst was sein, ebenso gut treiben wie wir, während die Ungeschulten unter uns gerade zu den gröbsten Handarbeiten verwendet wurden. Fähigkeit und Fertigkeit entschied da allein. (Es wurden nicht nur literarische, sondern auch Kunst-, z. B. Malerarbeiten, und zwar nicht blos von Politischen geliefert.)

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die genannten kleinen materiellen Genüsse auch häufig zur Strafe entzogen wurden. Nicht selten geschah das aber auch wegen Geldmangels, und man konnte, wie ich schon bemerkt habe, im Zuchthause sogar noch in Schulden gerathen. Es war aus Versehen vielleicht etwas mehr geliefert worden, als der Kassenbestand des Betreffenden erlaubte; solch ein unwillkürlich geleisteter Vorschuß mußte dann vor allen Dingen gedeckt werden und bis er völlig gedeckt und ein neuer Ueberschuß erworben war, hatte sich der Gefangene mit Wasserbrei und

Brod hinzufristen, wenn sich nicht gelegentlich einmal der Arzt dazu verstand, ihm auf einige Wochen täglich ein Nösel Bier, oder ebenso viel Milch oder sonst etwas Zuträgliches zu verordnen. Das galt alsdann für Medicin und man erhielt es kostenfrei.

Das Erwünschteste, was mir der Arzt verschaffte, waren Bäder. Er verordnete mir deren vier wöchentlich, deren ich mich denn auch auf einige Zeit regelmäßig bedienen konnte. Das Badegemach befand sich im Krankenhause und ich lernte letzteres bei der Gelegenheit kennen, obwohl ich es niemals bewohnt habe. Von den Badenden wurden an den bestimmten Tagen stets mehrere — Politische und Andre untermischt — ins Krankenhaus gerufen, man badete gleichzeitig in dem einzigen dazu eingerichteten Gemach und konnte hier gewöhnlich ganz ungestört plaudern, denn so lange man badete, und man verwendete darauf oft eine Stunde und drüber, bekümmerte sich nicht leicht ein Aufseher um uns. Da hatte man denn die beste Gelegenheit, sich gegenseitig auszusprechen und einander Mittheilungen aller Art zu machen; bisweilen waren wohl ein-halb Dutzend Politische auf einmal beisammen und wenn man abgerufen wurde, warteten an der Thür auch wohl bereits Andre, mit denen sich noch einige Minuten verkehren ließ. Diese Herrlichkeit sollte jedoch nicht lange dauern.

Man war übrigens, wie gesagt, selten mit Politischen ganz allein, sondern kam hier mit Leuten aller Art zusammen und mußte sich manche Spitzbuben- und Räubergeschichte erzählen lassen. Da fand ich z. B. einen Menschen, der nicht über vierzig Jahre zählte, aber schon an die zwanzig gefangen war. Eisenbahnen und dergleichen Dinge, überhaupt Alles

Andre Gelegenheit dazu bot namentlich die Kirche und der Spaziergang, den ich erst noch kennen lernen sollte. Zur geheimen Correspondenz nach außen lassen sich in einem solchen Hause stets mancherlei Mittel und Wege finden und sie wurden auch stark benutzt, von mir jedoch nur wenig und überhaupt erst in spätern Jahren. Bezüglich des controlirten Briefwechsels mit der Außenwelt waren wir damals fast gar nicht beschränkt, zumal da man häufig Geschäftsbriefe zu schreiben hatte, die dann auch zu andern als geschäftlichen Dingen mitbenutzt werden konnten. Diese Geschäftscorrespondenz wurde auch in der Folge nicht beschränkt, doch unterschied man alsdann die Privat- oder Familienbriefe strenger davon und solche sollte man nur allvierteljährlich schreiben; es durfte aber dann, je nach Bedürfniß, mehr als einer auf einmal an verschiedene Personen geschrieben werden.

Unter der großen Masse der Gefangenen nützten manche diese vierteljährlich wiederkehrende Gelegenheit niemals: sie hatten niemand mehr draußen, waren vergessen oder verschollen, und wenn sie noch Angehörige hatten, wollten diese vielleicht nichts mehr von ihnen wissen. Es fanden sich auch wohl einige, die gar nicht schreiben konnten und nur den Stoff zum Briefe lieferten. Oder sie machten ihr Concept auf Schiefertafeln und der Brief wurde dann von einer geschulten Hand in einem verständlichern Deutsch reingeschrieben. Die Zahl solcher Schiefertafelcorrespondenten war keine geringe.

Die Isolirten konnten den Gang zur Kirche und den Aufenthalt darin besser als die Andern zu geheimem Verkehr benutzen. Wir Zellenbewohner, damals im Ganzen mindestens

achtzig Leute, gingen nicht mit der großen Masse des Vormittags, sondern besuchten die Nachmittagskirche, an der außerdem die männlichen Correctionäre und sämmtliche weibliche Gefangene sowohl des Zucht- als des Correctionshauses theilnahmen. Wenn wir, eine verhältnißmäßig kleine Schaar, uns in zwei Gliedern auf dem Hofe aufstellten, hielt man anfänglich nicht für nöthig, Pikets zu unserer Ueberwachung zu Hilfe zu nehmen. Gewöhnlich stand ein einziger Aufseher bei uns und der konnte natürlich den Zug nicht genügend übersehen. Da ein sehr großer Theil der Isolirten Politische waren, so hatte man meist auch solche zu Nachbarn und oft standen ihrer viele in ununterbrochener Reihe. Das waren günstige Umstände, doch entbehrte man deshalb nicht aller Nachtheile. Das Marschiren ward uns auch hier nicht erlassen und was das Begukken und Mustern Seitens der Fremden, der Neugierigen und der Offiziere anlangt, so waren wir fast noch übler dran. Gerade weil die Schaar klein war, mußte der Einzelne die unverschämte Besichtigung und das auf ihn gerichtete Augenglas unangenehmer empfinden. Und unangenehm empfand das so ziemlich ein jeder, wie sehr er sich auch mühte, seinen Gleichmuth zu behaupten und nur etwa eine Miene stolzer Verachtung zu zeigen.

Die weiblichen Gefangenen waren damals die einzigen, die nicht zur Kirche marschirten, sondern gingen; dagegen sah ich zu jener Zeit bei ihnen allein die Strafe des Klotztragens angewendet, der man erst in den folgenden Jahren auch männliche Gefangene wieder sehr häufig unterwarf. Eine Kette verband den mehr oder minder schweren Klotz mit dem linken Fuße und während des Wegs zur Kirche machten

die oft zahlreichen Klotzträgerinnen mit ihren Ketten eine eigenthümliche Musik. Auch unter diesen Weibern sah man auffällig viele mit den zwei rothen Streifen, welche „auf Lebenszeit" bedeuteten. Eine nicht geringe Anzahl unter ihnen war wegen Brandstiftung und Kindesmord hier. Den letztern beurtheilt man jetzt bekanntlich im Allgemeinen kaum noch als Capitalverbrechen, wenn nicht besonders gravirende Umstände hinzutreten, und jedenfalls ungleich milder als ehedem, vermuthlich deshalb, weil bezüglich dieses Verbrechens die Gesellschaft ihre große Mitschuld deutlicher als hinsichtlich der meisten andern fühlt, wo nicht erkennt. In das irdische Leben des Zuchthauses flochten übrigens diese Frauen und Mädchen keine himmlischen Rosen, ja nicht einmal irdische Annehmlichkeiten; im Gegentheil! Sie wuschen schlecht, sie kochten schlecht und flickten auch nicht gut für uns, woran sie freilich wohl am wenigsten schuld waren; aber sie gaben auch fast täglich eine scheußliche Musik zu hören und einen greulichen Anblick zu sehen, nämlich die zahlreichen Epileptischen unter ihnen; und nirgends schienen sich ihre beklagenswerthen Krämpfe bereitwilliger einzustellen, als in der Kirche. Man hörte einen seltsamen Schrei, der dem Ohr weh that, oder auch nur eine tumultuarische Bewegung, und man wußte, daß eine von Krämpfen Befallene hinausgeschafft wurde; oder auch wohl ein davon Befallener, denn die männlichen Correctionäre hatten auch manchen Epileptischen in ihrer Mitte. Einmal äußerte bei solcher Gelegenheit ein alter Spitzbube: „Wenn der Herr Pastor wirklich selber glaubt was er sagt, warum geht er dann nicht hin, legt die Hand auf die Besessene und heißt sie ruhig sein und aufstehn?"

Aehnliche Bemerkungen hörte man nicht selten und mancher kritisirte, als wollt' er's dem Doctor Strauß noch zuvorthun. So sagte einer: „Jesus verspricht dem Räuber, ihn noch am nämlichen Tage im Paradiese zu sehen und doch muß er selber erst auf drei Tage in die Hölle fahren, wie reimt sich das?" Immerhin waren solche laute Kritiker noch Ausnahmen; viele stierten eben nur gedankenlos vor sich hin, schliefen auch, wenn sie es unbemerkt thun konnten, die große Mehrzahl aber fand es für gerathen, eine aufmerksame Miene zu zeigen und die Augen weit offen zu behalten, denn schlief einer oder schien einer zu schlafen, so ward er nicht nur gleich an Ort und Stelle sehr unkirchlich ausgescholten, sondern gewöhnlich auch noch angezeigt und dann entzog man ihm zur Strafe vielleicht an so und so viel Sonntagen das Mittagsessen oder er bekam im Wiederholungsfalle auch wohl Prügel. (Mit der letztgenannten Strafe blieben, beiläufig bemerkt, auch die Weiber nicht verschont.)

Wir Isolirten nahmen die Mitte des Schiffes der Kirche ein, wo wir die Kanzel vor uns hatten, die sich über dem Altar befand. Am letztern waren zu beiden Seiten die Büsten Luthers und Melanchthons aufgestellt und an der Rückwand hinter dem Crucifix stand zu lesen: Vivo, et vos vivetis. Eine lateinische Inschrift für Leute, unter denen nur ausnahmsweise da und dort ein Unterrichteter sitzt! Indeß fürcht' ich, für die Masse würde es lateinisch geblieben sein, auch wenn man's in's Deutsche übersetzt hätte.

Ich lernte damals während dieses Besuches der Nachmittagskirche noch nicht alle die hier geltenden weder menschlichen noch christlichen Einrichtungen kennen; dies geschah erst

nach und nach und namentlich als in der Folge wieder eine Abänderung in Betreff unsers Kirchenbesuchs vorgenommen worden war. Ich werde daher später auf die Kirche zurückkommen und erwähne hier nur eines Umstands, der mir sehr unangenehm auffiel, obwohl er mich an diesem Orte nicht befremdete. Es war dies ein Brauch bei der Austheilung des Abendmahls, ein Brauch, der mir Seitens der Leute, die sich Christen und namentlich derjenigen, die sich Lehrer des Christenthums nennen, als unendlich sündlicher erschien denn das Schlimmste, was irgend ein in diesen Mauern Wohnender begangen haben mochte. Man hatte nämlich für die Armen und Geringen d. h. für die Gefangenen, einen andern Kelch als für die Höhergestellten und Angesehenen d. h. für die Beamten. Wenn diese Communion, die aber keine war, denn der zwiefache Kelch erklärte das Ganze für Lüge, wenn diese sogenannte Communion beginnen sollte, stellten sich zunächst diejenigen Beamten mit ihren Angehörigen vor'm Altare auf, welche theilnehmen wollten; sie behaupteten solchergestalt da, wo es blos Brüder gibt, einen Vorrang und bewiesen schon dadurch, daß sie keine Christen waren. Ohne allen Zweifel würden ihnen die betheiligten Gefangenen den Vortritt freiwillig überlassen haben; die Beamten aber mußten dies geflissentlich verhindern, wenn sie sich wirklich als Christen zeigen wollten, sie hätten sich in bunter Reihe, wie's traf, unter die Gefangenen stellen müssen, denn während der Communion waren sie ja gar nicht Beamte, sondern nur Menschen und Christen; als solche mußten sie die Gelegenheit eifrig suchen, sich unter die Brüder zu stellen, sie mußten dieselbe um so eifriger suchen, da diese Brüder Unglückliche und

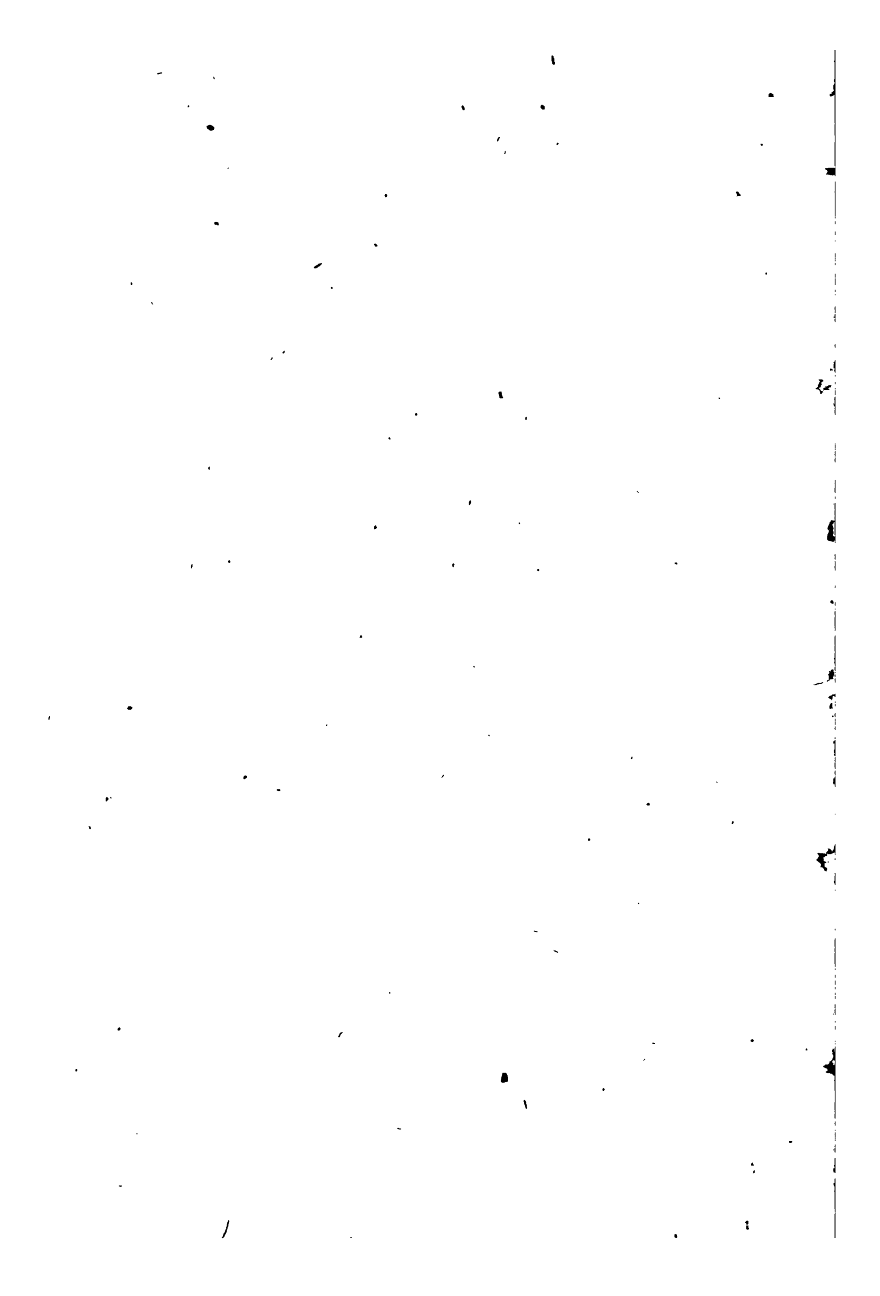
Aehnliche Bemerkungen hörte man nicht selten und mancher kritisirte, als wollt' er's dem Doctor Strauß noch zuvorthun. So sagte einer: „Jesus verspricht dem Räuber, ihn noch am nämlichen Tage im Paradiese zu sehen und doch muß er selber erst auf drei Tage in die Hölle fahren, wie reimt sich das?" Immerhin waren solche laute Kritiker noch Ausnahmen; viele stierten eben nur gedankenlos vor sich hin, schliefen auch, wenn sie es unbemerkt thun konnten, die große Mehrzahl aber fand es für gerathen, eine aufmerksame Miene zu zeigen und die Augen weit offen zu behalten, denn schlief einer oder schien einer zu schlafen, so ward er nicht nur gleich an Ort und Stelle sehr unkirchlich ausgescholten, sondern gewöhnlich auch noch angezeigt und dann entzog man ihm zur Strafe vielleicht an so und so viel Sonntagen das Mittagsessen oder er bekam im Wiederholungsfalle auch wohl Prügel. (Mit der letztgenannten Strafe blieben, beiläufig bemerkt, auch die Weiber nicht verschont.)

Wir Isolirten nahmen die Mitte des Schiffes der Kirche ein, wo wir die Kanzel vor uns hatten, die sich über dem Altar befand. Am letztern waren zu beiden Seiten die Büsten Luthers und Melanchthons aufgestellt und an der Rückwand hinter dem Crucifix stand zu lesen: Vivo, et vos vivetis. Eine lateinische Inschrift für Leute, unter denen nur ausnahmsweise da und dort ein Unterrichteter sitzt! Indeß fürcht' ich, für die Masse würde es lateinisch geblieben sein, auch wenn man's in's Deutsche übersetzt hätte.

Ich lernte damals während dieses Besuches der Nachmittagskirche noch nicht alle die hier geltenden weder menschlichen noch christlichen Einrichtungen kennen; dies geschah erst

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Inhaltsverzeichniß.



Aus dem

Gefängnissleben

von

Th. Oelckers.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1860.

Aus dem

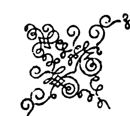
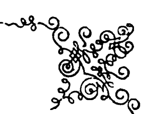
Gefängnißleben

von

Th. Oelckers.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1860.

Aus dem

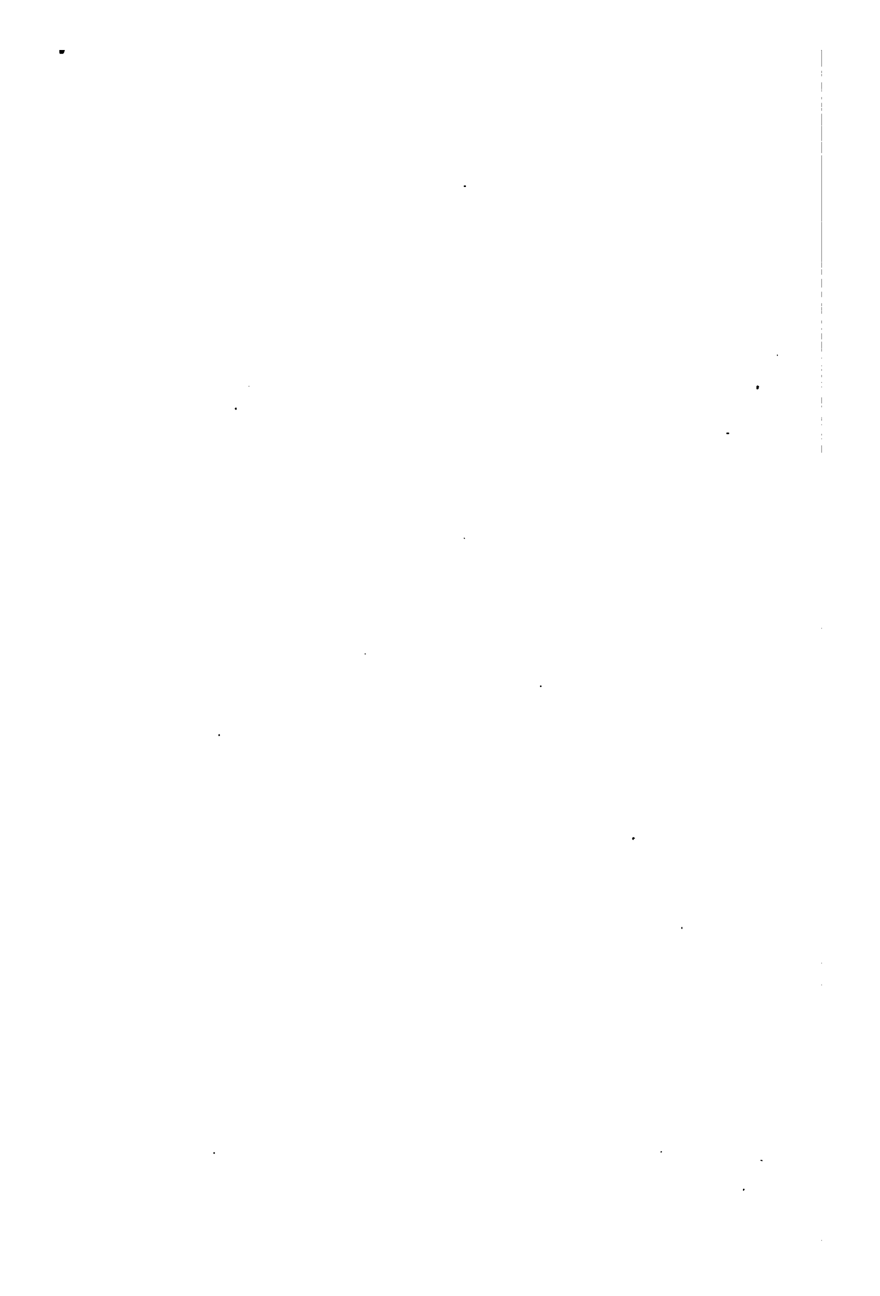
Gefängnissleben

von

Th. Oelckers.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1860.



Aus dem

Gefängnißleben

von

Th. Oelckers.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1860.

Aus dem

Gefängnißleben.



VI.

Schloss Waldheim.

In der Zelle. (Fortsetzung.)

(1851.)

Um sich einsam zu fühlen, braucht man nicht als ein Robinson zu leben: es genügt dazu, daß wir von denen, die wirklich unsers Gleichen, getrennt sind, d. h. von solchen, mit denen wir wirklich vertraut sein können. Ein frommes Gemüth meint, im Bewußtsein der Gottgemeinschaft könne man sich nie einsam fühlen; aber nur in Stunden und Augenblicken, wo dies Bewußtsein außergewöhnlich lebhaft ist, kann es gegen das Gefühl der Einsamkeit schützen, also nur momentan. Es sind die Augenblicke der Erhebung, wo wir uns eins mit dem All fühlen; für den gewöhnlichen Lebensbedarf aber ist das Geschöpf auf eine beschränktere Gemeinschaft angewiesen, um dem schmerzlichen Gefühle der Einsamkeit zu entgehen.

Der verstohlene Verkehr, den man bei der und jener Gelegenheit mit Menschen ermöglichte, die man für seines Gleichen nicht blos in naturgeschichtlicher, sondern auch in einer edlern

Bedeutung halten konnte, war denn doch zu gering und zu unvollkommen, um den Verlust der Gesellschaft zu ersetzen.

Menschen sah man wohl täglich in und außer der Zelle, aber das waren eben nur Figuren, mit denen man sich nicht anders befassen konnte als mit allen Erscheinungen der Außenwelt. Es waren Fremde und mußten Fremde bleiben.

Die Geistlichen waren damals die einzigen der obern Beamten, die sich in den Zellen einfanden, um Gespräche mit den Gefangenen zu führen. Weshalb mir an diesen Besuchen nichts gelegen sein konnte, hab' ich bereits angedeutet. Es konnte dabei höchstens ein diätetischer Nutzen sein: daß man das ewige Schweigen unterbrach und der Lunge einige Uebung verschaffte. (Zu gleichem Zwecke bedienten sich Manche auch des Kirchengesangs, der allerdings eines der wenigen Mittel ist, um die Folgen des naturwidrigen und daher in keiner Weise zu rechtfertigenden Schweigsystems einigermaßen zu mildern.)

Gleich während des ersten Besuchs, den mir der Pfarrer in der Zelle machte, äußerte er sich über einen meiner Mitgefangenen, einen der wenigen, die ich aus früherer Zeit persönlich kannte, in sehr unpassender Weise. „Der Mann zeigt sich gar zu höflich," sagte er, „und dabei macht er auf mich den Eindruck eines arglistigen Menschen." Ich widersprach und bemerkte, daß mir der Betreffende als ein besonders gutmüthiger Charakter bekannt sei. — „Ich täusche mich nicht leicht in der Beurtheilung der Leute!" war die Antwort. Dann fuhr er fort: „die Frau dieses Mannes, sagt man, soll etwas liberal denken im Punkte der Liebe." Wie soll man ein derartiges Gespräch fortsetzen unter Umständen, wo man

es nicht in seiner Macht hat, dem Gaste die Thür zu weisen? Ich war so überrascht, daß ich nur äußern konnte, es sei mir von solch verläumderischem Geschwätz bis jetzt nichts zu Ohren gekommen. „O, es ist also nichts dran? hätt' ich das doch gestern gewußt, da hätt' ich die Leute, die es behaupteten, gleich zurechtweisen können."

Die Honoratioren Waldheims mochten demnach saubre Gespräche führen. Doch, das ist überall so; nur hätt' ich's hier nicht durch den Herrn Pastor bestätigt hören sollen.

Er hätte, schwerlich aus eigenem Antriebe, sondern auf Zureden seines Collegen, durch sein Gutachten (wie ich wenigstens vermuthete) für meine Isolirung behufs literarischer Beschäftigung gewirkt. Daher erkundigte er sich auch nach dieser letztern mit einer gewissen Theilnahme, aber nicht meinet- sondern seinetwegen. Es lag ihm daran, daß diese Beschäftigung, sofern sie lohnend war, nicht unterbrochen werden möchte, denn er fürchtete, falls dies geschähe, Vorwürfe vom Director hören zu müssen. Er hatte Angst vor dem geisteskranken Director.

Ohne daß ich es ausdrücklich erklärte, merkte er's doch deutlich genug, daß ich nicht sein Freund sein könnte und nach und nach wurden seine Besuche bei mir etwas seltener. Das Bedürfniß, überhaupt nur mit Menschen zu sprechen, verleitete wohl Manchen, sich auch selbst hier in vertrauliche Gespräche einzulassen, und das mochte denn verzeihlich sein. Wie wäre jedoch ein herzliches Gespräch Seitens desjenigen möglich gewesen, der sich erinnerte, wen er vor sich hatte, nämlich einen Beobachter und Berichterstatter! Die Berichte und Gutachten desselben hoben namentlich die Irreligiosität,

Unkirchlichkeit, Unmoral, Unverbesserlichkeit der Beobachteten hervor. Ein Gefangener, der Einsicht in die Anstaltsacten gehabt hatte, erwähnte mir unter Anderm eine Bemerkung, die der Herr Pastor bei solcher Gelegenheit in Bezug auf einen Maigefangenen (einen ehemaligen Schullehrer, der später in Waldheim starb) gemacht hatte: es sei um jedes Jahr Schade, welches die Gnade Sr. Maj. diesem Menschen von seiner Strafzeit erlassen würde.

Auch der Hilfsgeistliche besuchte mich einigemal und seinerseits geschah es nicht um zu beobachten. Auch wurde ihm nachher, wo nicht befohlen, doch an die Hand gegeben, die Besuche in den Zellen zu unterlassen. Er war womöglich noch ängstlicher und unfreier als die andern Beamten und seine Schüchternheit steigerte sich, als er bestraft wurde, weil er einem Gefangenen im Krankenhause eine kleine Gefälligkeit erwiesen hatte, ohne die Erlaubniß in gehöriger Form nachgesucht zu haben.

Kurz, wenn man nicht Ursache hatte, diesen Leuten zu zürnen, so war man wenigstens in der Lage, Nachsicht üben zu müssen und eine Gesellschaft, wo stets nur das eine oder das andre möglich ist, muß nothwendigerweise ungenießbar und unerquicklich sein.

Bezüglich eines erquicklichen Umgangs mit Menschen, war man also auf den verstohlenen Verkehr mit andern politischen Gefangenen beschränkt. Bei weitem die meisten derselben lernt' ich erst hier persönlich kennen, im Bade, in der Kirche und auf dem Spaziergange. Auf den letztern hatt' ich lange vergebens gewartet. Der April hatte schöne Frühlingstage gebracht und noch immer war man auf die verpestete Luft der Zelle beschränkt, wo das Fenster nur des Nachmittags ein

wenig geöffnet wurde. Da hört' ich eines Tags die Stimme eines Aufwärters den Corridor entlang rufen: „Spazierengehn!" Das war ein willkommener Klang. Schleunig zog man Schuhe und Jacke an und machte sich fertig. Bald nachher schloß ein Aufseher alle Thüren auf und ein Jeder stellte sich auf den Gang hinaus vor seine Thür. Dort hatte man schon Gelegenheit, mit Nachbarn zu verkehren, denn auf einem Gange, wo nah' an vierzig Zellen in einer Reihe Raum hatten, konnte die Anwesenheit einer einzigen Schildwache wenig hinderlich sein. Sobald alle Zellen geöffnet waren, hieß es: vorwärts! und nun zogen sämmtliche Bewohner des Hauses (die zu strengem Arrest verurtheilten etwa ausgenommen) im Gänsemarsch wie gewöhnlich hinaus über den Hof nach dem Garten. Dort pflegte man nur die Isolirten spazieren zu lassen, alle andern (vielleicht mit Ausnahme der Weiber) machten ihre Spaziergänge in den Höfen.

Ich hatte (wie oben erwähnt worden) diesen Garten schon einmal auf einige Minuten, aber in unangenehmen Geschäften und überdies noch in winterlicher Jahreszeit betreten. Aber jetzt war freundliches Wetter, die Vegetation schon ziemlich entwickelt und so macht' es einen guten Eindruck, endlich wieder einmal in ein im Frühlingsschmucke lachendes Thal hinauszutreten, wo die Umsicht durch nichts beschränkt war, als durch die umgebenden Höhen. Die hohe Ringmauer, die diesen umfangreichen Garten mit umschloß, entzog dem Blicke nur wenig, denn sie lag fast auf allen Punkten tiefer als der Garten. Unter den Umständen würde uns der Raum dieses letztern auch allein genügt haben, denn er war so ausgedehnt, daß man nicht alle Theile auf einmal übersehen konnte.

Die ziemlich hohe Mauer, die man da und dort etwas schadhaft fand und deshalb bald nachher besserte und erhöhte, war auf ihrer obersten Kante überall mit Glasscherben gespickt. Ein armes Hinderniß, wenn einer im Uebrigen die Mittel hatte hinauf und jenseits hinab zu gelangen! Es lag da auch eine Lärmkanone, um der Umgegend zuzudonnern, daß einer entsprungen sei. Dies Mittel schien indeß jetzt ganz außer Gebrauch zu sein.

Der Garten ward bei weitem nicht so nutzbar gemacht, als es thunlich gewesen sein würde. Alles hatte ein ziemlich wildes Aussehen (für uns um so besser: wir wollten vor allen Dingen frisches Grün und den freien Himmel darüber); und es konnte nicht wohl anders sein, denn der Gärtner — unter dessen Aufsicht auch noch einiges außerhalb der Anstalt gelegene Feld bestellt wurde — hatte, um den weiten Raum in Ordnung zu halten, nur zwei oder drei regelmäßig im Garten beschäftigte Arbeiter; die zahlreichen Hände aber, die das Umgraben, Pflanzen u. s. w. erforderte, schien er immer erst ausdrücklich reclamiren zu müssen und da erhielt er häufig Arbeiter, die erst noch in Führung des Spatens unterwiesen sein wollten.

Das Beste, was im Garten erbaut wurde, war zum Verkauf, nicht für unsre Küche, und wir bekamen von grünen Gemüsen und dergleichen daher nur wenig zu sehen; überhaupt auch das Wenige nur, wenn andre Leute durchaus kein Gelüst mehr darnach hatten, so z. B. an Sommerabenden bisweilen Salat, der nicht mehr jugendlich und überdies durch die Zurichtung ungenießbar geworden war. Die Früchte der zahlreichen aber ungepflegten Stachelbeersträucher fielen zum

nicht geringen Theile überreif ab, um am Boden zu verfaulen.

Uns konnte das jedoch wenig irren; wir erfreuten uns an Allem was wuchs und blühte und namentlich am Anblicke der benachbarten Höhen. Bald sollte sich da auch einer der stattlichen Viaducte der Chemnitz-Riesaer Eisenbahn in seiner Vollendung zeigen und wir hatten (dies aber erst weit später) Gelegenheit, die Dampfwagenzüge täglich passiren zu sehen. Wir wandelten jedoch, wie sich denken läßt, keineswegs kreuz und quer durch den Garten: wir blieben im Gänsemarsch und auf bestimmten Wegen, die ein großes Viereck bildeten. Der Strenge nach hätte einer vom andern einen so großen Abstand beobachten sollen, daß Gespräche nicht möglich gewesen wären; theils aber waren wir hierzu für den bestimmten Raum zu zahlreich, theils nahm man es in dieser Beziehung damals nicht zu streng und so konnte der Spaziergang recht gut zu Unterredungen benutzt werden. Der Aufseher postirte sich in die Mitte des nie ganz zu übersehenden großen Vierecks, er war viel zu fern, um die Gespräche zu bemerken, geschweige denn zu verstehen. Zwei oder drei Pikets waren mit aufgestellt, die aber auch nur die in ihrer Nähe Vorübergehenden beobachten konnten und während man vorüberging schwieg man natürlich. Hatte man irgend einen Gefangenen, den man zu sprechen wünschte, weder zum Vorder- noch zum Hintermanne (und so ging mir's im Anfang stets, denn ich lief dazwischen einem Kassendieb und einem Manne, der vermuthlich irgend einen kleinen Rechnungsfehler begangen hatte, meinen damaligen Wandnachbarn in der Zelle), so meldete man sich „auszutreten“ und richtete es, wenn man wieder „eintraf“, so ein, daß man

gerade vor oder hinter dem Gesuchten eintreten konnte. In späterer Zeit ging das nicht mehr, denn da hielt man darauf, daß jeder an seinem bestimmten Platze in der Reihe blieb.

Im Garten war man zwar auch bisweilen, doch nur selten, fremden neugierigen Blicken ausgesetzt. Ganz entging man dieser Plage nirgends, mochte man im Hof oder Garten, in der Zelle oder in der Kirche sein. Am anstößigsten waren die neugierig=lustigen oder frechen Gesichter solcher Beschauer. Manchmal, aber nur selten, sah man auch eins und das andre, welches den Ausdruck des Mitgefühls zeigte oder zu zeigen suchte und das bewies wenigstens, daß diese Gäste noch einer anständigen Regung fähig waren. Noch andre endlich machten glücklicherweise blos einen spaßhaften Eindruck, jene ungebildeten Leute nämlich, die den Züchtling nur mit einer naiven Scheu, wie etwa ein garstig Insekt betrachten konnten. Ich ging eines Tages, wie es oft geschah, wenn man in's Bad oder sonstwohin gerufen wurde, allein, denn der begleitende Aufseher befand sich weit hinter mir, unsern Corridor entlang. In der Nähe der Treppe stand eine fremde Frau aus der niedern Bürgerklasse, die da auf einen Beamten zu warten schien. Ich vergesse das Gesicht nicht, das sie ganz unwillkürlich zeigte, als ich an ihr vorüberging. Ich wußte seitdem genau, welchen Eindruck eine große Kreuzspinne empfängt, wenn sie sich von gewissen Gesichtern betrachtet sieht. Das arme Weib wich zur Seite, so weit es der enge Gang erlaubte und drückte sich an die Wand. Sie war ganz Furcht und Abscheu, denn der Blick, den sie nur von der Seite auf mich richten mochte, schien zu sagen: fürchtete und ekelte ich mich nicht zu sehr, ich kratzte dir garstigem Geschöpf die

Augen aus. Wie viele Leute hab' ich sich so vor dem „Bösewicht“ entsetzen sehn! Ich war jenem armen Weibe schon deshalb nicht böse, weil mich ihr unbeschreibliches Gesicht aus einer etwas übeln Stimmung in eine ziemlich heitere versetzte. Ueberdies war das Benehmen solcher Leute erklärlich: sie setzten als ganz selbstverständlich und ausgemacht voraus, daß die Hände des Mannes, den sie vor sich sahen, zum mindesten den diebischen Dietrich, das Brecheisen gehandhabt, daß wohl gar Blut daran klebe und daß über seine Lippen der falsche Eid gegangen.

Seltsam verblendete Leute! Wenn nun das Alles wirklich so gewesen wäre, warum macht ihr's gerade diesem Manne allein zum Vorwurf? Habt ihr denn in der Welt Mangel an kleinen, großen und größten Dieben, die nur ohne Dietrich und jedenfalls so stehlen, daß ihnen das Gesetz nicht beikommen kann? Klebt nicht Blut, wenn auch unsichtbar, weil diese Hände in Sicherheit sich anderer als Werkzeuge bedienen konnten, klebt nicht Gott weiß wie viel meuchlerisch vergossenes Blut an feinen Händen, die das menschliche Gesetz nicht erreichen kann? Und der Meineid, der Eidbruch, hört er denn auf es zu sein, weil er sich über diese nämlichen Gesetze stellt? Aber der Pöbel, namentlich auch der gutgekleidete, sieht das Verbrechen nun einmal nur in der Züchtlingsjacke.

Denkt einen notorischen Betrüger, der nur so schlau war, sich für das Gesetz unnahbar zu machen: Ihr empfangt ihn artig, er hat Zutritt in all euren guten und feinen Gesellschaften. Denkt dagegen einen durch und durch redlichen und ehrlichen Mann, den ein nicht zu entkräftender falscher Verdacht in's Zuchthaus gebracht hatte: selbst jeder Schuft sieht ihn

über die Achsel an und Alles weicht scheu vor ihm zurück; denn es schändet in dieser Welt nicht das Vergehen, sondern nur die Strafe, es hat vor ihr nicht die Unschuld einen Werth, sondern nur die Straflosigkeit.

Aber Gottes Auge sieht die vergoldeten Götzen des Pöbels in Züchtlingsjacken. —

Im Garten, sag' ich, waren wir seltener in der Lage der Thiere auf einer Viehschau. Leute gingen da wohl täglich ab und zu, aber das waren meist Personen aus dem Städtchen, die etwa ein Geschäft bei dem Gärtner hatten und uns gar nicht belästigten, denn sie waren mit allen Umständen schon zu vertraut, um noch neugierig zu sein.

Nachdem man eine halbe Stunde lang gewandelt war, hieß es: „Einrücken!“ und der Gänsemarsch bewegte sich zurück von wo er ausgegangen war. Jeder stellte sich wieder an seine Zellenthür und einer nach dem andern ward hineingelassen. So fand ich den Spaziergang im Anfange. Er erfuhr jedoch, was Ort, Tageszeit, Dauer und überhaupt alle Umstände anlangt, im Laufe der Zeit viele Wandlungen. Einschließlich des Aus- und Einrückens ward damals nur dreiviertel Stündchen darauf verwendet.

Ging man am frühen Morgen spazieren, wie es eine Zeitlang geschah, so fühlte man im Laufe eines langen schönen Sommertags wohl manchesmal die Sehnsucht rege werden, noch einmal hinauszukommen, besonders wenn man durch das verschlossene Fenster die Dächer und Höhen gegenüber von der Abendsonne vergoldet sah, denn aus einigen Zellen hatte man auch einen Blick auf's freie Land. Aber man mußte sich bescheiden und suchte die Sehnsucht über der Arbeit zu vergessen.

Bei der letztern sah sich der literarisch Beschäftigte (dem man auch kein Pensum geben konnte), abgesehen von den Störungen, die man dem Spähloch verdankte, sehr wenig gestört. Es mischte sich damals nicht leicht irgend jemand hinein *). Arbeitete man nur hinreichend, daß am Jahresschlusse genug eingezahlt werden konnte, um die für die Verpflegungskosten festgesetzte Summe zu decken, so hatte man das Unerläßliche geleistet und ward in dieser Hinsicht weiter nicht geplagt. Man arbeitete natürlich weit mehr, der Eine, um Angehörigen eine Unterstützung zu verschaffen, der Andere, um sich ein Sümmchen für den Augenblick der Entlassung zu sparen. Ich muß gestehen, daß ich mich selbst hauptsächlich nur aus ersterm Grunde zu literarischer Arbeit in Waldheim entschloß. Sofern es sich aber um die literarische Arbeit selbst, ohne Rücksicht auf den Ertrag, handelte, würd' ich ihr irgend eine leibliche Handarbeit gern vorgezogen haben, denn ich dachte in dieser Hinsicht nicht wie die meisten Andern, die eifrig und vielfach vergebens nach solcher Beschäftigung trachteten. Zunächst war ich überzeugt, daß sich die Gesundheit bei einer Handarbeit, und möcht' es am Spinnrade sein, weit besser in Acht nehmen ließe, als mit der Schreibfeder in der Hand und das war wichtig, denn es galt womöglich für die Zukunft die Kraft zu erhalten, die man im Zuchthause ganz unnütz vergeudete, unnütz besonders deshalb, weil man aus mancherlei naheliegenden Gründen sich wenig mit Originalarbeiten befassen konnte und daher hauptsächlich auf Uebersetzerei angewiesen

---

*) Ich werde noch zu bemerken haben, wie in späterer Zeit die Manuscripte einer förmlichen Censur unterworfen wurden.

war. Bisweilen, wenn nichts Dringendes oder auch gar nichts vorlag (man unternahm nicht gern etwas, ohne im Voraus bestimmt zu wissen, daß es sich verwerthen lassen würde und beschränkte sich daher in der Regel auf die Ausführung von außen gekommener Aufträge), bisweilen schrieb ich wohl Monate, ja halbe Jahre lang kaum etwas andres, als dann und wann einen Brief. Man las dann, man studirte und sah sich darin, wie gesagt, im Allgemeinen nicht behindert, vorausgesetzt immer daß am Jahresschlusse die unerläßliche kleine Summe eingezahlt wurde. Ich hätte in der nämlichen Zeit mindestens das Dreifache dessen arbeiten können, was ich wirklich zu Stande brachte, aber man hing, wie gesagt, in dieser Beziehung nicht immer von sich selbst, sondern von Buchhändlern ab. Ich war also nicht der Thätigste, habe aber trotzdem im Laufe von acht Jahren weit über sechshundert Druckbogen geliefert, ausschließlich alles dessen, was nicht zum Druck gelangt ist, und das war auch nicht wenig. Ich gedenke bei andrer Gelegenheit über diesen Punkt, so wie über den Antheil des Gefangenen am Honorare (denn wir verdienten, seltsamerweise, im Zuchthause Honorar, man bediente sich keines andern Ausdrucks) noch einige Bemerkungen zu machen.

Arbeitete man nicht, gab es sonst in der Zelle nichts zu schaffen, so trieb man auch irgend eine Spielerei. Ich zeichnete das Innere der Zelle, desgleichen die Aussicht aus derselben. Häufig musterte man auch, was sich unten auf dem Hofe regte und bewegte, man sah da das Essen aus der Küche nach dem Speisesaale schaffen, man sah den Gänsemarsch Spazierender, deren viele Lectüre mit Bewegung verbanden, sich rings um den Hof drehen. Ein großes ausgemauertes

Wasserbecken (das „Bassin"), rings mit einem grünen Zaun umgeben, sammt plätscherndem Röhrtrog, schmückte die Mitte dieses Hofes. Man sah die Soldaten ihr Wesen treiben mit ihrem entsetzlichen Geschrei, man sah „Zuwachs" einbringen, „Dimittenden" nach dem Ausgangsthore führen, Kohlen schleppen und — das stets Unvermeidliche — Kübel tragen*). Das war so das Alltägliche, was sich dem Blicke darbot; doch verging auch selten ein Tag, wo sich nicht etwas Außergewöhnliches zeigte.

Eines Morgens stellten sich die Züchtlinge, ungefähr 500, auf dem Hofe in einem großen Carré auf: es galt eine Parade abzuhalten, woran man die Isolirten glücklicherweise nicht theilnehmen ließ. Wir konnten das Schauspiel von unsern Fenstern aus beobachten. Es war die erste und einzige solche Parade, die ich gesehen habe, denn man unterließ fortan diese unnütze Spielerei. Versteht sich, daß da jeder Einzelne und jeder Knopf auf's Schärfste gemustert wurde. Und als Alles in Ordnung war, als man sich überzeugt hatte, daß jede Jacke gebürstet, jeder Schuh geschwärzt, jeder Knopf blank geputzt war und nirgends etwa das Ende eines Hemdbändchens über einer Halsbinde vorguckte, verharrte man in ernstem Schweigen, des Gebieters gewärtig. Dieser erschien denn bald, wie immer

*) Diese garstigen Gefäße waren für Schloß Waldheim wirklich ungefähr ebenso charakteristisch (wenn solcher Vergleich erlaubt ist), wie für Venedig die Tauben und für Moskau die Krähen. In der Zelle und auf den Gängen, in Haus und Hof und Garten, wo man ging und stand, von früh bis abends zu allen Stunden, immer und überall begegneten dem Auge Nachtkübel, große und kleine, hölzerne und töpferne, volle und leere.

thum beruht und daß durch die Ausführung vielleicht das Gegentheil des Beabsichtigten bewirkt wird.

Bald nach diesem vorläufigen Besuche installirte sich der Director von Hubertusburg wirklich in Schloß Waldheim und übernahm die Leitung der dortigen Anstalt. Einigen der Beamten, die sich bewußt waren, seit längerer Zeit bereits die eigentlichen Leiter gewesen zu sein, war daran gar nichts gelegen und sie schienen den in ihren Augen ganz überflüssigen neuen Obern um so weniger gern zu sehen, als er seine Leitung besonders auszuzeichnen bemüht sein mochte und dies am füglichsten durch Geltendmachung humaner Ansichten thun zu müssen glaubte.

Es traten in der That bald mancherlei kleine Veränderungen ein, die uns nur willkommen sein konnten. Die noch in den Wollkämmereien sitzenden politischen Gefangenen wurden daraus erlöst. Unsre Fenster wurden nicht blos auf ein Paar Stunden geöffnet, sondern blieben von fünf Uhr morgens bis zum Abend unverschlossen. Auf dem Gange, jeder Zellenthür gegenüber, brachte man einen kleinen Sims an, um das Brod u. s. w. darauf zu legen. Von außen eingehende Briefe erhielt man jetzt ziemlich schnell. (Unter dem Hauptmann Christ war es häufig geschehen, daß ein Gefangener, der einen Brief empfangen und darin irgend eine für ihn hochwichtige, vielleicht erfreuliche, vielleicht traurige, Nachricht gelesen hatte, zu seiner Ueberraschung endlich durch einen Blick auf's Datum belehrt worden war, daß es sich um eine alte Geschichte handelte, daß seitdem ein Vierteljahr und noch weit mehr Zeit verflossen war. Eine schnelle Antwort hätte vom höchsten Nutzen sein können, aber es war Alles versäumt, Alles zu spät; ein

Todesfall wollte beweint sein, der draußen längst vergessen war!) Die Prügelstrafe kam, so viel ich weiß, damals gar nicht vor.

Bald nach seiner Ankunft besuchte der interimistische Director auch alle Zellen. Er redete uns, wie ich glaube ohne irgend eine Ausnahme, bei dieser Gelegenheit mit „Du“ an, was in der Folge nie wieder geschah. Er schien (gleich dem Herrn Pastor, der es ebenso gemacht hatte,) dem Gefangenen nur zeigen zu wollen, wozu er befugt sei. Das erschien etwas kleinlich und immer wieder als ein Verkennen der eigenen Stellung und des Verhältnisses zum Gefangenen. Mit ihrem entweder artigen oder geringschätzigen Benehmen gegen letztern dünkten mich diese Herren eben nur gegen sich selber artig oder geringschätzig, denn wir (ich meine die politischen Gefangenen) konnten uns, wie schon gesagt, dadurch so wenig geehrt als beleidigt fühlen. Und welchen Widerspruch begingen sie nicht, wenn sie, ihre eigne Hausregel verletzend, uns mit „Sie“ anredeten! Wollten sie damit sagen, daß sie uns der Achtung würdiger hielten als andre (und etwas andres konnten sie damit nicht sagen wollen), so erklärten sie stillschweigend selbst, daß sie sich durch das einmalige „Du“ im Grunde einer Ungebühr schuldig gemacht hatten. Ich muß indeß bemerken, daß das „Sie“ nicht den „Politischen“, sondern den „Gebildeten“ zu Theil ward; ungebildete Politische wurden nur mit Du behandelt, gebildete Betrüger u. s. w. sahen sich ebenso gut wie wir Seitens der Beamten, die sich solche Ausnahmen überhaupt erlaubten, mit Sie angeredet. Das Gerathenste dürfte für solche Herrn immer sein, sie blieben ihrer Rolle consequent treu und bedienten

sich des vorgeschriebenen Du, denn durch die Abweichung erklären sie, daß sie Gefangene vor sich haben, die an solche Stelle eigentlich nicht passen, sie erklären ferner dadurch, daß sie mit dem Verfahren, welches ihnen ihr Amt vorschreibt, im Grunde selber nicht einverstanden sind.

Eines Tags brachte der Director einen Gast in die Zellen, der die Anstalt, ich weiß nicht ob aus eignem Antriebe oder im Auftrage besuchte und sich herausnahm salbungsreiche Worte an uns zu richten. Er war ein alter Herr (man nannte ihn Kammerherr oder Kammerrath, ich weiß nicht mehr), der trotz seinen Jahren den Stutzer noch ein Bißchen und den Frömmler sehr stark spielte.

Unter allen Fratzen ist wohl keine widerlicher, als diejenige, die zu Stande kommt wenn sich gealterte Geckenhaftigkeit mit dem Laster der Frömmelei verbindet.

„Besucht Sie der Geistliche auch?“ fragte jener Herr am Schlusse der kurzen Unterredung, die mir unbeschreiblichen Ekel erregt hatte.

„Er kommt dann und wann in die Zelle.“

„Dann und wann nur? O, das find' ich recht beklagenswerth! ich will Sorge tragen, daß es öfter geschieht. Und namentlich ein Mann wie Sie, der Sie ja auf Lebenszeit verurtheilt sind, bedarf geistlichen Zuspruchs mehr noch als andre. Sie können ja dieser Wohlthat nicht reichlich genug theilhaft werden!“

Das war auch ein „Wohlmeinender“, dessen „entferntere Bekanntschaft“ ich mir wünschte und nach dessen Abschied ich die Kerkerthür segnete, die ihn meinen Blicken entzog.

Lieber war mir's, als der Director dafür sorgte, daß man neben dem winzigen Tischlein, womit man sich zeither kümmerlich beholfen, noch einen großen Tisch und dazu ein Stehpult in die Zelle bekam.

Das hier soeben Angeführte, sowie manch' ähnliche kleine Neuerung, die für uns mehr oder minder wichtig war, auch einige, wenn auch kaum bemerkbare Verbesserung der Kost (desgleichen minder sparsame Verleihung der Krankenkost,) Alles zeigte daß der zeitweilige Director, so weit es ihm thunlich schien, das Loos der Gefangenen erleichtern wollte. Den Glanzpunkt des interimistischen Directoriums aber bildete für uns (die „Gebildeten") die große Sonnenfinsterniß zu Ende Juli's 1851. Man gab uns Gelegenheit, diese Finsterniß so genau zu beobachten, als es die Umstände erlaubten. Zur bestimmten Zeit ließ man, während die Masse sich auf den gewöhnlichen Spazierweg begab, uns Erwählte (größtentheils Politische) in eine besondere Abtheilung des Gartens gehen, die wir sonst nie zu betreten pflegten, und hier galt an diesem Tage, um mich eines studentischen Ausdrucks zu bedienen, Comment suspendu, es herrschte kein Schweigen, die Unterhaltung war frei und ungezwungen, obwohl mehrere Ober- und Unterbeamte zugegen waren. Einer unserer Naturkundigen hielt einen Vortrag über das Ereigniß des Tages und hatte zugleich für einen einfachen aber passenden Apparat gesorgt, um den Laien das Wie des himmlischen Vorgangs des Nähern zu demonstriren. Natürlich fehlte es auch nicht an geschwärztem Glas und andern Mitteln. Die Leute boten einander unbefangen die Dose (was sonst nimmermehr öffentlich geschehen durfte,) und Alles ging äußerst harmlos vorüber,

gewiß unendlich harmloser als jemals vorher und nachher irgend eine Scene in diesem Hause (namentlich die kirchlichen Scenen nicht ausgenommen). Zu geheimen Mittheilungen, deren damals sehr wichtige zwischen einigen Gefangenen ausgetauscht wurden, hatte man andre Gelegenheiten und ich glaube nicht, daß von irgend jemand diese Zusammenkunft dazu benutzt worden ist. Man war froh, einmal eine Stunde so zu sagen frei zu athmen und mochte sich die glücklichere Stimmung durch nichts trüben lassen.

Mir wurde sie indeß doch ein wenig getrübt und zwar durch den Gedanken an die Reaction, die ich nach einem in diesem Hause so ungewöhnlichen Vorgange für unausbleiblich hielt. Ich las schon auf einigen Gesichtern unter den Beamten die Misbilligung, wo nicht den Unwillen. Sie fühlten sich jedenfalls überzeugt, es müsse hier bald Alles aus Rand und Band gehen, wenn dergleichen länger geduldet werde, und ich glaube ich würde nicht ganz unrichtig vermuthen, wenn ich annähme, daß damals mehr als ein geheimer Bericht hinter des Directors Rücken erstattet worden ist, um auf die gefährliche Lage aufmerksam zu machen.

Die Reaction trat auch ein, nicht auf einmal sondern nach und nach, und leitete sich zunächst durch mancherlei kleine Vorgänge ein. Gewiß ist, daß wir jene Stunde der Sonnenfinsterniß theuer bezahlen mußten. Der Director selbst, dem vermuthlich für dieses und ähnliche Vorkommnisse von obenher kein Compliment zu Theil wurde, mochte sich dadurch verstimmt und, wie es bei von Haus aus gutmüthigen aber schwachen Charakteren häufig der Fall ist, seine Humanität ein wenig verleidet fühlen. Ein solcher Mann geht auf der

Bahn seiner Humanität gerade so weit, bis er plötzlich einmal den Stein der Verantwortlichkeit im Wege liegen sieht: darüber könnte er stolpern; er kehrt daher um und bleibt diesseits, wo Ruhe und Sicherheit ist, während sich jenseits Unbequemlichkeit, wo nicht Gefahr finden könnte.

Es waren damals irgendwo ein Paar schlechte Gedichte, angeblich im Zuchthause verfaßt, gedruckt worden. Man forschte überall bei uns, ob sie wohl aus einer unsrer Zellen hervorgegangen sein möchten und dabei drohte man schon leise, nöthigenfalls alle abzusendenden Manuscripte erst nach Dresden zu schicken. Dazu sollte es jedoch erst in einer viel spätern Zeit kommen. Was man jetzt und in den nächstfolgenden Jahren absendete, passirte stets, ohne daß es einer Durchsicht unterworfen ward, wozu man in Waldheim in der That auch keine Zeit gehabt hätte. Nur Briefe wurden sorgfältig durchgesehn.

Eines Tages vernahm man, es werde demnächst ein Assistent des Directors, ein bisheriger Polizeibeamter in Dresden, eintreffen und derselbe erschien denn auch bald und nahm sich aller Dinge mit solchem Eifer an, daß sich der Director für ziemlich überflüssig halten mußte.

Die Ringmauer ward jetzt ausgebessert (deren schwache Stellen allerdings einigen Gefangenen nicht entgangen sein mochten). Wir mußten daher einige Zeit erst im Hofe und dann in einem andern nicht unfreundlichen Raume spazieren, der als Trockenplatz diente, bis man für gut fand, uns wieder in den Garten zu lassen.

Deuteten nun auch allerlei Symptome auf eine bevorstehende schlechtere Periode bereits hin, so hielten die meisten Gefangenen doch den Sommer dieses Jahres bis Ende Septembers für das goldne Zeitalter des Zuchthauses und sie hatten nach ihrer Art Recht. Sie brauchten eine Zeitlang keine Prügel zu fürchten und wurden, wenn sie ein Anliegen hatten, etwas glimpflicher gehört als früher; auf einen Vorrath gelegentlich anzubringender Bitten und Wünsche hielten die meisten. Vielleicht des großen Andrangs wegen, wobei es großentheils Wünsche anzuhören galt, die man entweder nicht befriedigen wollte oder nicht konnte, hielt man in der Folge den ehemals üblichen „Rapport" für Gefangene nicht mehr täglich, sondern verstand sich nur von Zeit zu Zeit zu einem außerordentlichen für dieselben. Außerdem hatten sie Gelegenheit ihre Sachen den Regierungscommissaren vorzutragen, welche dann und wann, etwa jährlich zwei- oder dreimal, die Anstalt besuchten. Was da zu erreichen stand, kann ich aus eigner Erfahrung nicht sagen. Bisweilen geschah es auch wohl, daß man von einem Beamten im Gespräch gefragt wurde, ob man einen Wunsch, ein Anliegen habe. Ich konnte in solchen Fällen immer nur schön danken und verneinen. Für eine wirkliche Gefälligkeit, wenn sie von freien Stücken kam, war ich dankbar, obwohl ich immer lieber sah, wenn sie unterblieb. Am allerfernsten aber lag es mir, solche Gelegenheiten zu benutzen, wo man eine Beschwerde anbringen konnte. Ich hätte mich nur über das Ganze zu beschweren vermocht und das würde man hier gar nicht begriffen, man würde mich vielleicht für wahnsinnig erklärt haben; über Einzelnes aber durft' ich mich alsdann grund-

sächlich nicht beschweren, denn hätt' ich ein Einzelnes d. h. eine Ausnahme als verwerflich bezeichnet, so würd' ich eben dadurch das Ganze als recht und gut anerkannt haben.

Wer als ein wahrer Mensch leben will (nicht blos äußerlich sondern auch innerlich), während er sich in einem solchen Hause befindet, der hat vielleicht die schwerste aller Aufgaben, die auf der Welt nur vorkommen können. Es ist eine übliche Züchtlingsmaxime, die sie häufig an neue Ankömmlinge richten: „Nur den Muth nicht verlieren!" und das ist keineswegs eine hohle Redensart. Schwächere Gemüther werden leicht einem verderblichen Kleinmuth zur Beute und Viele gehen daran geistig und leiblich zu Grunde; gemeine Naturen gehen nur moralisch vollends zu Grunde und werden entschieden niederträchtig. Man freut sich in einem solchen Hause, wenn man einen die Flucht ergreifen und die Flucht gelingen sieht, denn draußen hat er, sei er wer er auch wolle, doch wenigstens die Möglichkeit, nicht ganz zu verderben, sondern eine Stätte zu finden, wo er menschlich athmen und seine Seele retten kann.

Fluchtversuche kamen nicht selten vor. Seltener waren die Fälle, wo die Flucht vollständig glückte, denn dazu mußten sich mancherlei glückliche Umstände verbinden, die sich nicht willkürlich herbeiführen ließen. Ein Gefangener entkam glücklich, weil es ihm gelungen war, sich zu günstiger Stunde einer Aufseheruniform zu bemächtigen und so das Thor zu passiren. Bisweilen geschah es, daß ein Gefangener mit seltener Entschlossenheit, Energie und großer Mühe sein Entkommen aus der Anstalt ermöglicht, damit aber auch alles, was er an moralischer Kraft besaß, erschöpft hatte. Draußen auf freiem

Felde ward der arme Teufel muthlos und das war begreiflich: er hatte kein Mittel zu sicherm Fortkommen, keine Kleider als die unverkennbaren des Zuchthauses; nach seiner Heimat konnte er sich nicht wenden und außerdem kannte er nicht Weg noch Steg; er verbarg sich vielleicht einen Tag lang im Walde, dann kam der nagende Hunger und vollendete die Demoralisation. Wohl konnte er sich nicht entschließen, von selber zurückzukehren und an die Pforte des verhaßten Hauses zu klopfen; wohl wußte er auch, daß er dort Stockhiebe und Dunkelarrest bei Wasser und Brod zu erwarten hatte, — aber der Gedanke, daß man, bevor es dazu käme, dem Entkräfteten, Halbverhungerten erst einmal zu essen werde geben müssen, überwog alles Andre, und so setzt' er sich im Gleichmuthe der Verzweiflung an eine Stelle, wo man ihn finden und zwar bald finden mußte.

Seit einiger Zeit beschäftigte man sich damals Seitens einiger politischen Gefangenen mit einem Fluchtplane, wovon die Urheber anfangs niemand oder doch nur wenig andern etwas mitgetheilt hatten. Ich wurde davon zuerst zu Anfang Septembers in Kenntniß gesetzt und zwar durch Vermittelung eines Soldaten. Ich hörte eines Tages ein Geräusch an meiner Thür, sah mich um und sah das Guckfensterchen verdunkelt. Die Schildwache, dacht' ich, macht sich den alten Spaß, ein Bißchen zu necken. Ich blickte wieder weg, um durch Nichtbeachtung den Störer zu ermüden, was immer das Klügste war. Aber er war hartnäckig und pochte leise an. Jetzt trat ich an die Thür und der draußenstehende Schütze zeigte mir ein zusammengerolltes Papierchen, indem er zugleich nach unten deutete. Unten hatte man nämlich kurz

vorher einige Löcher durch die Thür gebohrt, um dadurch den Luftwechsel in der Zelle zu befördern. Durch ein solches Löchelchen kroch jetzt das zusammengerollte Papierchen herein. Es enthielt nur im Allgemeinen die Nachricht, daß sich demnächst eine Gelegenheit zum Entkommen für Viele darbieten werde, und die Anfrage, ob man diese Gelegenheit nützen wolle. Geschrieben war der Zettel von einem meiner politischen Nachbarn und darunter stand noch: Vernichten! Letzteres hielt ich für meine nächste Pflicht und riß das Papier mitten durch; aber der Soldat that mir Einhalt, denn das Zettelchen sollte noch in andre Zellen gelangen und so rollt' ich denn die beiden Hälften wieder zusammen und schob sie hinaus. Eine bestimmte Erklärung gab ich vorläufig nicht ab, denn ich wollte mich erst auf dem nachmittägigen Spaziergange des Nähern erkundigen. Man sagte mir dort, einige Verwandte oder Freunde zweier Gefangenen hätten diesen schon vor längerer Zeit einen Plan zu ihrer Befreiung vorgeschlagen, die beiden aber hätten erklärt, davon nur Gebrauch machen zu wollen, wenn man auch die andern mit ihnen in gleicher Lage Befindlichen mit befreien würde. So hatte sich der einfache Plan zu einem umfassenden erweitert. Alle erforderlichen Vorkehrungen waren draußen getroffen. Eine Anzahl Soldaten hatten sich entschlossen, die Befreiung zu vermitteln, was auch, vorausgesetzt daß kein unvorhergesehenes Hinderniß eintrat, nicht sehr schwierig war. Einen Nachschlüssel zu den Zellen besaßen die Soldaten und hatten ihn auch bereits probirt. Was die (nicht geringen) Vorbereitungen anlangt, so war das lediglich Sache der Unternehmer und wir andern zur Theilnahme Eingeladenen sollten nichts zu thun haben,

als uns in einer erst noch zu bestimmenden Nacht der geöffneten Thür zu bedienen und den Befreiern zu folgen. Diese Soldaten hatten es in ihrer Macht, die Einrichtung zu treffen, daß um die bestimmte Stunde die wenigen Posten, die man zu passiren hatte, von vertrauten Leuten besetzt sein würden, die ihrerseits, nachdem sie in der fraglichen Nacht zum letztenmal Schildwache gestanden, sich selber der Expedition anzuschließen gehabt hätten.

Mehrere der Eingeladenen erklärten unter dem und jenem Vorwande, meist aber aus natürlicher Schüchternheit, sich nicht betheiligen zu wollen. Die Zahl der Bereitwilligen mochte sich immer noch auf mindestens ein Dutzend Zellenbewohner (denn von andern als solchen mußte abgesehn werden,) belaufen. Meinerseits sah ich um so weniger einen Grund, abzulehnen, als ich gar keine andre Aufgabe hatte, als den Augenblick ruhig zu erwarten, wo man meine Thür öffnen würde. Aber das Gelingen des Planes erschien mir äußerst unwahrscheinlich. Ich mußt' ihn misbilligen, wie lockend auch die Aussicht auf baldige Erlösung erscheinen mochte. Die Unternehmer handelten aufopfernd, indem sie die Gelegenheit, die sich ihnen bot, auch andern bieten wollten, aber sie handelten auch unvorsichtig. Was sich für zwei in Sicherheit durchführen ließ, ward sehr schwierig, wenn ihrer ein Dutzend theilnehmen sollten. Es mochte ohnedies der Mitwisser schon zu viele geben und wie leicht konnte einer von diesen, bei der festesten Gesinnung, durch eine Unvorsichtigkeit zum Verräther werden. Indeß, ich hatte mich blos passiv zu verhalten und beschloß, die Dinge abzuwarten die da kommen sollten. Einige, die sich erst bereitwillig gezeigt, erklärten

nachträglich, verzichten zu wollen. Um das zu begreifen, muß man sich lebhaft in die Lage und Stimmung solcher Personen denken können. Sie müßten die mathematische Gewißheit des Gelingens haben, um durch einen solchen Plan nicht gepeinigt, gefoltert zu werden; nun haben sie aber keinen Augenblick Ruhe, sind fortwährend nervös aufgeregt, werden halb krank in dem unbehaglichen Zustande zwischen Hoffen und Bangen, zwischen gern wollen aber nicht wagen mögen, bis sie, der Qual müde, auf den großen Gewinn verzichten, um nur nicht ein wenig moralische Kraft als Einsatz aufbieten zu müssen.

Wer die Augen offen hatte, konnte übrigens bemerken, daß bereits ein Verdacht rege sein mußte. Es war indeß nach längerm Zögern eine Nacht (die vom 4. October, wenn ich nicht irre) zur Ausführung des überreifen Unternehmens festgesetzt worden. Da ich keine Thätigkeit zu entwickeln hatte, war ich auch bis zu dieser Nacht ganz einfach der kommenden Dinge gewärtig geblieben. Ich war nicht unterrichtet (wie um diese Zeit vermuthlich auch sonst niemand,) daß bereits geschehn war, was ich stets befürchtet hatte. Abends um 9 Uhr, nachdem ich mich schon niedergelegt, vernahm ich eine ungewohnte Bewegung auf dem Gange. Ich hörte einige Zellen schließen und lebhafte Gespräche. Bald öffnete sich auch meine Thür und ein Aufseher forderte mich auf, wieder aufzustehn und mich anzukleiden. Dies that ich und nachdem ich kurze Zeit gewartet, erschien der interimistische Director bei mir (nämlich der bisherige Assistent, denn der Director von Hubertusburg hatte vor Kurzem Waldheim verlassen).

Der Fluchtplan war entdeckt. Der Beamte wollte von mir hören, was ich davon wüßte. Ich wußte so wenig, die Nachricht von der Entdeckung namentlich war mir so völlig neu, daß ich es vorzog, mich unterrichten zu lassen. Man hielt mich für weit unterrichteter als ich war und ich erfuhr wirklich eine Menge mir noch unbekannter Einzelheiten, während der Beamte, der einen völlig Eingeweihten vor sich zu haben glaubte, mich im Tone eines Ungläubigen fragte: Sie wissen also nichts? Sie haben die Angelegenheit nicht mit Soldaten und Mitgefangenen besprochen? Sie wissen nicht, daß die und die Personen in Dresden Alles zu Ihrer Befreiung in Bereitschaft gesetzt haben? Sie wissen nicht, daß alle Anstalten zu Ihrem Fortkommen getroffen, daß Pässe besorgt, daß Wechsel für Sie Alle gezogen sind?

Es war eine seltsame Scene. Der Beamte hatte sich, schon durch viele Mühe erschöpft, auf meinem Stuhle niedergesetzt und mich eingeladen mein Lager als Sitz zu benutzen. Eine mitgebrachte Laterne erhellte die Zelle nur schwach. Aus einigen Aeußerungen erkannt' ich zwar, daß ich ausdrücklich als Theilnehmer genannt worden; von wem, konnt' ich nicht mit Bestimmtheit errathen, doch mußt' ich vermuthen, daß es von einem der Soldaten geschehn sei, die, wie man mir jetzt sagte, hart und fest gefangen saßen.

Man forderte mich sehr freundlich auf, Alles mitzutheilen, was ich wüßte, man drohte aber auch, im Weigerungsfalle von den Mitteln Gebrauch zu machen, die man zur Verfügung habe.

Um lästigem Befragen ein Ende zu machen hätt' ich wohl, da ich das Unternehmen entschieden gescheitert sah, offen sagen

können, was mir davon bekannt geworden; für meine Person hatte ich dabei nicht das Geringste zu fürchten. Aber möglicherweise hätt' ich dadurch Andern große Ungelegenheit bereiten können und übrigens konnte auch bei mir, als Gefangenem im Zuchthause, von vertraulichen Eröffnungen an Beamte desselben gar nicht die Rede sein. Daß man über die Sache völlig in's Klare zu kommen wünschte, dazu mochte man in der Stellung eines Zuchthausdirectors Grund vollauf haben; aber einem Gefangenen zuzumuthen, diejenigen zu verrathen, die auf seine Befreiung bedacht gewesen! Uebrigens sagte man mir ausdrücklich, daß die Befragung nur der Ordnung wegen geschehe.

Welch' überflüssige Mühe macht man sich doch mit ehrlichen Leuten! Gesetzt man hätte mir gesagt, meine Zelle solle stets unverschlossen bleiben, es solle mir frei stehn mich in allen Räumen der Anstalt ungehindert zu bewegen, wofern ich mein Wort gäbe, die Gelegenheit nicht zum Entweichen zu benutzen, und gesetzt ich wäre darauf eingegangen und hätte mein Wort verpfändet, so würd' ich durch unzerbrechliche Fessel gebunden gewesen sein. Aber einem Gefangenen so etwas zu glauben, wäre man völlig unfähig, man würde es als ein lächerlich Märchen ansehen. Und das eben ist's, was den Unterschied und die Kluft zwischen uns macht.

Da ich mich nicht aussprechen mochte, ließ man Alles was ich von Büchern und Papieren in der Zelle hatte, in Beschlag nehmen und fortschaffen; ich aber konnte mich wieder zur Ruhe legen und zuhören, wie man noch bei einem

oder zwei andern in meiner Nachbarschaft ähnlich verfuhr wie bei mir.

Der Director (ich nenn' ihn schon hier so, obwohl er erst später förmlich als solcher bestätigt wurde,) gab sich während der nächsten Tage noch einige Mühe, Auskunft unter uns zu sammeln, schien es indeß seinerseits dabei bewenden zu lassen, da das Wesentliche bereits bekannt und übrigens die Untersuchung der Sache dem Gericht übergeben war. Erst einen Monat später etwa wurden wir da sämmtlich einem Verhör (oder wohl eigentlich nur einer Befragung) unterworfen. Die Beamten des Gerichts zu Waldheim fanden sich, so oft sie dazu Anlaß hatten, in der Anstalt ein, wo ihnen ein bestimmtes Local zur Verfügung stand. Hier erfuhr ich, daß man jedes Wort genau kannte, welches ich mit jenem Soldaten gesprochen und zu meiner Verwunderung fand ich auch, daß die übrigen Betheiligten für gut befunden hatten, ohne Rückhalt zu eröffnen, was sie wußten. So hatt' ich denn keinen Grund, noch in Abrede zu stellen, was die näher Betheiligten selbst nicht mehr geheim halten wollten. Unsre Befragung (wenigstens die meinige) schien auch nur die Bedeutung einer Form zu haben. Man wußte, was man wissen wollte, von andrer Seite bereits genauer, als man es von uns erfahren konnte; uns berührte auch die Untersuchung ferner gar nicht mehr, die außerhalb der Anstalt ihren Gang gehen sollte, denn uns konnte man bei dieser Gelegenheit nicht wohl zu Inquisiten machen.

Folgenreich blieb das gescheiterte Unternehmen für uns aber auch und wir hatten ihm mancherlei Beschränkungen zu verdanken. Unmittelbar nach jener Nacht war ich zunächst auf Müßig-

gang angewiesen, denn in der Zelle war nur das wenige Geräth geblieben, alle Mittel zur gewohnten Beschäftigung aber entfernt. Dieser Zustand währte indeß nur einige Tage, dann erhielt man Alles zurück. Aber man ließ uns einige Zeit nicht mit spazieren gehen, man dispensirte uns desgleichen vom Kirchenbesuch und fand auch nicht für gut, uns in's Bad zu führen. Als man am Spaziergange wieder theilnehmen durfte, was bald geschah, kam man doch nicht mehr in den Garten, sondern blieb in dem unerquicklichen Hofe. Dann erschien eines Tages der Director in der Zelle und ließ so ziemlich Alles, was von Eisen war, hinwegnehmen: Papierschere, Feder- und Brodmesser; letzteres bekam man täglich nur noch auf eine Stunde um die Mittagszeit, ersteres ward überflüssig gemacht, man mußte sich an Stahlfedern gewöhnen. Das Papier, welches man sich früher auf eigne Kosten und in beliebiger Menge angeschafft hatte, wurde jetzt von der Anstalt geliefert und jeder Bogen gezählt. Empfing man ein Buch Papier oder ein halbes, so ward das in ein dazu bestimmtes Buch eingetragen; das Gleiche geschah, wenn man Manuscript ablieferte und von Zeit zu Zeit ward nachgesehn, ob der Papiervorrath, den man in der Zelle hatte, mit dem, was das Rechnungsbuch besagte, übereinstimmte. Bald fügte man auch die Vorschrift hinzu, keinen Bogen zu zerschneiden, sondern nur auf ganze Bogen zu schreiben. Früher hatte man abzusendendes Manuscript mit dem Umschlage versehn und so, bis auf's Zusiegeln fertig gemacht, abgegeben. Das ging ferner nicht mehr so schnell. Erst wurde genau gezählt, wie viel Bogen es enthielt. Büchersendungen hatt' ich früher bisweilen noch im versiegelten Zu-

stande empfangen; das geschah nicht mehr. Abzusendende Bücherpackete hatt' ich stets fertig gepackt und geschnürt, jetzt aber müßte das im Beisein eines Aufsehers geschehn, der jedes Buch erst besah und ausschüttelte (oft aber auch mit den Worten: Es steckt doch nichts drin! auf die Durchsuchung verzichtete). Mancher hatte sich einen ziemlichen Büchervorrath in der Zelle gesammelt; da ging man nun eine Zeitlang so weit, Alles wegzunehmen und nur das etwa behufs einer Arbeit ganz Unerläßliche zum Gebrauche zu überlassen. Man wollte im Uebrigen dem Gefangenen nur zwei Bände auf einmal einhändigen. Das ließ sich indeß nicht einmal momentan durchführen, immerhin aber war man beschränkt. Der und jener besaß z. B. ein vielbändiges Conversationslexicon: wollte er etwas nachschlagen, so mußte er dem Aufseher den Band bezeichnen, den er vielleicht erst andern Tages empfing, wo sich überdies fand, daß ein andrer Band das Gesuchte enthielt. So war denn die Benutzung ziemlich illusorisch gemacht. Es kam im Laufe der Jahre auch wieder eine andre Zeit, wo man den Büchervorrath unbeschränkt in der Zelle hatte, denn auch hier war Alles dem Wechsel unterworfen. Ein Büchlein ward Jedem übergeben, worin er seine sämmtlichen Bücher unter fortlaufenden Nummern zu verzeichnen hatte: sendete er einige davon ab, so wurden diese gestrichen, neuangekommene aber eingetragen, Beides mit Angabe des Datums und durch einen Aufseher bescheinigt. Man hatte viel müßige Zeit, die man hauptsächlich mit Lesen ausfüllte und ich habe nie in meinem Leben so viel Bücher gelesen als in Waldheim. Einigemal geschah es auch, daß mir eins oder das andre der von auswärts bezogenen

Bücher nicht ausgeliefert wurde, weil man etwas Bedenkliches darin vermuthete. Es war Grundsatz, uns durchaus keine politischen Nachrichten zukommen zu lassen (daher durften wir natürlich auch keine Zeitungen lesen, bis sich auch in dieser Beziehung endlich eine andre Ansicht geltend machte), wir sollten von dem, was in der Welt vorging, nichts erfahren; aber auch ältere politische Schriften ließ man, sofern sie revolutionären Inhalts waren oder zu sein schienen, nicht zu; ebenso auch nicht, was man in religiöser oder vielmehr kirchlicher Hinsicht in diesem Hause für anstößig erachtete*). Zum Glück war der Beamte, durch dessen Hände die Büchersendungen und Briefe gingen, ein Nichtgelehrter und auch kein Sprachkundiger: da wurde denn aus Misverständniß gelegentlich einmal ein harmloses oder unbedeutendes Buch zurückgehalten, weil etwa auf dem Titel stand Revelations und man das mit Revolutions verwechselte, oder man lieferte von der vierbändigen Sammlung der Schriften des Vater Arndt einen Band nicht aus, weil er etwas „gar zu Politisches" zu enthalten schien**); dagegen öffneten sich für Schriften wie z. B. Strauß' Leben

*) Ein Schriftchen über die Jesuiten ward mir vorenthalten, „weil es gegen die katholische Kirche gerichtet sei."

**) „Politisch" galt einigen der nichtgelehrten Beamten für gleichbedeutend mit revolutionär. Als uns in spätern Jahren das Lesen der Leipziger Zeitung gestattet wurde, äußerte der Beamte, durch dessen Hände dieses Blatt, ebenso wie die Bücher, gehen sollte, gegen einen der Unsern, daß es ihm (dem Beamten) obliegen werde, jede Nummer der Zeitung zuvor durchzusehen. Und als der Gefangene darauf bemerkte, die Leipziger Zeitung enthalte ja doch gewiß nichts, was man hier für anstößig halten könne, antwortete der Beamte: „Ach ja, manchmal steht doch auch etwas Politisches darin."

Jesu und dessen christliche Dogmatik die Pforten weit, denn so etwas hielt man für ein „frommes Buch" und der Empfänger konnte dazu noch ein Compliment mit in den Kauf bekommen.

Trotzdem daß man ziemlich viel las, ziemlich viel schrieb, blieb doch immer noch sehr viel müßige Zeit übrig, wo man gemächlich die Vorgänge auf dem Hofe beobachten konnte (unter die nicht alltäglichen gehörten die Mahlzeiten unter freiem Himmel, die alljährlich an zwei Sommertagen stattfanden, wenn die Speisesäle gescheuert wurden; Tische, Bänke 2c. waren dann in ihrer Ordnung auf dem Hofe aufgestellt;) viel Zeit blieb übrig, um stundenlang die Windrichtung nach Wetterfahne und Wolkenzug zu studiren, oder um sinnend, auch wohl singend und summend, wenn kein Lauscher in der Nähe war, tausend- und abertausendmal im engen Räumchen auf und ab zu schreiten; man konnte das Alles, obwohl man nicht blos Schriftsteller, sondern auch sein eigner Bedienter, Dienstmädchen, Waschfrau, Scheuerfrau, häufig auch Flickschneider und überhaupt mehr oder weniger Tausendkünstler war.

Und ein Tausendkünstler muß man im Gefängnisse sein können. Für uns war das besonders nöthig in einer Zeit, wo man uns mit alleiniger Ausnahme der Stahlfeder alle eisernen Gegenstände, schneidende wie stechende, selbst jeden Nagel, jeden Stift an der Wand weggenommen hatte. Welche zahllosen Dienste mußte mir da ein armseliger kleiner Span Holz leisten, monatelang mußt' er dienen, beim Essen und Arbeiten, beim Schreiben und Zeichnen, als Lineal, als Zollstab, als Zirkel und auf vielfache andre Weise; wie achtete

man das Geringe, etwa ein Eisen, was sich vom Absatz des Schuhes löste: es war augenblicklich unnütz, aber seine Zeit konnte kommen, drum barg man es sorgsam in einem Winkel, in einer Spalte und selten war's, daß sich solch' eine Kleinigkeit nicht gelegentlich noch als sehr dienlich erprobte; (versteckt wollte so etwas aber jedenfalls sein, der Besitz derartiger Dinge war streng verpönt;) eine gebrauchte Stahlfeder ward an einem der Ränder oder am breiten Ende gewetzt, bis sie eine scharfe Schneide hatte und nun wußte man damit die wenigen noch geretteten Kiele zu schneiden oder den Bleistift zu spitzen, auch die Nägel abzuschneiden, Alles ohne deshalb erst einen Aufseher um momentane Verabreichung eines Werkzeugs ansprechen zu müssen, was nicht einmal jede Stunde möglich war.

Und es liegt ein so hoher Reiz in der Selbsthilfe! Und mehr als das: sie hat einen so hohen Werth und eine so edle Würde, denn sie ist die bethätigte Selbständigkeit und Unabhängigkeit.

Das Leben ist jetzt wahrlich viel zu bequem gemacht, dermaßen bequem, daß die Bequemlichkeit in's Gegentheil umschlägt und man sich, erdrückt und erstickt von lästigen Hilfsmitteln, unbehaglich fühlt.

Denn die Freude des Lebens bedarf der Mühe zu ihrer Würze, und je mehr diese Mühe überflüssig gemacht wird, um so freudenarmer das Leben. (Ich spreche natürlich nicht von der Mühe des Sklaven, sei er ein Neger oder ein Weißer.)

Wo der unbefangene Verstand ehedem durch einen einfachen Handgriff zu helfen wußte, da wollen nun hundert

Werkzeuge gehandhabt sein, ohne daß das Werk tüchtiger oder schöner wird. Oder der Verstand eines Einzigen gibt Tausenden eine Maschine in die Hand, wodurch für diese Tausende alles Nachdenken, alle Geschicklichkeit überflüssig wird. Diese Maschine mag oft gut sein; aber wer sie benutzt ohne sich im Nothfall auch ohne sie behelfen zu können, der bezahlt sie theurer als er ahnt, sie kostet ihm ein Stück menschlicher Freiheit.

Der Luxusmensch, dem alle Mühe geraubt ist, fühlt diesen Mangel wohl und sucht daher künstliche Mühe, z. B. auf der Jagd oder indem er seinem Kutscher die Zügel aus der Hand nimmt.

Aber die athemlos speculirende Industrie, die alle Einfachheit tödtet und alle Mühe verbannen möchte, geräth in einen auffälligen Widerspruch, indem sie überall, wo kein Bedürfniß ist, eins schafft, indem sie irgend ein unnützes Geräth oder Werkzeug erfindet, wovon der folgsame Modemensch sogleich Gebrauch macht. So geräth er, anstatt gesteigerte Bequemlichkeit zu gewinnen, immermehr in Abhängigkeit, während ein gesunder Sinn, durch solchen Ueberfluß an Reichthum belästigt, gern zur vermeintlichen alten Unbequemlichkeit d. h. Einfachheit — und Freiheit! — zurückgreift.

Auch im Kleinsten ruht Segen auf der Selbsthilfe. Glücklich der arme Teufel, der sich den gelockerten Knopf selber festnäht.

Das faule Volk hat sich hilflos machen lassen und daher jene alte Klage über den häufigen leidigen Ruf nach der Behörde, der Polizei u. s. w., einen Ruf, den man übrigens jetzt, wenn ich nicht irre, ein wenig seltner zu hören bekommt,

nicht weil die Leute etwa schon viel selbständiger wären, sondern weil sie sich endlich zu schämen anfangen, was aber schon ein gutes Zeichen ist.

Ein zahlloses Beamtenheer gehört auch mit unter die Luxusartikel, unter die Schöpfungen, die eine raffinirte Industrie ausgeheckt hat.

Wie Vieles konnte der Bauer in seinem abgelegenen Hofe auf der Schnitzbank sonst selber machen, was man ihn jetzt selten machen sieht! Er konnt' es und mußt' es, wo keine Stellmacher und dergleichen Handwerker in der Nähe waren und er sein baares Geld anderweit zu nöthig brauchte.

Die „Theilung der Arbeit" mag unter Umständen ihre Vortheile haben; aber ein Jeder sollte mehr *lernen* und *mehr können* als den einzelnen Handgriff.

In den gesellschaftlichen Verhältnissen mag die bequeme Aushilfe von andrer Hand (und also die Theilung der Arbeit,) nicht nur häufig am Orte sondern vielfach unvermeidlich sein; gewiß bleibt aber, daß die durch derartige Hilfsmittel benachtheiligte Selbständigkeit und Charakterstärke des Menschen nur durch jene Selbsthilfe recht erprobt und behauptet werden kann.

Und mit solcher Selbsthilfe im Engen und Kleinen geht dann die im Großen gern Hand in Hand, wie man's zur alten Schweizer- und Niederländerzeit gesehn hat.

Spricht man nun (seltsamerweise fast stets mit dem englischen Worte!) von Selfgovernment, so sollte man zugleich immer daran erinnern, daß derjenige wenig geschickt dazu sein wird, der sich schon im Kleinen und Einzelnen nie selber zu helfen weiß, sondern sich — durch die fatale aber vielgerühmte

Theilung der Arbeit verwöhnt — bei jeder Kleinigkeit an zehn Handwerker wendet. Auf den Gipfel getriebene Theilung der Arbeit (Vernichtung der selbständigen Individualität) und Despotismus gehen Hand in Hand (auch in England, nur daß da nicht ein einziger Despot, sondern viele Arbeitsdespoten sitzen).

Cellini schrieb, als er in der Engelsburg eingekerkert war, ein Gedicht „Zum Lobe des Gefängnisses". Ich würde lieber eins zum Lobe der Armuth schreiben, denn die Armuth ist die Mutter der Selbsthilfe und nur Selbsthilfe macht glücklich. Der Reichthum kostet und nascht, die Armuth genießt. Während jener kaum eine Erwartung hat, die nicht eine Befürchtung wäre, hat die Armuth kaum eine Erwartung, die nicht eine Hoffnung wäre; aber Furcht lähmt, Hoffnung spornt. Wenn der Reiche glücklich ist, ist er's trotz dem Reichthum; wenn der Arme glücklich ist, ist er's weil er arm. Robinson war, wenigstens sonst, ein so großer Liebling der Kinder nicht deshalb, weil er ein seltenes Abenteuer erlebte, nicht weil er auf einer fernen Insel hauste und von Menschenfressern bedroht wurde, sondern weil er sich so nach und nach die Armuth behaglich macht, seine dürftige Lage nur ganz allmählig besser und besser gestaltet, weil er sich mit geringen und einfachen Mitteln sinnreich durchbringt und sich in allen Stücken, wenn nicht immer selber hilft, doch immer selber zu helfen sucht. Später, wo er Hilfsmittel reichlich und im Ueberfluß findet, hört er auf anziehend zu sein und bei wiederholtem Lesen begnügte man sich meist mit der Periode seiner Armuth, wo er auf sich selber ganz allein stand.

Kinder haben den richtigen Instinct. Wie oft kann man

das Kind des Reichen sein theures glänzendes Spielzeug bei Seite werfen und mit zehnfacher Lust am einfachen Spiele des armen Kindes theilnehmen sehen. Und niemand wird durch den allverbreiteten Luxus so sehr beeinträchtigt, als die Kinder. Sie werden jetzt — und nicht blos die der Reichen — mit allerhand, brauchbaren wie unnützen Dingen überfüttert und überschüttet, nicht blos an einem Geburtstag oder zu Weihnacht, sondern das ganze Jahr hindurch, und so wird ihnen die Freude geraubt und getödtet. Was kann ihnen das Fest noch bringen, was ihnen das ganze Jahr nicht schon gebracht hätte? Die Kinder eines reichen Hauses sind da ohnehin schon übler dran als arme: mit allem Nöthigen, z. B. Kleidungsstücken, sehen sie sich allezeit reichlich versorgt und zwar noch ehe sich ein eigentliches Bedürfniß fühlbar macht; überhäuft man sie nun aber auch noch mit dem Unnöthigen, dem Tand und dem Spielwerk, tagtäglich, so stumpft man sie ab und die armen Geschöpfe genießen ihren Ueberfluß nicht besser als der Blasirte den seinigen. O, jene Freude der Armen, namentlich der armen Kinder, wenn ihnen ein lang gehegter sehnlicher Wunsch einmal erfüllt wird! Der Unbemittelte, der Arme wußte (denn man darf da fast nur von der Vergangenheit sprechen) für sich und seine Kinder das Nothwendige, Unentbehrliche zu Gegenständen der Freude zu machen, weil er an Ueberflüssiges, selbst an Luxusartikel bescheidener Art nicht denken durfte, und diese Freude genügte ihm. Sein Kind brauchte z. B. neues Schuhwerk: Vielleicht, sagt' er ihm, vielleicht bekommst du's zu Weihnacht. Bis dahin war noch eine lange Zeit, vielleicht ein Paar Monate, und während dieser Zeit wurden die alten Schuhe geflickt und wieder geflickt

und man ließ es immer zweifelhaft, ob Weihnacht die neuen Schuhe und den neuen Rock dazu wirklich bringen werde. Und wenn das Ersehnte, durch die lange Erwartung zehnfach kostbar gemacht, in der That endlich kam, wenn dazu vielleicht noch eine nicht nöthige, aber doch mit Rücksicht auf Nützlichkeit ausgewählte Kleinigkeit kam, ein bescheidenes Bilderbuch, ein armseliger Tuschkasten — wer solche Freude der unverwöhnten Genügsamkeit und Einfachheit gesehen hat, kann mit den Kindern der Reichen nur herzliches Mitleid haben. Bevor sie mit einem Spielzeug noch vertraut geworden, gibt man ihnen ein neues, man überhäuft sie damit, als ginge man darauf aus, sie nie zu Genuß und Freude kommen zu lassen. Das arme Kind lernt im Spiel und erprobt seine Fähigkeiten daran; das reiche tändelt und benimmt sich blos täppisch; es bekommt einen Kasten voll Werkzeug und geberdet sich ganz ungeschickt damit, während man oft ein armes Kind mit einem einzigen armseligen stumpfen Messer als kleinen Tausendkünstler die erfreulichste Geschicklichkeit bekunden sieht. Das arme Kind lernt sich zeitig selber helfen, und freut sich am Geringen, weil es nicht verwöhnt ist; es zeigt sich geschickt, weil ihm die Mittel karg zur Hand sind und die Hand sich üben muß; zugleich mit der Hand übt sich da aber auch der Verstand, der natürliche unverkünstelte Verstand.

Ich schweife hier nicht ab; es sind das Betrachtungen, wie man sie im Gefängnisse anstellte, während man aller Hilfsmittel beraubt und dadurch genöthigt war, erfinderisch zu sein. Betrachtung knüpft sich da an Betrachtung. Ich sah einen Hauptgrund der Unfreiheit der Menschen in der Ueberfülle von Hilfsmitteln, die zu ebenso vielen Hemmnissen werden.

Ebenso wie die dickleibigen und unendlich complicirten Gesetzbücher, diese Ausgeburten verkünstelter und unnatürlicher Zustände, sind auch die zahllosen Hilfs- und Nachschlagebücher, womit die Welt überschwemmt ist, so recht ein Merkmal der untergegangenen innern Freiheit und Selbständigkeit des Menschen. Diese entfloh mit der natürlichen klaren Unbefangenheit. Statt des natürlichen Verstandes führt die Menschen nur noch ein verkünstelter verschrobener, der sich blos als Pfuscher geberden kann, in der Irre. Darum hät sich das Sinnblendwerk der Herrschaft bemächtigt und knechtet den schwerbefangenen Geist, der selber kein Urtheil mehr hat, denn Bücher müssen es für ihn haben. Bücher sind das Gewissen der heutigen Menschheit, die nicht mehr mit eigenen Augen sehen kann und nur noch wie ein Roß im Geschirre geht. Alles ist eingeschnürt, gezwungen, verworren, Alles auf Unnatur gegründet!

Die Welt seufzt unter lauter Eselsbrücken,
Der Geist ist lahm und hinkt nur noch an Krücken.

Der Spätherbst kam, der Winter kam, und die rauhe Jahreszeit lehrte die Uebelstände der Zelle erst vollständig kennen. Viel Noth machte namentlich der Ofen, der sich als ein so herzloser Gesell erwies, als man ihn im Zuchthause nur immer erwarten konnte. Er war ein elender Heuchler, der viele Fehler und keine Tugend hatte. Bezüglich des Einheizens wechselten Einrichtungen und Gewohnheiten im Laufe der Zeit. Damals wurde zweimal des Tages ein schwaches Steinkohlenfeuer (ein sogenanntes Schauerchen) gemacht, auch wenn der strengste Frost herrschte. Man war dreiviertel auf fünf

und man ließ es immer zweifelhaft, ob Weihnacht die neuen Schuhe und den neuen Rock dazu wirklich bringen werde. Und wenn das Ersehnte, durch die lange Erwartung zehnfach kostbar gemacht, in der That endlich kam, wenn dazu vielleicht noch eine nicht nöthige, aber doch mit Rücksicht auf Nützlichkeit ausgewählte Kleinigkeit kam, ein bescheidenes Bilderbuch, ein armseliger Tuschkasten — wer solche Freude der unverwöhnten Genügsamkeit und Einfachheit gesehen hat, kann mit den Kindern der Reichen nur herzliches Mitleid haben. Bevor sie mit einem Spielzeug noch vertraut geworden, gibt man ihnen ein neues, man überhäuft sie damit, als ginge man darauf aus, sie nie zu Genuß und Freude kommen zu lassen. Das arme Kind lernt im Spiel und erprobt seine Fähigkeiten daran; das reiche tändelt und benimmt sich blos täppisch; es bekommt einen Kasten voll Werkzeug und geberdet sich ganz ungeschickt damit, während man oft ein armes Kind mit einem einzigen armseligen stumpfen Messer als kleinen Tausendkünstler die erfreulichste Geschicklichkeit bekunden sieht. Das arme Kind lernt sich zeitig selber helfen, und freut sich am Geringen, weil es nicht verwöhnt ist; es zeigt sich geschickt, weil ihm die Mittel karg zur Hand sind und die Hand sich üben muß; zugleich mit der Hand übt sich da aber auch der Verstand, der natürliche unverkünstelte Verstand.

Ich schweife hier nicht ab; es sind das Betrachtungen, wie man sie im Gefängnisse anstellte, während man aller Hilfsmittel beraubt und dadurch genöthigt war, erfinderisch zu sein. Betrachtung knüpft sich da an Betrachtung. Ich sah einen Hauptgrund der Unfreiheit der Menschen in der Ueberfülle von Hilfsmitteln, die zu ebenso vielen Hemmnissen werden.

Ebenso wie die dickleibigen und unendlich complicirten Gesetzbücher, diese Ausgeburten verkünstelter und unnatürlicher Zustände, sind auch die zahllosen Hilfs- und Nachschlagebücher, womit die Welt überschwemmt ist, so recht ein Merkmal der untergegangenen innern Freiheit und Selbständigkeit des Menschen. Diese entfloh mit der natürlichen klaren Unbefangenheit. Statt des natürlichen Verstandes führt die Menschen nur noch ein verkünstelter verschrobener, der sich blos als Pfuscher geberden kann, in der Irre. Darum hat sich das Sinnblendwerk der Herrschaft bemächtigt und knechtet den schwerbefangenen Geist, der selber kein Urtheil mehr hat, denn Bücher müssen es für ihn haben. Bücher sind das Gewissen der heutigen Menschheit, die nicht mehr mit eigenen Augen sehen kann und nur noch wie ein Roß im Geschirre geht. Alles ist eingeschnürt, gezwungen, verworren, Alles auf Unnatur gegründet!

Die Welt seufzt unter lauter Eselsbrücken,
Der Geist ist lahm und hinkt nur noch an Krücken

Der Spätherbst kam, der Winter kam, und die rauhe Jahreszeit lehrte die Urbelstände der Zelle erst vollständig kennen. Viel Noth machte namentlich der Ofen, der sich als ein so herzloser Gesell erwies, als man ihn im Zuchthause nur immer erwarten konnte. Er war ein elender Heuchler, der viele Fehler und keine Tugend hatte. Bezüglich des Einheizens wechselten Einrichtungen und Gewohnheiten im Laufe der Zeit. Damals wurde zweimal des Tages ein schwaches Steinkohlenfeuer (ein sogenanntes Schauerchen) gemacht, auch wenn der strengste Frost herrschte. Man war dreiviertel auf fünf

Uhr aufgestanden und hatte bald nachher die warme Mehlsuppe gegessen oder getrunken, um sich daran zu wärmen, denn das karge Feuer ward erst gegen sieben Uhr gemacht. Manchmal kam es auch gar nicht ordentlich in Brand und der Ofenkasten behielt kalte Platten; der aus Kacheln bestehende Aufsatz ward in der obern Gegend niemals ordentlich warm. Unten aber, wo er sich wenigstens momentan erwärmte, hatte er keinen Absatz, keine Röhre, durchaus kein Plätzchen, wohin man etwa einen Napf oder Topf hätte stellen können. Einige Oefen wurden zwar einmal mit solcher Einrichtung versehen, aber bald wieder zum Schlechtern verändert, weil die Röhre gemisbraucht worden war. Man hatte vielleicht die zinnernen Speisenäpfe hineingestellt und schmelzen lassen. Mir begann ein solcher Napf auch einmal in der Hand in Fluß zu gerathen. Es war nachmittags soeben eingeheizt worden und ich hörte, wie sich die Kaffeeaustheilung meiner Zelle näherte. In Ermangelung eines andern Geschirrs wollt' ich mir den Kaffee in den Eßnapf geben lassen, der aber eiskalt war und die Wärme des Getränks sofort absorbiren mußte; ich gedacht' ihn also erst an der erhitzten Ofenplatte ein wenig zu wärmen, bracht' ihn aber leider in unmittelbare Berührung damit und sah mir plötzlich die Zinntropfen wie von einer Dachtraufe vor die Füße fallen. Der Schade war nicht groß, man hatte sich in der Anstalt auch auf's Zinngießen gelegt und mein durchlöcherter Napf ward umgegossen. Solch ein kleines Unglück konnte um so leichter geschehen, als man nicht gewohnt war, den Ofen ordentlich erhitzt zu finden.

Eine Stunde nach der Heizung um sieben Uhr fror man bereits wieder und nun mußte man weiter frieren bis nach-

mittags drei oder vier Uhr, wo dem Ofen das zweite und letzte Feuerchen zu Theil ward. Er empfing wenig Wärme, konnt' also auch wenig geben. Wär' er nur wenigstens damit zufrieden gewesen. Aber er schien zu wissen, an welchem Orte er diente und verfehlte daher nicht leicht, statt der vergebens erwarteten Wärme Rauch in Menge und jene abscheulichen Schwefelgase auszuhauchen, die eigentlich ihren Weg nach der Esse hätten nehmen sollen. Man wohnte wie im Schornstein und hatte nur die Wahl, entweder das Fenster zu öffnen, um den infernalischen Dunst mit frischer Luft zu verdünnen (und dann zog vor Allem die schwache Wärme hinaus) oder Augen und Lunge ihrem Schicksal zu überlassen. Wie glücklich derjenige, der einen in dieser Beziehung etwas gnädigern Ofen hatte! Ging der Wind, so war's nicht auszuhalten, man mußte dann das Fenster öffnen und in Geduld vielleicht eine Stunde harren, bis Alles, Gas, Rauch und Wärme hinaus, d. h. bis das Feuer rein erloschen war. Dann hatte man eine zwar eiskalte, aber doch leidlich luftreine Zelle, freilich auch eine neue Auflage des Katarrhs, bevor noch die alte völlig vom Lager war. Wenn der Aufwärter die noch nicht durchglühten Kohlen umrührte, dann quoll das Kohlenwasserstoffgas und schwefelige Säure mit Rauch gemengt in dicken Strömen oft aus all den Lücken zwischen den Kacheln und Eisenplatten. Ich hielt gewöhnlich auf einen Vorrath von Lehm und füllte gelegentlich all diese Spalten damit; das mäßigte die Sache zwei oder drei Tage, am vierten aber war der getrocknete Lehm aus allen Lücken wieder rein herausgeschüttelt, weil die Wärter, wenn sie die Kohlen schürten, wie toll und ein höllisches Getöse erregend an die innern Wände des Ofens stießen. Alle vier bis sechs Wochen einmal

wurde der Ofen gekehrt und das war ein ganz besonderes Fest. Es würde keine Mühe verursacht haben, wenn man am Morgen angesagt hätte: heut wird der Ofen gekehrt; alsdann hätte ein Jeder die Gegenstände, die er nicht durch Ruß verdorben sehen wollte, bei Zeiten in Sicherheit bringen können. Aber wozu mit Züchtlingen so viel Umstände machen! Die Maurer erschienen ungemeldet. Wessen Ohr geübt war, die mannichfache Bedeutung des unaufhörlichen Schließens der Thüren zu unterscheiden, der konnte den nahenden Sturm allenfalls errathen und verpackte und bedeckte dann Alles, so gut es die Hilfsmittel erlaubten. Die Maurer kehrten den Ofen und lieferten dabei der Zelle ihr Quantum Ruß; dann verschmierten sie mit Lehm ganz oberflächlich die ärgsten Spalten und schwärzten (denn beim Nützlichen durfte das Schöne nicht fehlen) den Lehm mit in Leimwasser gerührtem Ruße. Welcher Genuß, wenn dann beim ersten Heizen der Leim verbrannte! Man machte es in der Folge damit etwas mäßiger, doch war man auch dann beim erstmaligen Einheizen meist genöthigt, das Fenster längere Zeit zu öffnen. Und welches Glück schon, daß das Fenster nun bei Tage nicht mehr verschlossen war! Die Maurer gingen, man räumte einen Haufen Schutt und Ruß vom Boden weg, ließ den in der Luft schwebenden feinern Ruß sich ein wenig setzen, wischte dann, am besten mit feuchtem Lappen, Alles rein und richtete sich wieder ein in der kalten Zelle. Solche Ofenplage, nämlich Kälte, oft grimmige Kälte statt erwarteter Wärme, giftigen Dunst und Schmutz hatte man nicht etwa einmal, nicht einigemal, sondern jeden langen Winter hindurch tagtäglich zu ertragen.

Kam ein Beamter kurz nach dem Einheizen und nachdem

man die Gase nach Möglichkeit beseitigt hatte, in die Zelle, so konnte man oft die Bemerkung hören: ich find' es recht warm hier. Kam zwei Stunden nachher ein andrer, so hörte man: es ist ja recht kalt hier, wird denn nicht geheizt? und je nachdem dann irgendjemand draußen Auskunft über die Lage der Gefangenen und z. B. über deren Schutz gegen Kälte von dem einen oder dem andern dieser Herren erbat, so ward ihm von dem einen mit einem Achselzucken, von dem andern aber mit den Worten geantwortet: O, für die Leute ist mehr als hinreichend gesorgt!

Die einzelnen Beamten sind da in der Regel nur von Dem genau unterrichtet, womit sie es speciell zu thun haben. In Betreff alles Andern genügt ihnen eine oberflächliche Kenntniß und was das Befinden des Gefangenen betrifft, so vermögen sie eine gründlichere gar nicht zu erwerben, denn dazu gehört, daß man selber Gefangener ist, welcher hundert Umstände sieht, wovon ein Beamter keine Ahnung hat.

Am wenigsten unterrichtet gehen aber Gäste hinweg, die gekommen sind, die Einrichtungen und Zustände des Zuchthauses kennen zu lernen. Sie gewinnen Kenntniß von den Einrichtungen, wie ihnen dieselben geschildert und gezeigt werden, d. h. wie sie so zu sagen nur aus dem Groben zugehauen sind, und das ist eben gar keine Kenntniß. In Gegenwart des Gastes wird auch nicht leicht eine auffällige Härte oder Ungehörigkeit vorkommen und wohin man ihn blicken läßt, wird er Alles leidlich sauber und in Ordnung finden. Er sieht die Leute arbeiten, ohne daß sie allzu barsch angefahren werden, er sieht sie mit starkem Appetit essen — aber kann er sie selber fragen, was sie etwa für Auskunft geben könnten?

und wenn er sie fragen könnte, würde nicht ein Beamter dabei stehen? würden sie offen zu sprechen wagen? Der Gast hat Alles vortrefflich gefunden und scheidet mit vielen Complimenten. Er kennt nur diejenigen Räume in die man ihn geführt hat, er war auch nicht dabei, als gleich nach seiner Anmeldung ein Aufseher von Zelle zu Zelle eilte und alle Bewohner mahnte, hübsch zu kehren und aufzuräumen und den und jenen unschönen Gegenstand bei Seite zu stecken; er kam auch nicht in eine solche Zelle wie z. B. jene im Erdgeschoß, wo man an einem Morgen im Juni 1853 einen erblindeten alten Correctionär gestorben, man kann wohl sagen, im Kothe gestorben fand.

Die große Masse der meist ungebildeten Gefangenen wäre übrigens auch nicht im Stande, eine klare Schilderung der Zustände zu liefern und dieselben richtig zu beurtheilen, denn diese Leute sind viel zu beschränkt, befangen und voreingenommen, verstehen überdies ihren Zustand nur subjectiv zu betrachten, nicht aber sich außerhalb desselben oder darüber zu stellen, um ihn sich zu vergegenständlichen. Die Beamten kennen die Zustände, soweit sie überhaupt damit bekannt sind, nur einseitig von ihrem Standpunkte, und um sie wirklich zu kennen, muß man eben selber Gefangener gewesen sein. Nur der gebildete Gefangene hat die beiderseitige Kenntniß ohne die beiderseitige Beschränktheit und ist somit allein in der Lage, richtig zu urtheilen.

Es kamen natürlich auch mancherlei kleine Unannehmlichkeiten vor, die vielleicht nur den und jenen belästigten, während die meisten andern sie gleichgiltig betrachteten. Dahin rechne ich z. B. das unaufhörliche sehr geräuschvolle Zellenschließen.

Ungefähr 100 Zellen waren im Hause und ich unterschätze wahrscheinlich noch sehr bedeutend, wenn ich annehme, daß durchschnittlich jede Thür im Laufe des Tages zwölfmal auf und zu geschlossen wurde. Hatten nun in diesem Gebäude drei Aufseher den Dienst, so kam auf jeden etwa ein vierhundertmaliges Schließen und diese Leute klagten oft, daß ihnen abends die Hände wehthäten. Ruhe herrschte auf den Gängen selten (ich spreche hier nicht von dem ersten halben Jahre meines Aufenthalts, wo es verhältnißmäßig still zuging; durch mancherlei neue Einrichtungen veränderte sich dies bald zum Schlimmern); da ward unaufhörlich gelaufen, gerannt, gesprungen, die Kohlenkasten rasselten betäubend hin und her, bald hatten Maurer, bald Zimmerleute, bald Schlosser etwas zu thun, bald ward gekehrt, bald gescheuert, gesprochen und geschrien, Anmachholz vor die Oefen geworfen, Brod, Wäsche und vielerlei andre Dinge ausgetheilt, Gefangene aus den Zellen geholt und zurückgebracht, Arbeit abgeliefert und neuer Stoff dazu in Empfang genommen, kurz, wenn einmal ein ruhiges Stündchen eintrat, so fiel das auf, man war's nicht gewohnt. Unter die Unannehmlichkeiten rechne ich auch das Räuchern mit Wachholder, was zu Zeiten täglich ein-, auch zweimal geschah; mir war der Geruch, der durch die oft spaltenreiche und da oder dort klaffende Thür reichlich in die Zellen drang, zuwider und ich bekam stets Kopfschmerz davon; in den spätern Jahren hörte glücklicherweise diese Räucherung auf, die rücksichtlich der Luftreinigung noch dazu völlig wirkungslos ist. Man räucherte dann mit Essig in und außer der Zelle; unnütz war das wohl auch, belästigte mich aber doch nicht.

Unter diesen äußerst unbehaglichen Umständen schriftstellerte man indeß, so gut es gehen wollte. Die Regierung hatte inzwischen auch genau bestimmt, welchen Antheil man vom eingezahlten Honorar erhalten sollte: von hundert Thalern, die einer im Jahre erwarb, standen ihm 25 Prozent zur Verfügung; vom Erwerb über 100 Thaler 50 und von dem über 200 Thaler 75 Prozent. So hoch dürft' es indeß schwerlich einer gebracht haben und die meisten waren sehr zufrieden, wenn sie die Forderung des Hauses decken konnten und noch einige Thaler für Victualien, Porto und andre nöthige Dinge übrig behielten. Uebrigens mußte unter allen Umständen zuerst die Summe für's Haus, nämlich 25 Thaler, gesichert sein: gesetzt, es hätte einer so wenig erworben, daß 75 Prozent seines ganzen Verdienstes noch nicht 25 Thaler betrugen, so konnte er auch nicht 25 Prozent davon zur Verfügung erhalten; belief sich sein Verdienst z. B. auf nur 32 Thaler, so empfing er nicht 25 Prozent = 8 Thaler, sondern nur 7 Thaler und damit würd' er nicht weit gereicht haben, denn auch zu jener Zeit, wo man nicht mehr als einen Gulden monatlich auf Victualien verwenden durfte, brauchte man für diese, für Postporto und verschiedene nöthige Kleinigkeiten, die man sich von Zeit zu Zeit neuanschaffen mußte, im Jahre mindestens 10 bis 12 Thaler „Extrageld“, wie es genannt war.

Für jeden Gefangenen war ein Büchlein vorhanden, in welches seine sämmtlichen Ausgaben eingetragen wurden. Dieses „Extragelderbuch“, später „Spargelderbuch“ genannte Büchlein, welches unbeschreiblich schmutzig aussah und an das, so oft es das Bedürfniß erforderte, immer und immer wieder

einige Blätter angeheftet wurden, erhielt man von Zeit zu Zeit zur Einsicht und Prüfung und bei der Rückgabe ward man auch wohl gefragt, ob man Alles richtig befunden habe. Wo ungefähr 1000 solche Bücher, selten weniger, oft weit mehr, zu besorgen waren, mocht' es sehr schwierig sein, allezeit kleine Versehen zu vermeiden, doch kamen sie im Allgemeinen selten vor. Nur war es dabei dem Gefangenen selbst schwer gemacht, eine klare Uebersicht zu behalten, da in dem Augenblicke wo man das Büchlein erhielt, gewöhnlich noch nicht Alles eingetragen war, was man empfangen hatte, wozu noch kam, daß gewisse Artikel, z. B. „Victualien" oft sechserlei Dinge umfaßten, deren Preise man nicht immer genau kannte, und die Uebersicht ward noch schwieriger, als sich in der Folge zu den Victualien noch „Extravictualien" und „Außerordentliche Extravictualien" gesellten. Kam nun wirklich einmal ein kleines Versehen vor, waren z. B. einige Pfennige zuviel und dafür in einem andern Buche einige zu wenig eingetragen, so war, wie ich bald fand, das Einfachste, die Sache unerwähnt zu lassen, denn erwähnte man sie, so verursachte man, ohn' es geahnt und gewollt zu haben, sich selber, dem Aufseher, dem Rechnungsbeamten und vielleicht auch einigen unter ihm beschäftigten Gefangenen viel Mühe, Kopfzerbrechen und Unmuth, Alles einiger Pfennige wegen.

Man muß sich vorstellen, daß viele der Umstände und Uebelstände, die es zu ertragen gab, nicht abwechselnd, sondern gleichzeitig zu erdulden waren. Was das nächtliche Lärmen der Soldaten anlangt, so nahm das gegen Jahresschluß womöglich noch zu. Man ließ sie es vermuthlich einigermaßen empfinden, daß sich einige ihrer Kameraden zu einem Be-

freiungsversuche herbeigelassen hatten und es schien, als wollten sie sich für die ihnen aufgelegte größere Beschränkung durch gesteigertes Schreien ein wenig entschädigen. O, dieses jähe Aufschrecken, wenn es einem kaum erst geglückt ist, einen beginnenden Schlaf zu gewinnen! Man ist wieder vollkommen munter gemacht, man weiß schon, daß man vielleicht die ganze Nacht, gewiß aber während der nächsten Stunden keinen Schlaf mehr finden darf. Dafür sorgt der schwere, wiederhallende Schritt unten auf dem Pflaster des Hofs, das sehr laute Gespräch, bisweilen durch ein schallendes Gelächter unterbrochen, welches da unten ein Paar Soldaten führen, besonders aber auch der bald polternde, bald gleichsam rauschende Tritt der Wachen auf dem Gange, denn man schickt jetzt deren zwei dorthin, damit einer den andern überwachen möge.

Wie gern würde man, nach Luthers Weisung, „flugs und fröhlich“ einschlafen! doch in solcher Zelle würd' es Luther wohl auch nicht vermocht haben und das flugs und fröhlich rieth er überhaupt zu einer Zeit an, wo er die Gicht noch nicht in den Knien gehabt hatte.

Man probirt alle Mittel zum Einschlafen, die man bei Franklin, Lichtenberg, Jean Paul und Andern gelesen hat. Keins will helfen. Man strengt sich an, selber solche Mittel zu ersinnen und beschäftigt sich mit dem Plane, sie in einem Büchlein zu veröffentlichen, etwa unter dem Titel: „Keine Schlaflosigkeit mehr!“ oder Sleep made easy (zu deutsch: Schlaf für's Volk); obwohl man weiß, daß selbst geistreiche Leute, unter den soebengenannten besonders Jean Paul, herzlich langweilig werden konnten, wenn sie auf dies Kapitel kamen, und daß auch sogar bei einem Kant kein andres als

das Schläfchen Homers eintrat, wenn er sich mit diesem Gegenstande befaßte. Aber man versucht Alles, z. B. auch was Kant (in dem Schriftchen: „Von der Macht des Gemüths, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein“) bei Schlaflosigkeit empfiehlt, nämlich: „Bei jedem sich regenden Gedanken die Aufmerksamkeit sogleich davon abzuwenden u. s. w.“

„Halt! wer da!“ — kracht's einem in's Ohr und es will nicht glücken, der Gedanken sofort ledig zu werden, die sich darüber regen.

Man macht einen Versuch, in gerade entgegengesetzter Weise zu verfahren: man hält den nächsten Gedanken fest, fragt nach seinem unmittelbaren Vorgänger und verfolgt so rückwärts die Reihe der Gedanken, um zu finden, wie sich immer einer aus dem andern entwickelt hat und wie himmelweit verschieden der letzte vom ersten ist. Es ist ein sehr empfehlenswerthes Schlafmittel, auf solche Weise einen Einfall, eine Idee bis auf ihren ersten Ursprung zurückzuverfolgen.

Man meint indeß, ein wenig Opium sei ein noch besseres für denjenigen, der's haben kann. Man verliert sich in Betrachtungen über China und England, wie in ersterm das narkotische Mittel mit dem Bann belegt, von Seiten des letztern aber auf alle Weise gefördert und selbst genossen wird; wie die Engländer ein Schlafmittel erfunden haben, das man passend Evangelopium nennen könnte.

Dann erörtert man, daß Denkende und Phantasiereiche leichter bei Licht, Leute hingegen, die wenig denken und eine arme Phantasie haben, leichter im Dunkeln einschlafen.

Die Schildwache pocht an verschiedene Thüren, endlich auch an die meinige und fragt: „hast du vielleicht eine Katze da drin?“ Man hört wirklich das leise Schreien einer Katze, die aber in einem der ganz kleinen Fensterchen draußen auf dem Gange sitzt. Man würdigt die Wache, die sich da etwas ganz Ungehöriges erlaubt, keiner Antwort; einen Nachbar plagt der Teufel, sie einer solchen zu würdigen und es entwickelt sich ein kurzer aber energischer Wortwechsel, der leider auch für die Zuhörer sich nicht als narkotisches Mittel erweist.

Man erwägt, was wohl interessanter: Pantomime, nämlich Schauspiel ohne Worte, oder das Umgekehrte, Drama im Dunkeln, wo man nur die Stimmen hört, wie es soeben aufgeführt wird.

O, wenn es still würde und man sich recht herzlich langweilen könnte! Doch nein, Langeweile fördert das Einschlafen keineswegs. Auch das Lesen einer langweiligen Schrift thut es nicht; wie sollt' es auch, da man ja oft ganz mechanisch liest und dabei an ganz andres denkt.

Man erinnert sich, daß die Ansichten über die Stunde der Gespenster verschieden sind: manche lassen dieselbe nicht um ein sondern um zwölf Uhr enden. Es ist nah an Mitternacht. Man denkt, wie artig es sein müßte, wenn nun doch einmal eine Erscheinung einträte, wie sie ehedem so oft gesehen worden. Man sieht wirklich eine Gestalt kommen, die auch gleich ein anziehendes Gespräch anfängt. Aber man besinnt sich, daß es noch nicht zwölf Uhr geschlagen hat. Man ist so pedantisch, die Gestalt nicht als rechten Geist anerkennen zu wollen, weil sie vor zwölf gekommen, das Gespenst vertheidigt sich heftig und laut, es spricht wie mit zehnfacher brüllender Stimme,

man fährt empor, man hört noch zwölf schlagen und besinnt sich, daß man abermals durch ein „Halt, wer da!“ aus einem beginnenden Schlafe geschreckt worden.

„Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,“ das ist Nebensache, es ist ganz gleichgiltig, nur schlafen können! — Uebrigens ist es ein Irrthum (den, entsinn' ich mich recht, auch der in diesen Dingen nun einmal schwache Kant theilte) zu glauben, daß den Geist während des Schlafes stets Träume beschäftigen. Sie beschäftigen ihn vielmehr im Schlafe nie, sondern nur während des Einschlafens und Erwachens (das letztere geht oft sogleich wieder in das erstere über und umgekehrt und man nennt diesen Traumzustand, wo der Geist nur zu mangelhaftem Bewußtsein kommt, „unruhigen Schlaf“). Traum ist der Mittelzustand zwischen Wachen und Schlafen. Er ist also nicht ein Zustand im Schlafe, er ist vielmehr eine Unterbrechung des Schlafs. In letzterm ruht das Bewußtsein und die geistige Thätigkeit völlig, weil deren Organe (Gehirn ꝛc.) einer Erholung durch vollkommene Ruhe bedürfen. Der Geist, welcher die zum Bewußtsein gesteigerte Seele ist, bedarf allein des Schlafs, während die Organe der niedern Seelenthätigkeit (die der Verdauung, der unwillkürlichen Bewegung) keiner solchen Ruhe bedürfen. Man hat die Seele mit einem Strome verglichen, in welchem sich das Sonnenbild spiegelt — die glänzende Stelle, wo das Sonnenbild ruht, entspricht da dem zum Bewußtsein und Selbstbewußtsein gesteigerten Zustande der Seele. In ihrer einfachen, blos vegetativen, nicht geistigen Thätigkeit bleibt sich die letztere immer gleich, so wie der Strom Tag und Nacht stets der gleiche Strom bleibt; wie in diesem das Sonnenbild, so das Bewußtsein

in der Seele; Schlaf ist Ruhe der Seele vom Bewußtsein; Traum aber ist Unterbrechung dieser Ruhe (wie etwa Mondenglanz nachts den dunkeln Zustand des Stroms unterbricht).

Stunde nach Stunde verfließt unter solch unnützen Erörterungen und vergebens hofft man den völlig dunkeln Zustand der Seele eintreten zu sehen. Ein recht gutes Mittel gegen Schlaflosigkeit schien mir am Ende: der Vorsatz, nicht zu schlafen, indem man sich etwa vornimmt, während der nächsten drei Stunden sich keinen einzigen Glockenschlag entgehen zu lassen. Während dieses Wartens und Lauschens auf jeden Viertelstundenschlag wird man gewöhnlich früher als man zu hoffen wagte vom Bruder des Todes überrumpelt. Aber im Zuchthause frommte das wenig: kaum daß endlich die Natur ihr lange vorenthaltenes Recht erzwungen hatte, so erscholl der Morgenruf des Glöckchens.

Vielleicht war das gerade der Weihnachtsmorgen, an dem man uns sagte, daß wir nun nach beinahe dreimonatlicher Pause wieder in die Kirche gebracht werden sollten. In Betreff dieses Kirchenbesuchs, zu dem sich nun einmal die Leute nolens volens verstehen mußten, trat bald eine Veränderung für die Isolirten ein. Man ließ sie nicht mehr in die Nachmittagskirche, sondern mit der großen Masse in die Frühkirche gehen. Wir erhielten unsern Platz auf der ersten Empore. Nachmittags pflegten Weiber an dieser Stelle zu sitzen und netzförmige Holzgitter (die ähnlich wie Kutschenfenster niedergelassen werden konnten, es aber damals nie wurden) entzogen die dort Sitzenden den Blicken aller andern Anwesenden. Ungesehen sahen wir da auf der gegenüber befindlichen Empore freies Publikum aus Waldheim, welches diese Kirche zu be-

suchen pflegte und gemiethete Plätze hatte. Was diese Leute hierher zog, weiß ich nicht zu sagen; vielleicht war's eine alte Gewohnheit, vielleicht fanden sie die Zuchthauspredigten pikanter und zugleich bequemer, denn sie brauchten keine der zahlreichen Reprimanden, womit sich diese Predigten würzten, auf sich zu beziehen; vielleicht lockte sie auch der Chorgesang, dessen Gleichen sich, wie man mir sagte, in der Stadtkirche nicht fand. Unter den Personen, die uns da gegenüber saßen, fiel uns ein häufig anwesendes recht hübsches und artiges Mägdlein auf, dessen Blick offenbar mit ganz besonderer Theilnahme auf unsern Holzgittern zu ruhen pflegte. Diese Theilnahme schien nicht etwa einer einzelnen Person, sondern uns Allen zu gelten und ein Jeder mochte sich ohne Unbescheidenheit seines Antheils daran erfreuen. Noch seh ich, wie eines Sonntags beim Fortgehen des Mägdleins Blick sich mit dem Ausdrucke des innigen Bedauerns auf die Gitter heftete. Es war ein Abschiedsblick gewesen: das fremde Publikum hatte diese Kirche zum letzten Male besucht, die Plätze wurden fortan nicht mehr vermiethet. In einer noch spätern Zeit sollten wir diese nämlichen Plätze einnehmen.

Während im Allgemeinen die Einrichtung dieses Hauses so ziemlich die nämliche blieb, war das Einzelne unaufhörlich der Veränderung unterworfen. Manches, was ich noch einführen sah, ist vielleicht schon wieder abgeschafft und Manches, was ich als abgeschafft bezeichnet habe, kann inzwischen wieder eingeführt sein.

VII.

Schloss Waldheim.

In der Zelle. (Fortsetzung.)

1852—54.

Am 1. Januar 1852 sahen wir die Schützen von Waldheim abziehen, ohne daß sie durch Soldaten der nämlichen Truppe ersetzt wurden, denn man konnte ja nicht wissen, wie viel Gefangenenbefreier sich noch unter ihnen befinden mochten. Statt ihrer kam Infanterie der Linie und diese benahm sich anfangs, leider nur anfangs! ein wenig geräuschloser. Gleich in den ersten Tagen des Jahres ward einer der politischen Gefangenen, nachdem er nur eins von seinen sechs Jahren hier zugebracht, entlassen. Da dies von allen zu einer längern Haft Verurtheilten der erste war, der sich verhältnißmäßig so bald erlöst sah, mochte sich mancher schmeicheln, bald ein gleiches Loos zu ziehen. Das hieß indeß zu sanguinisch gerechnet. Es gab immer einige unter diesen Gefangenen, die nicht leicht ein halbes Jahr vergehen ließen, ohne von glaubwürdigster Seite sehr bestimmte Nachricht erhalten zu haben, daß binnen Kurzem eine Entlassung im Großen und Ganzen stattfinden werde. Das wiederholte

sich so regelmäßig wie die Aequinoctien. Ein Jahr nach dem andern entfloh, aber die Propheten wurden nicht müde.

Jener erste Entlassene hatte das Glück gehabt, nicht in das Fluchtcomplott verwickelt gewesen zu sein, obwohl ich zweifle, ob dieser Umstand irgend ein Gewicht zu seinen Gunsten in die Wagschale gelegt hatte.

Wir hatten dieses Complott bereits wieder vergessen, als die Betheiligtgewesenen eines Morgens im Februar ausdrücklich daran erinnert wurden, indem der Schlosser (der bereits sämmtliche Zellen mit neuen Schlössern versehn hatte,) bei einem Jeden die Vorrichtung traf, daß außen quer vor die ohnedies schon wohlverschlossene Thür noch ein gewaltiger Riegel, mit Vorlegeschloß versehn, gelegt werden konnte. Gebrauch machte man von diesem Riegel nur während der Nacht; das Auf- und Zuschließen einer solchen Zelle hatte nun aber wirklich auch einen Klang, wie man ihn in den aller Romantik entkleideten modernen Kerkern gewiß selten zu hören bekommt. Nach einiger Zeit wurde man indeß dieser mühseligen Spielerei wieder überdrüssig und ließ die Riegel unbenutzt neben den Thüren hängen. Eine andre Einrichtung ward bald nachher getroffen, die ich sehr willkommen hieß: Man versah die Zugänge zu den Corridoren mit starken Gatterthüren und da diese Räume somit nun verschlossen waren, machten sich die Schildwachen darin überflüssig und wir wurden diese Plagegeister los. Des Nachts auf dem Hofe trieben sie ihr Wesen freilich womöglich noch lauter als früher, denn es waren da jetzt ihrer mehrere postirt, wo früher nur einer gewesen, und die Ablösungen fanden wäh-

rend der Nacht nicht mehr alle zwei Stunden sondern allstündlich statt.

Aber man sah das Spähloch fortan nicht mehr so sehr oft dunkel werden und das war eine bedeutende Erleichterung, obwohl es auf letztere für uns dabei nicht abgesehn gewesen.

Das war jedoch ein einzelner Lichtstrahl, wo im Uebrigen eitel Schatten waltete. Mit dem Gartenspaziergange war's vorbei, wir mußten uns fortan mit dem unerquicklichen Hofe begnügen. Da wurden endlich auch nur die Bewohner eines einzigen Stockwerks auf einmal hinuntergelassen, damit sie in recht großen Abständen wandeln könnten und jeder mußte sich unfehlbar zwischen seinem bestimmten Vorder- und Hintermanne halten. Einst hatte einer auf der Treppe die Gelegenheit benutzt, einem armen Teufel heimlich ein Stück Brod zu schenken: dies gab Anlaß, fortan während des Aus- und Einrückens der Gefangenen ein Piket auf jede Treppe zu stellen.

Später, als man darauf bedacht war, die Spaziergänge nicht nur für die Isolirten sondern auch im Allgemeinen strenger zu regeln und, während man alle, auch die keine Lust hatten, dazu nöthigte, gleichwohl vermeiden wollte, eine zu große Anzahl auf einmal spazieren zu lassen, sah man von morgens bis abends den Hof selten ohne eine ringsum wandelnde Reihe. Manchen unter diesen Leuten war gar nichts daran gelegen, sie betrachteten das Laufen als Plack und Mühsal. Ein einziger träge Schleichender nöthigte da häufig alle Andern, ein Gleiches zu thun, bis man den Schuldigen entdeckte und unsanft zur Rührigkeit mahnte. Die wirklich Schwachen und Lahmen ließ man einen kleinen Kreis inner-

halb des großen beschreiben, wo sie langsam gehn konnten. Ja man machte zwischen diesen beiden auch noch einen mitteln Kreis, so daß sich drei auf einmal concentrisch drehten. Im mittelsten Kreise wandelten dann außer den Bejahrten und Gebrechlichen auch die Klotzträger, (die Strafe des Klotztragens kam jetzt sehr häufig zur Anwendung und beim Wege nach der Kirche pflegten die betreffenden Leute mit ihrer klirrenden Musik die Züge zu schließen.) desgleichen Solche, welche durch eine die beiden Füße verbindende Kette zu kleinen Schritten genöthigt wurden. Manche gingen auch gar nicht; sie durften sich eine Bank aus dem Speisesaale holen und brachten die halbe Stunde des Spaziergangs sitzend zu.

Dies arme Volk erschien nun freilich vielfach auch als ein ekelhaftes Volk. Man sieht wohl allenthalben, da einen Holzhacker, dort einen Bauerknecht und andre Leute sich gelegentlich der Finger statt eines Taschentuchs bedienen, aber man sieht es nur ausnahmsweise; hier erschien dieser Brauch, weil die große Masse aus lauter daran gewöhnten Leuten bestand, als schreckliche Regel. Man mochte sein wo man wollte, blicken wohin man wollte, einen Kerl mit der Nase zwischen den Fingern mußte man stets sehen und dieser allezeit unvermeidliche Anblick war ein zweiter charakteristischer Zug von Schloß Waldheim (einen ersten, den stets unumgänglichen Anblick gewisser Gefäße, hab' ich schon erwähnt). Man meint vielleicht, ich mache da Aufhebens von einer unbedeutenden Kleinigkeit. Es ist aber keine Kleinigkeit, jahrelang bei jedem Blicke, den man nur auf die Umgebung wirft, unvermeidlich Nachtgeschirren aller Art und Leuten mit jener widerlichen Geberde begegnen zu müssen. In der einen Hand tragen sie ein

Gefäß mit Milch, Bier, das sie zur Austheilung aus Küch' und Keller holen, auch wohl ihr eignes Stück Brod, die andre Hand fährt nach der Nase. Sie hatten doch Taschentücher? freilich, aber die meisten schienen nun einmal gar nicht an deren Gebrauch gewöhnt zu sein, (und hatte einer gerade ein derartiges n e u e s Tüchlein, so hätt' er sich allerdings ebenso bequem eines Stückes Preßspan als dieses Tuchs bedienen können;) viele pflegen sich auch des Taschentuchs erst zu bedienen, nachdem die Finger die erste grobe Arbeit verrichtet haben; übrigens hätte ein Fremder vermuthen können, alle diese Leute seien von starkem Schnupfen geplagt, wenn er sie so beinahe ausnahmslos und unaufhörlich mit der Nase beschäftigt sah: die Ursache war aber vielmehr der allgemeine und mehr oder minder unmäßige Genuß des Schnupftabaks. Fortwährend mußte Raum für eine neue Prise gemacht werden. Und daß manche doch auch Gebrauch von den Taschentüchern machten, das konnte man sehen, wenn sie auf dem Hofe spazierten: da lagen dort und da auf dem Zaune um's Bassin, oder auf dem Pflaster, im Sonnenschein trocknend, solche vom Schnupftabak schwarzbraun gefärbte Tüchlein. Wahrlich, Nachtkübel und Menschennasen hätten einem selbst im Traume vorkommen mögen und man mußte sich recht ernstlich in seine Studien vertiefen, um sich dabei nicht durch die Erinnerung an die unsaubern Bilder der Umgebung stören zu lassen.

Mit dem Genusse (wenn es Genuß heißen darf) des Schnupftabaks trieben es diese Leute weit. Man hört bisweilen, wenn von einem starken Schnupfer die Rede ist, sagen: „der frißt den Schnupftabak.“ Hier ließ sich das im

buchstäblichen Sinne verstehn: manche, die sich nach pikanterm Genusse sehnten, bedienten sich des garstigen Zeugs als Kautabak. Vielen gerieth auch öfters ein Körnchen davon via Nase in die unrechte Kehle und reizte dann zu einem heftigen Husten. Dies Alles machte sich nirgends auffälliger und lästiger als in der Kirche. Um sich eine Vorstellung von solchem Concert zu machen, muß man es selber gehört haben: welch widerlich Getöse, wenn sich Hunderte auf einmal im nämlichen Raume unter Hervorbringung der mannichfachsten und lautesten Töne räuspern und heftig husten. Ich konnt' es nicht billigen, wenn der eine später angestellte Geistliche die Kanzel selbst benutzte, um die Leute in dieser Beziehung zur Mäßigung zu ermahnen und seinen Vortrag mit einem: „Pscht! pfui schämt euch!" unterbrach; unterbrechen mußt' er ihn aber wirklich bisweilen, denn er konnte oft sein eigen Wort nicht mehr hören.

Ueberall, auf Wegen und an Wänden (besonders auch an Zellenwänden) begegnete man den Spuren dieser unsaubern Gewohnheit und am allermeisten zeichneten sich dadurch die Correctionäre aus. Diesen Leuten fehlte der Schnaps, sie brauchten ein reizendes Mittel und hatten kein andres als den Schnupftabak; dessen bedienten sie sich denn unmäßig und verschluckten ihn womöglich. Oft sah man einen solchen Menschen vom heftigsten Husten befallen, stöhnend und krächzend als wollt' er die Seele aus dem Leibe brechen: es war ihm blos etwas Schnupftabak in die Kehle gefahren. Ging ihnen der Schnupftabak aus, so kam's auch vor, daß sie Sägespäne aus dem Spucknapf mit Salz mischten, um damit die Gier der Nase zu beschwichtigen; oder sie

sammelten sorgfältig ebenfalls aus einem Spucknapfe, was ein Aufseher aus seiner Tabakspfeife dorthin geschüttet hatte. Wenn's nur was Pikantes war! Viele haben auf Befragen erklärt, daß sie sich für ein Loth Schnupftabak oder ein Pfund Brod jederzeit mit Vergnügen einer Tracht Prügel unterziehen würden.

Es konnt' einem recht prosaisch zu Muthe werden, wenn man auf diesen Hof blickte. Gelegentlich kam's da auch vor, daß sich einer, den man in Arrest bringen wollte, unter heftigem Geschrei mit Händen und Füßen sträubte und nur der Uebermacht wich. Täglich sah man auch Leute aus den Arrestzellen über den Hof nach dem Raume führen, wo geprügelt wurde. Von dorther hörte man dann manchmal ganz erbärmliches Geschrei erschallen oder es schrie auch ein schon Geprügelter, den man von dort zurückbrachte, unterwegs auf dem Hofe, so laut er nur konnte, als wisse er sich vor wüthenden Schmerzen nicht zu lassen. All dies Geschrei hatte indeß seinen Grund selten oder nie in physischen Schmerzen: die Leute wollten dadurch theils ihrer Wuth und ihrem Aerger Luft machen, theils und hauptsächlich aber die Beamten ärgern. Die meisten schienen den letztern Zweck sicherer durch Kundgebung eines stoischen Gleichmuths zu erreichen zu glauben; in beiden Fällen gab man sich aber ganz vergebliche Mühe. Solch ein armer roher Mensch lechzt im Augenblicke der Aufregung nach Rache und während er nur sich selber quält, indem er den eigenen Aerger auf's Höchste steigert, bildet er sich dann ein, Andre zu ärgern, die meist ganz kalt bleiben, denn selbst das zornige Gesicht, was sie ihm zeigen, ist in der Regel nur ein geschäftsmäßiges.

Da ich hier einmal das Verzeichniß der sehenswürdigen oder sehensunwürdigen Gegenstände dieses Hofes ergänze, muß ich auch des alljährlichen Probirens der Spritzen gedenken. Außer den Feuerspritzen, die dann und wann Gelegenheit hatten aus der Anstalt hinaus in's Städtchen zu rumpeln, hatte man auf dem Hofe über einer ausgemauerten Grube, die sich aus dem dicht daneben befindlichen Bassin mit Wasser versorgte, eine stehende Spritze angebracht, die zugleich durch eine Röhre mit dem benachbarten Schloßgebäude in Verbindung gesetzt war, so daß man von verschiedenen Punkten des letztern aus den Wasserstrahl spielen lassen konnte. Ließ man dann zur Sommerszeit einmal diesen Strahl plötzlich in die Krone der alten Linde fahren, so scheuchte man damit die Hunderte von Sperlingen, welche da drin ihr Wesen hatten, auf einmal heraus; förmlich eine Wolke bildend, flohen sie unter gewaltigem Geschrei, um nach überstandenem Schrecken bald zurückzukehren.

Unter die harmlosen Erscheinungen, die man hier beobachten konnte, gehörte auch der Schieferdecker, wenn er Dächer und Kirchthurm befuhr. Abgesehn von den Reparaturen, die dann und wann jedes Gebäude verlangt, und desgleichen abgesehn von den verschiedenen Neubauten, die man unternahm, gab es in Schloß Waldheim allezeit etwas einzureißen und zu bauen. Ging man durch die Höfe und Gebäude der Anstalt, so durfte man fast mit Sicherheit darauf rechnen, irgendwo Maurer (Gefangene) zu finden, die entweder eine Wand durchschlugen oder die schon gemachte Oeffnung je nach Bedürfniß ausmauerten. Bald machten sie ein Fenster aus einer Thür, bald eine Thür aus einem Fenster und von beiden gab es

in den Erdgeschossen sehr viele, die schon abwechselnd in beiderlei Eigenschaft gedient hatten. Dies kam daher, daß in der Benutzung der Räume fortwährend Veränderungen stattfanden. Ich habe im Laufe weniger Jahre die nämlichen Gemächer als Vorrathshalle für Victualien und andre Gegenstände, als Arbeitsstube für Schuhmacher und andre Arbeiter, als Geschäftszimmer für Geistliche und Gerichtsbeamte dienen sehn. Da fanden sich wenig Stellen der Wand, die nicht schon Thür oder Fenster gewesen waren, wenige, die nicht Aussicht hatten, bald durchlöchert, und wenig Oeffnungen, die nicht erwarten durften, bald einmal vermauert zu werden. Wie ein Hausherr, den etwa eine geheime schwere Schuld drückt, nicht Ruh und Rast kennt und in dem Hause, das er nicht verlassen kann, aus Verzweiflung bald da bald dort zimmern und mauern läßt, um unter dem Geräusch und der steten Veränderung die grollende Stimme des Gewissens minder deutlich zu hören, so schien auch hier ein unheimlicher unruhiger Geist nach beständiger Veränderung zu lechzen.

Man baute auch noch eine innere Ringmauer, welche die an den Garten gränzenden Gebäude umschloß und zwischen diesen und sich nur einen zwingerartigen Raum ließ; ebenso sperrte man den Theil des großen Hofes, der an die von Beamten bewohnten Gebäude stieß, durch eine starke Gitterwand ab und überall, wo das Dach eines der wenigen an die offene Straße gränzenden Gebäude, welche die an diesen Punkten fehlende Ringmauer ersetzten, für einen Wagehals möglicherweise zugänglich scheinen konnte, brachte man Hindernisse an. (Diese Besorgniß war nicht ungegründet, denn mit Hilfe der Blitzableiter und ähnlicher Mittel war das

Entkommen über diese Dächer wirklich schon ermöglicht worden.) Es wurde ein Telegraph eingerichtet, der mit den Thüren aller Zellen unsers Gebäudes, desgleichen mit den Thürchen, durch welche dort die Nachtkübel passirten, sowie auch mit sämmtlichen Schlafzellen in Verbindung stand. Es konnte keine Thür mehr nachts von unbefugter Hand geöffnet werden, ohne daß sich dies sofort signalisirte.

Man gab damals denjenigen Isolirten, die sich eine kräftigere Bewegung zu machen wünschten, Gelegenheit, sich im Höfchen des alten Schloßgebäudes (wegen des dort befindlichen Krankenhauses der Krankenhof genannt,) statt des Spaziergangs täglich eine Stunde lang mit Holzsägen und Holzspalten zu beschäftigen. Die Mehrzahl der politischen, doch auch andre Gefangene betheiligten sich dabei und es wurde da von uns im Laufe von etwa vier Jahren eine nicht geringe Quantität Holz klein gemacht. Der Uebelstand war nur, daß ein Piket dazu gestellt war. Der Soldat erhielt stets seine Instruction, hatte aber häufig nicht den Kopf, sie zu begreifen. Die Aufseher mochten ihm noch so deutlich vorkauen, daß diese Leute da keine Zwangsarbeit verrichteten, daß sie nur zu ihrer Erholung und freiwillig sägten und hackten, daß folglich gar nicht darauf zu achten sei, ob sie arbeiteten oder ausruhten, sondern nur darauf, daß sie keine Gespräche miteinander führten: schließlich blieb in einem solchen Kopfe doch immer nur die einmal darin festgekeilte Vorstellung sitzen, daß hier Züchtlinge wären, die ohne Ruh und Rast arbeiten m ü ß t e n. Ließ nun einer Säge oder Axt einmal ruhen, so bekam er gewöhnlich bald eine Mahnung zum Fleiße zu hören. Wollte er den Burschen des Bessern

belehren, so vernahm er Grobheiten; achtete er gar nicht auf dessen Aeußerungen, sondern ruhte und arbeitete je nach Belieben, so wurden ihm gleichfalls Grobheiten zu Theil und nur die Drohung, Beschwerde führen zu wollen, brachte solch ein Musterexemplar aus der Nation von Denkern bisweilen zum Schweigen. Würde man nach Ablauf einer solchen Erholungsstunde vom Aufseher abgerufen, so verfehlte man gewöhnlich nicht, diesen auf das Geschehene aufmerksam zu machen. Die Aufseher instruirten dann das nächste Mal wieder und boten all ihr Lehr- und Demonstrirtalent auf, aber es gab da der ungelehrigen Köpfe zu viel und das Uebel wiederholte sich immer und immer wieder. Hat man das Gebahren solcher, ich weiß nicht wie ich sie passend benennen soll, gesehn, so zweifelt man stark, ob der Homo sapiens wirklich so zahlreich auf Erden sei, als die Statistik glauben machen will.

Aus Unmuth über solche Störung der Erholungsstunde gab man die Holzmacherei auch wohl einmal auf, um dafür wieder an den Spaziergängen theilzunehmen. Das Spazieren im Hofe aber ward auf andre Weise verleidet, die ich schon mehrfach angegeben habe und so kehrte man immer wieder zum Holze zurück, besonders wenn auf Befragen ein Aufseher versicherte, daß lange nichts Unangenehmes vorgefallen sei. Die Sägen, deren man sich bediente, waren sehr schwerfällig und wurden deshalb immer von zwei Mann geführt, die dabei leicht der Unterhaltung pflegen konnten. Das wollte man verhüten und versorgte uns deshalb endlich mit leichten Sägen, die nur eine Hand erforderten. Gott weiß wie viel Schweiß ich in jenem Höfchen vergossen habe, denn man hatte nicht immer glatte Scheite, sondern häufig auch Stöcke der

bösesten Art, die sich auf jeder Seite unzugänglich zeigten und der schlauesten wie der kräftigsten Angriffe spotteten. Aber man ließ den Feind nicht los, man entdeckte endlich seine Achillesferse und der Trotz des Ungethüms ward gebändigt.

Kam man nach solchem Siege in die Zelle zurück, so mußte oft einige Zeit vergehen, bevor die Hand wieder fähig war, die Feder zu führen. Aber durch kein Wetter, durch keinen Kältegrad, durch kein Schneegestöber ließen wir uns abhalten, an unser Erholungsgeschäft zu gehen. Das hatte den Vortheil, daß wir doch täglich in freie Luft kamen, denn spaziert wurde in schlechtem Wetter nicht. Nach und nach schmolz unsre Schaar, bald wurde einer entlassen, bald gab einer aus Ueberdruß die Sache auf, aber ein Häuflein hielt aus, bis uns endlich die Sache nicht mehr gestattet wurde. Schwerlich dürfte irgendwo eine ähnliche Holzhackergesellschaft existirt haben, denn sie bestand aus Aerzten, Advokaten, Schullehrern, Poeten, Handels- und Handwerksleuten, untermischt mit einigen Spitzbuben und Vagabunden.

Inzwischen fuhr die Fluchtangelegenheit fort, reich an schlechten Früchten für uns zu sein. Es wurde auf Dinge gesehn, die sonst niemand beachtet hatte. Briefe bekam man oft in kastrirtem Zustande oder da und dort mit einer geschwärzten Zeile. Das erste Mal, wo mir dies begegnete, war blos ein Wort geschwärzt. Der Brief enthielt eine Notiz über den Reisenden Gerstäcker, der unlängst von seiner Weltreise zurückgekehrt war. Der Name Gerstäcker war geschwärzt; man hatte vermeint, das möge einer der bösen Namen vom Jahre 48 sein und ein solcher sollte in einem an uns gerichteten Briefe nicht stehen. Später hat mir Gerstäcker selbst einige

Briefe nach Waldheim geschrieben, ohne zu ahnen was seinem Namen dort widerfahren war.

Obwohl es sich von selbst verstand, daß ausländische Werke von revolutionärer Tendenz unter den Auspicien des Zuchthauses nicht übersetzt werden durften, wurden uns solche doch bisweilen zu diesem Zwecke zugesendet. Solche Sachen ließ die Anstalt sofort wieder an die Absender zurückgehen.

Sahen wir uns nun in vielfacher Hinsicht schon beschränkt und behindert genug, so gab im Herbst 52 die Unvorsichtigkeit einiger politischen Gefangenen leider Anlaß zu allerhand neuen Beschränkungen. Diese Leute hatten unter einander eine Correspondenz zu gegenseitiger Mittheilung von Neuigkeiten geführt und diese Correspondenz entdecken lassen. Sie erhielten sämmtlich mehr oder minder langwierigen schweren Arrest im vielerwähnten Erdgeschoß. Man führte von jetzt an eine schärfere Controle über die Papiervorräthe, alles wurde mit peinlicher Genauigkeit gemustert und überwacht, die schon erwähnten Bücherverzeichnisse wurden um diese Zeit eingeführt und, wie hier gewöhnlich, mußten die an der Sache nicht mit Betheiligten doch unter deren Folgen mit leiden. Man erzählte mir daß zwei der Betheiligten, welche Wandnachbarn gewesen waren, sich ihren Verkehr durch ein Loch, das sie durch die Scheidewand gebohrt, erleichtert hatten. Das war vermuthlich der Grund, weshalb man fortan bedacht war, niemals die nämlichen Leute lange neben einander wohnen zu lassen, überhaupt Niemand lange in der nämlichen Zelle zu lassen und zwischen zwei politischen allezeit einen Gefangenen anderer Art zu quartieren.

Ich hatte meine damalige Zelle wahrscheinlich länger denn irgend ein Andrer die seinige bewohnt, nämlich anderthalb Jahre. Jetzt wurde Alles umquartiert und auch ich mußte mich endlich zum Umzug bequemen. In der neuen Zelle wohnte ich nur ein Vierteljahr. Man brachte mich alsdann aus dem zweiten in das erste Stockwerk. Die Zellen waren hier im Allgemeinen nicht schlechter als im obern Stock, aber ein einziger Umstand genügte, um sie mir gründlich verhaßt zu machen: sie hatten keinen Abtritt, sondern waren nur mit einem jener abscheulichen Goguenards versehn, die ich schon beschrieben habe. Diesem unwerthen Gefäß grollt' ich, so oft nur mein Blick darauf fiel. Die schreckliche Einrichtung, den Kübel wöchentlich nur einmal gereinigt zu erhalten, wovon ich bei Beschreibung der Zelle gesprochen habe, war zum Glück abgeschafft worden: man wechselte und reinigte diese Gefäße jetzt täglich, später sogar täglich zweimal und ein Gleiches geschah auch mit den Goguenards, deren Bekanntschaft ich nun leider erneuern mußte.

Morgens um fünf, wenn die Zelle geöffnet und der Napf mit Mehlsuppe gefüllt wurde, drängte sich neben diesem Napfe ein „Hausarbeiter" mit einem Goguenard herein, stellte ihn hin, schloß das Zellenfenster auf und ging, den gebrauchten Goguenard mit hinwegnehmend. In der Folge verlegte man den Wechsel dieser verhaßten Kannen auf andre Stunden. Die Hausarbeiter stellten deren eine vor jede Zellenthür, ein Aufseher öffnete alsdann jede Zelle und man war genöthigt, einen Goguenard hinauszustellen und den andern dafür hereinzunehmen. Nachdem ich solch ein Ding angegriffen hatte, wusch ich mir die Hände jedesmal mit einem Eifer,

als hätt' ich in den Höllenpfuhl gegriffen gehabt. Die Deckel dieser hölzernen Kannen waren, wie bei andern Gefäßen solcher Form, nicht zum Abnehmen, sondern zum Zurückschlagen, hatten aber fast durchweg die Unart, nicht in der Höhe bleiben zu wollen, sondern immer von selbst wieder niederzufallen. Man glaubte, ihn fest in der aufrechten Stellung beharren zu sehen, zumal da er noch stark nach rückwärts geneigt war. Aber der Racker hatte etwas Elastisches, leise und heimtückisch drehte er sich um seinen Pflock nach vorn, bis er das Uebergewicht bekam und dann klappt' er nieder. Gleich am ersten Tage, wo ich diese schlechte Eigenschaft des Schufts noch nicht kannte und den Inhalt meines Waschfäßchens hineinschütten wollte, klappt' er so höhnisch zu und die Wasserfluth überströmte den Goguenard nur von außen, statt in sein Inneres zu gelangen. Wenn es sich irgend umgehen ließ, griff ich das Ungethüm nicht mit der Hand an, es kam gewöhnlich nur mit meiner Pantoffelspitze in Berührung.

Und doch hab' ich in manchen Augenblicken geradezu Mitleid mit ihm gehabt, wenn ich etwa in der Dämmerstunde darnach gestimmt war, ein Bißchen durch die Märchenwelt zu schlendern, wenn ich an den frischen Wald, die Heimat dieses armen Holzes dachte, von wo es ein tückischer Geist verbannt, in diese häßliche Gestalt verzaubert und in die allerschlechteste Gegend des Landes verwünscht hatte, um es da den undankbarsten Dienst ohne Aussicht auf Erlösung thun zu lassen — dann empfand ich wirklich Mitleid mit ihm, beurtheilte seine mannigfachen Mucken milder und betrachtete es (Dank der Dämmerung vielleicht) ohne Groll.

Man konnte auch im Zuchthause solche kindisch-sentimentale Augenblicke haben.

In der Folge erhielt aber auch dies Stockwerk in Betreff dieser Dinge eine bessere Einrichtung. Die Goguenards fielen in Ungnade und trieben ihr Wesen nur noch im Erdgeschoß.

Nach einem Vierteljahre zog ich wieder in eine Zelle des obern Stocks, kam dann auf Jahre nochmals in das untere, mußte aber nunmehr fast alle Monate die Zelle wechseln. Fünf Wochen mochte durchschnittlich die Zeit sein, die man in jeder zubrachte und dieser unaufhörliche Zellenwechsel, der bis ins Jahr 1856 dauerte, war eine der allerempfindlichsten Plagen, die man in Waldheim zu erdulden hatte.

Man mag am garstigsten Orte im unerfreulichsten Raume eingesperrt sein, immer wird man, wenn man einmal darin sein muß, sich einigermaßen daran gewöhnen; man reinigt und säubert Alles darin so weit nur möglich und macht ihn dadurch wohnlicher; man gewöhnt sich an die Uebelstände und erträgt sie dann leichter; man erkennt etwaige Vortheile und lernt sie nützen; man ordnet die wenigen Habseligkeiten und Geräthe, wie man's am passendsten findet, man weiß wie und wo Alles steht und liegt und findet's im Finstern; man kann nie dahin kommen, sich heimisch zu fühlen, aber man fühlt sich endlich ein wenig zu Hause. Damit war's nunmehr vorüber, wo man eine Zelle nur mit der sichern Aussicht bezog, sie nach einigen Wochen wieder mit einer andern vertauschen zu müssen. Man verließ die mühsam gereinigte Zelle und kam fast stets in eine solche, wo ein unfläthiger Mensch gehaust hatte, dessen hinterlassene schweinische Spuren man erst

tilgen mußte, um nicht vor Ekel umzukommen. Aber es war Danaidenmühe; nach einigen Wochen mußte man immer und immer wieder von vorn anfangen.

Man war vielleicht in ungewöhnlich guter Stimmung zur Arbeit, es lag überdies eine dringende Arbeit vor. Mittag war vorüber, auch üble und unbequeme Dinge waren für den Tag überstanden, der Goguenard gewechselt, die Hände gewaschen und man setzte sich mit einer gewissen Lust an den Schreibtisch, um diesen Tag noch was Ordentliches vor sich zu bringen. Man fühlte sich um so behaglicher, als man am Vormittage noch die Zelle sorgsam gereinigt, den Fußboden gewaschen und Alles in beste Ordnung gebracht hatte. Also munter gearbeitet!

Da hört man eine verworrene Bewegung auf dem Gange, ein hastiges Hin- und Wiederlaufen, was kein Ende nehmen will. Man kennt diesen verwünschten Tumult schon aus Erfahrung. Leider, man irrt sich nicht! Die Thür wird aufgeschlossen und der Aufseher sagt: „Umquartieren!“ oder „Umziehen! du kommst in Nr. so und so!“

Einem Handarbeiter, z. B. einem Spinner, mochte das in der Regel höchst gleichgiltig sein. Er hatte nichts als das einfachste gewöhnliche Geräth, er war gewohnt im Schmutze zu sitzen; selber unsauber, macht' es ihm keine Sorge, wieder in eine unsaubre Zelle zu kommen; oder war er ein ordentlicher Mensch, nun so kostete ihm sein Umzug doch so gut wie keine Mühe und verursachte ihm keine Störung. Von Leuten meiner Art aber haben mir viele versichert, daß sie das verwünschte „Umquartieren!“ ganz ebenso peinlich berührte wie mich.

Man räumte also Alles, mit alleiniger Ausnahme der Bettstelle und des Strohsacks, nach der bezeichneten, bald benachbarten, bald fern und vielleicht im andern Stockwerk gelegenen Zelle. Die Aufwärter gingen einem dabei gewöhnlich ein Bißchen an die Hand und sorgten dafür, daß von vorhandenen Flüssigkeiten, wie Tinte, Oel u. s. w., auch Bücher und Manuscripte gelegentlich etwas zu trinken bekamen. Alles war endlich transportirt, selbst Schuhschmiernäpfchen, Spucknapf und Goguenard nicht vergessen, und man stand mitten unter dem wüsten Trödelkram in der neuen Zelle, wo das Fenster eine dicke Lage Staub bedeckte, wo das Gesims in der Ecke, welches die verschiedenen Eß- und Trinkgeräthe aufnehmen sollte, mit trocknem und nassem oder klebrigem Jux besudelt war, wo sich in allen Winkeln der Schmutz angehäuft hatte und ekelhafte Spuren auf dem Fußboden und an den Wänden bewiesen, daß der ganze Raum als Spucknapf gedient hatte.

Man hätte kleinmüthig werden mögen. Man mußte sich im Augenblicke begnügen, Alles nur oberflächlich ein wenig zu säubern, um folgenden Tages, wo man sich den erforderlichen Wasservorrath verschafft haben würde, das Werk etwas gründlicher zu wiederholen. Bis dahin hatte man keinen Appetit, keine Lust zur Arbeit. Man konnte sich aber noch Glück wünschen, wenn der Vorgänger keine Kolonie Flöhe hinterlassen hatte. —

Im Juni des Jahres 1853 wurde eine ganze Klasse der Maigefangenen, die Kriegsreservisten, bis auf wenige Ausnahmen auf einmal entlassen und jene Propheten, die allhalbjährlich Nachricht von einer nahbevorstehenden Entlassung

Aller erhielten, waren geraume Zeit gewärtig, daß die Reihe demnächst auch an sie kommen werde. An jedem Abend wunderten sie sich, daß der Tag vergangen war ohne das große Ereigniß gebracht zu haben, zweifelten aber kaum, daß es am nächsten Morgen eintreten werde.

Ich habe mehrmals bemerkt, daß hier verhältnißmäßig beinahe noch mehr als draußen in der Welt alle Zustände dem Wechsel unterworfen waren. Auch die Beamten wechselten oft, und von den Oberbeamten, die ich bei meiner Ankunft vorgefunden hatte, waren bei meiner Entlassung nur noch drei vorhanden. Zwei Geistliche waren gleichzeitig angestellt und ich mußte während meines Aufenthalts deren sechs kennen lernen.

Der erste Pastorenwechsel fand 1853 statt. Während des damaligen geistlichen Zwischenreichs war die Austheilung des Abendmahls in dreierlei Gestalt, nämlich mit dem doppelten Kelche, stillschweigend abgeschafft worden. Der neue Pfarrer blieb indeß nur ganz kurze Zeit in Waldheim. Nachdem er einigemal gepredigt, ließ man ihn die Kanzel nicht wieder betreten und bald nachher ward er versetzt. Wodurch er sich misliebig gemacht hatte, weiß ich nicht, doch versicherte man, er sei aus dem Grunde so schnell und gewissermaßen zur Strafe wieder entfernt worden, weil er sich der Gefangenen und namentlich der politischen Gefangenen zu warm habe annehmen wollen.

Es folgte wieder ein Zwischenreich, während dessen man sich mit dem Hilfsgeistlichen begnügte, bis im Jahr 1854 ein Pastor angestellt wurde, der gewiß nicht darauf ausging, sich in der erwähnten Weise misliebig zu machen. Wir mußten natürlich jedesmal Antritts- und Abschiedspredigten anhören, mit denen der Redner auch wohl so zufrieden war, daß er sie drucken und den Gefangenen zum Kauf anbieten ließ.

Solche Antrittsreden erzählen gewöhnlich ein Wunder. Der Betreffende hatte sich nicht träumen lassen, daß man ihn befördern werde, er hat sich auch keineswegs beworben, dazu denkt er viel zu bescheiden von seiner Befähigung, ja, er hat anfangs Bedenken getragen, ob er dem Rufe folgen solle, er hat sich hartnäckiger gesträubt als weiland Ezechiel und Jonas — und dann der fatale Umstand, daß er in der neuen Stellung ein Bißchen mehr Geld bekommen sollte! Das letztere war unstreitig das Bitterste; er rang und betete; da ging ihm plötzlich im Innern ein wunderbares Licht auf; wie's zugegangen ist? Sicherlich ist er der treueste gehorsamste Diener seiner weltlichen Obern (obwohl sie durch Verleihung einer Stelle mit höherm Gehalte seine Bescheidenheit auf harte Probe stellen); aber trotzdem hätte ihn dieser Ruf nimmermehr zu dem großen Entschlusse treiben können, wäre nicht ein unwiderstehlicher höherer Ruf hinzugekommen. Genug, da steht er, er kann nicht anders, Amen! Man hört Einleitung, Verwickelung und Entwickelung wie in einem Romane, wo es nach vielen harten Kämpfen schließlich unfehlbar doch noch zur Heirath und Erbschaft kommt. Man hört den Redner so geringschätzig, fast wegwerfend von seinen eignen Fähigkeiten sprechen, daß man wirklich nicht begreift, wie er die

Stelle habe annehmen können, man hört ihn namentlich auch mit so unendlicher Verachtung aller irdischen und materiellen Vortheile gedenken, daß man jeden Augenblick die Erklärung erwartet: Seht, ich entschloß mich zwar dem Rufe zu folgen, verzichte aber auf die Gehaltserhöhung und überlasse den Ueberschuß den Armen! Das wäre das Allergeringste, was er nach all dem Gesagten thun könnte.

Die Abschiedsreden klingen gewöhnlich ganz ähnlich, sind aber sentimentaler. Ich hörte noch eine solche 1858 von einem Hilfsgeistlichen der damals, nachdem er einige Jahre in Waldheim angestellt gewesen, anderswohin befördert wurde. Auch er schilderte diesen Umstand wie einen essigsauren Apfel, in den er nur ungern beiße. Mit welchem Schmerze nimmt ein solcher Mann Abschied von seinen armen unglücklichen Brüdern (nämlich „in Christo“, denn da kann die nahe Verwandtschaft nie lästig werden. In dem Falle, an den ich hier zunächst denke, brachte der Abschiedsredner selbst seine christlichen Brüder in Rangklassen: Sie, meine Vorgesetzten; Sie, meine Mitbeamten, und Ihr, die Gefangenen.) Gott weiß, er möchte lieber bleiben, denn dies Haus mit seinen bunten Jacken und sonstigen anmuthigen Eigenschaften ist ihm so fest an's Herz gewachsen, daß sich das Herz nur blutend losreißen kann.

Es ist sicherlich ein rein zufälliger Umstand, daß diese Herren ohne Ausnahme das Unglück haben, sich von einem Orte, wo sie weniger bekommen, nach einem Orte zu begeben, wo sie mehr empfangen. Ich nenne das ein Unglück, weil es den Anschein gibt (ganz gewiß nur den Anschein), als sei die magnetische Kraft des Geldes der noch unbekannten neuen

Gemeine doch ein wenig stärker als die Kraft der Liebe zur alten Gemeine, die man nur unter Thränen verläßt.

Der neue Pastor, der 1854 angestellt worden war, besuchte während der ersten beiden Jahre niemals die Zellen, wenigstens die meinige nicht und ich erachtete das nach den früher gemachten Erfahrungen als eine recht wesentliche Erleichterung der Gefangenschaft. Daß ein oder der andre Gefangene so dachte, konnte der Geistliche indeß im Voraus nicht wissen. Ihm schrieb sein Evangelium vor, Gefangene zu besuchen; man findet es aber immer bequemer, den Menschen mehr als Gott zu gehorchen und es waren vermuthlich noch einige ministerielle Weisungen für die Geistlichen in Kraft, ertheilt etwa um die Zeit, wo sich der versetzte Vorgänger des jetzt Neuangestellten misliebig gemacht hatte. War dem so, dann hatte jener doch den Trost, sich um des Evangeliums willen misliebig gemacht zu haben. Aber nicht Jedermann ist so ehrgeizig! Man ist einmal gewohnt, nur „nach Verordnung" christlich zu sein; und nachdem zwei Jahre später die weltlichen Machthaber sich entschlossen hatten, gewisse Erleichterungen für die politischen Gefangenen eintreten zu lassen, da trat für den Geistlichen auch das Gebot des Evangeliums in Kraft (er hatte einer weltlichen Ausführungsverordnung dazu bedurft!) und ich sah ihn eines Tags in meiner Zelle erscheinen.

Lange vermocht' ich indeß seine Besuche nicht zu ertragen. Er erschien mir jedesmal störend und eines Abends fand ich endlich gerathen, meine Misstimmung nicht länger zu bergen. Er war so artig, mich von Stund' an mit seinen Besuchen zu verschonen. Wie hätten auch Besuche von Geistlichen, die

nur auf die Weisung ihr weltlichen Vorgesetzten kamen und es bis dahin aus Furcht vor diesen Vorgesetzten nicht gewagt hatten, willkommen sein können! — Mehr Noth machte mir ein später angestellter Hilfsgeistlicher, ein junger Mann, der sich „strengst kirchlicher Richtung" befleißigte, den Teufel ziemlich genau kannte, auch die scheußlichen Leiber der Verdammten in der Hölle beschreiben konnte und mir schlechterdings süß und freundlich begegnen wollte. Er wollt' es durchaus nicht begreifen, als ich ihm versicherte, daß es für meine Person überhaupt gar keine Priester auf der Welt gebe, daß ich dies Amt ausschließlich mir selber vorbehalten habe, wie es sich jeder Mensch vorbehalten sollte. Alles umsonst! er ließ nicht locker, als bis ich rund heraus erklärte, daß ich ihn nicht bei mir zu sehen wünschte.

Ein Gefangener hatte sich eines Tags von einem andern, der verschiedene wissenschaftliche und belletristische Zeitschriften las, eine solche — und zwar durch Vermittelung eines Aufsehers — leihen lassen. Der Herr Pastor erscheint zu Besuch, sieht diese Zeitschrift, wundert sich, wie sie in diese Zelle kommt und weiß nichts Besseres zu thun, als den Fall zu denunciren, wodurch diesmal weniger dem Gefangenen als dem Aufseher Ungelegenheit bereitet wurde.

Viele Leute tragen durchaus kein Bedenken, sich nach unten hin, bei Untergebenen oder Leuten in geringerer Stellung unliebsam zu machen, sind aber allezeit bedacht, sich in entgegengesetzter Richtung gefällig und dienstwillig zu zeigen, denn nur der dorther kommende Beifall gilt ihnen etwas, gleichviel wie er verdient wird.

Der Geistliche hatte, etwa seit derselben Zeit, wo er die Zellen zu besuchen begann, den Einfall, zu Weihnacht ein Tannenbäumchen mit brennenden Kerzen in der Kirche aufstellen zu lassen. Hätte diesen Einfall ein Mann gehabt, der es so recht verstanden hätte, sich die Zuneigung der armen Leute zu erwerben, mit denen er umging, so würde wahrscheinlich ein guter Eindruck dadurch erzielt worden sein. Hier erschien die Sache als leere Spielerei.

Ein Pfarrer — ich verstehe hier unter diesem Namen einfach einen angestellten Lehrer, dessen Aufgabe ist, Religion und Moral unterm Volke zum Bewußtsein und zur rechten Geltung zu bringen, keineswegs aber einen Priester, denn ein Priesterstand ist ein heidnisches und jüdisches, aber kein ächt christliches Institut, da das Christenthum diesen Stand als solchen aufgehoben hat und dasselbe zwischen seinem einzigen Hohenpriester und seinen sämmtlichen Angehörigen keine Mittelinstanz mehr braucht noch duldet — ein Pfarrer würde in seinem Wirkungskreise, namentlich aber in einem Zuchthause, so lange nun einmal ein solches Haus noch besteht, außerordentlich viel Gutes wirken können, wenn er sich zu entschließen vermöchte, den Polizeibeamten rein abzustreifen, statt der Christolatrie und des Aberglaubens blos Christenthum zu lehren, sich, wo es nöthig, nicht als Erzähler „altvettelischer Fabeln", sondern als verständiger Freund in Rath und That zu zeigen (wozu freilich auch nothwendig, daß man was Ordentliches und Practisches gelernt hat) und als reiner, unbefangener Mensch unter seines Gleichen in ächter Demuth zu wandeln. Es würde nothwendig sein, daß ein solcher Beamter im Zuchthause eine exceptionelle Stellung

hätte und daß auf das Verhältniß zwischen ihm und den Gefangenen die üblichen Hausregeln gar keine Anwendung fänden: er müßte nach freiem Ermessen handeln dürfen, um sich nur durch Liebe leiten zu lassen.

Dahin wird es nun schwerlich jemals kommen; so lang es Zuchthäuser gibt, werden die dabei angestellten Geistlichen immer mit Instructionen versehen sein, deren stricte Beobachtung für sie das Allererste bleibt. Aber trotz Instructionen und trotz Allem, was „nach Verordnung" geleistet sein will, würde für einen rechten Mann freier Spielraum genug übrig bleiben, um dem Ideale einer solchen Stellung erfolgreich nachzustreben. Erste Bedingung für ihn bliebe nur immer, im Umgange mit Gefangenen überall, nicht blos unter vier Augen, den Zuchthausbeamten entschieden von sich zu schütteln. Er würde sich dadurch nichts vergeben; im Gegentheil, er vergibt sich in den Augen der Gefangenen etwas und schadet seiner Stellung, wenn er durch sein Gebahren die Disciplin des Hauses wahren helfen will, was die andern Beamten schon genugsam thun. Er darf nicht, wie diese letztern, sich Gefangenen gegenüber entweder geringschätzig oder herablassend zeigen; denn der Christ läßt sich unter seinen Brüdern nicht herab, er ist ihres Gleichen. Er darf nicht — wie es andre Beamte thun mögen — während er den Gruß Nichtgefangener erwiedert, an grüßenden Gefangenen mit steifem Halse vorübergehen. Er muß fähig sein, einem Gefangenen nicht blos unter vier Augen, sondern vor Aller Augen und zwar herzlich die Hand zu reichen. Er muß sich von geistlichem Dünkel und geistlichem Hochmuth bis auf die letzte Spur rein gewaschen haben.

Doch, wohin gerath' ich! Das Alles würde wohl christlich und menschlich, aber Vieles davon „mit der Stellung eines Zuchthausgeistlichen, wie die nun einmal ist, nicht verträglich sein." So ist mir im Zuchthause selbst, und zwar nicht von geistlicher Seite, erwiedert worden; und dem Ideale einer solchen Stellung nachzustreben, davon mag man nichts wissen, denn es wäre unbequem, vielleicht sogar gefährlich! Nur pedantische Narren meiner Art wollen Alles so erschrecklich ernsthaft genommen sehen!

Unter die Zumuthungen, die ich dem Geistlichen nur im Stillen machte, gehörte auch, daß er jedesmal von der Kanzel bekannt zu machen gehabt hätte, wenn ein Gefangener gestorben war. Man wird das vielleicht unnütz finden, nur wende man nicht etwa ein, daß ja die Gefangenen einander unbekannt waren und nicht ähnliche Beziehungen unter einander hatten wie andre Leute: man nannte ausdrücklich das gesammte Gefangenenpersonal und die zur Anstalt gehörigen Beamten eine Gemeine und eine solche hat doch ein Interesse nicht nur, sondern auch ein Recht, in Kenntniß gesetzt zu werden, wenn eines ihrer Mitglieder gestorben ist. Jedem Todesfalle, der in einer Beamtenfamilie vorkam, widmete man auf der Kanzel viele Worte, selbst wenn es nur ein todtgebornes Kind betraf. Gefangene starben so ziemlich jede Woche, aber nie ward ein Wörtchen darüber laut. Man entgegnet vielleicht: es mußte dort doch ein Unterschied beobachtet werden! Im Zuchthause, ja freilich; keineswegs aber in der „christlichen Gemeine" des Zuchthauses, die man ganz ausdrücklich anerkannte. In dieser durft' es nur noch Mitmenschen aber keine Züchtlinge mehr geben. Und nun

vollends ein Verstorbener: der ist ganz entschieden kein Züchtling mehr, nicht einmal auf der Anatomie, geschweige denn im Munde eines Geistlichen. Uebrigens würde uns vollkommen genügt haben, einfach zu vernehmen: es ist ein Gefangener dieses Namens und dieses Alters gestorben. Mußten wir anderseits doch über Personen, die uns meist völlig unbekannt und völlig gleichgiltig waren, lange Vorträge mit anhören.

Obwohl man aber auf der Kanzel immer von dieser „christlichen Gemeine" sprach, nahm man bei deren Angelegenheiten in der Regel doch gar keine Rücksicht auf die große Mehrzahl der Mitglieder. So hatte man z. B., noch zur Zeit des frühern Geistlichen, ein neues Geläut angeschafft und nahm auf dem Hofe vor der Kirche in ziemlich ceremoniöser Weise die Glockenweihe vor. Von den Gefangenen sahen nur die wenigen etwas davon, aus deren Fenster sich zufällig jener Theil des Hofes übersehen ließ. Die Gefangenen aber und zwar das gesammte Personal bei der Gelegenheit zu versammeln, daran dachte man nicht.

Uebrigens war man von Jahr zu Jahr, vermuthlich „nach Verordnung," immer mehr beflissen, die „streng kirchliche" Richtung zur Geltung zu bringen und man trieb die Leute noch öfter als früher in die Kirche. Die Predigten wurden immer länger, die nachträglichen Gebete immer zahlreicher und gedehnter. Aber man wußte auch Gelegenheit zu finden, vor den Genossen außerhalb der Anstalt zu glänzen und so machte man unter den Gefangenen häufig Sammlungen für Kirchenbauten, Bibelgesellschaft und Gustav-Adolfstiftung. Das waren natürlich freiwillige Beisteuern und beliefen sich

jedesmal nur auf einige Pfennige; aber für sehr viele dieser armen Leute waren einige Pfennige schon ein Gegenstand. Manche brachten gewiß ein Opfer damit, aber man suchte eine Art moralischen Zwanges zu üben. Ich erinnere mich, daß einmal, als man zu einer solchen Beisteuer aufforderte, bemerkt wurde: Einen so kleinen Beitrag vermag jeder zu geben und wenn sich dennoch einer findet, der auch nicht einmal die wenigen Pfennige zur Verfügung behielt, so ist das ein schlimmes Zeichen, denn den hat Gottes Strafgericht schon getroffen. Man unterließ aber auch nicht, seiner Zeit über die unterstützten Anstalten, namentlich die Bibelgesellschaft, Bericht zu erstatten und verfehlte dabei namentlich nicht, Beispiele von bekehrten oder bestraften Bibelverächtern, oder auch von Leuten, die sich ein Exemplar durch Darben und Hungern erworben, zu erzählen. (Jede Zelle war bereits seit geraumer Zeit mit einer Bibel und Luthers kleinem Katechismus versorgt.)

Der Geistliche ließ später den Gefangenen den naiven Vorschlag machen, in ihren Mußestunden, also etwa Sonntags, den Inhalt seiner Predigten aus dem Gedächtniß aufzuzeichnen und auf diese Weise eine Sammlung herzustellen, die eines Jeden Eigenthum bleiben sollte (versteht sich, nachdem sie zuvor einer Durchsicht unterworfen worden). Ich weiß nicht, ob jemand Neigung gespürt hat, sich einen solchen Schatz zu sammeln. Glücklicherweise konnte man zu einem derartigen Unternehmen niemand zwingen. Zu etwas anderm konnte uns der Geistliche jedoch leider zwingen, was uns recht unwillkommen und störend war, nämlich zur Theilnahme an der regelmäßigen wöchentlichen „Betstunde," von welcher die Zellen-

bewohner bis dahin glücklicherweise dispensirt gewesen waren. Hielt man's für die Mehrzahl für passend, sahen viele Gefangene ihrerseits die Sache vielleicht aus dem oder jenem Grunde gern, nun wohl! so mochte man diese Leute „beten" lassen; aber uns wenige, von denen man wußte, daß uns die Sache als ein Aergerniß berührte, auch noch zu diesem Kirchenbesuche zu zwingen, war eine Maßregel, womit man uns billig hätte verschonen können. In Wochen, wo außer dem Sonntage noch ein andrer Feiertag vorkam, blieb die Betstunde weg. Allmonatlich trug in einer derselben der Hilfsgeistliche Berichte über die Thätigkeit der Missionen vor, in den andern drei aber wurde vom Herrn Pastor, sobald es nicht, je nach dem Bedürfnisse des Tages etwas andres, z. B. die Geschichte der Zerstörung von Jerusalem, die Passionsgeschichte und dergleichen vorzulesen gab, Luthers kleiner Katechismus in einer Breite commentirt, über die niemand den Kopf mehr geschüttelt haben würde als Luther selber, hätte er zuhören können. Des Reformators heilsamen Rath: „Tritt frisch auf, thu's Maul auf, hör' bald auf!" befolgten diese Herren überhaupt nie, weder bei ihren Predigten noch bei den Vorträgen während dieser Geduldproben, die sie Betstunden nannten.

Geduldproben waren es für uns, die wir die Ausnahmen bildeten, und außerdem vielleicht noch für den und jenen andern Gefangenen, der die Zeit gern benutzt hätte, die Last seines Pensums zu verringern; der großen Masse dagegen war es möglicherweise ganz gelegen, ein oder zwei Stunden müßig ruhen zu können; auch hatte die Sache für diese Leute nicht die nämliche Unbequemlichkeit wie für uns: sie gingen aus der Kirche direct in ihren Speisesaal und wurden da ver-

sorgt wie gewöhnlich. In Bezug auf uns (die Isolirten) war das anders, besonders im Winter, wo der Herr Pastor stets dafür sorgte, daß wir so gründlich wie möglich ausfroren und hinterdrein nichts Warmes zu essen bekamen.

Das ging so zu: Es war damals den Zellenbewohnern vorgeschrieben worden, jedesmal, wenn sie des Spaziergangs oder des Kirchenbesuchs wegen die Zelle verließen, das Fenster zu öffnen, und auch die Thür blieb alsdann offen stehen, denn von dem einen Extrem, uns in verpesteter Luft sitzen zu lassen, war man auf das andre übergesprungen, die Zelle zum Tummelplatze jedes Wetters zu machen und uns selber beim Gehen und Kommen einem verderblichen Zuge auszusetzen. Bevor man die Zelle verließ, that man wohl, alle Papiere und andre leichte Gegenstände in Sicherheit zu bringen, denn sonst mußte man sie, besonders wenn etwas windiges Wetter war, bei der Rückkehr nicht nur vom Fußboden der Zelle, sondern auch draußen auf dem Corridor zusammenlesen und jedenfalls fand man Alles reichlich mit Staub, Sand und Rußflocken bedeckt.

Man hatte nun vielleicht schon seit mehrern Stunden in der Zelle sehr gefroren, wo der Ofen längst eiskalt geworden (während überdies den Gefangenen vielleicht die Unterkleider weggenommen waren, was einigemal vorkam und zwar gerade beim Eintritte heftiger Kälte). Man verließ die Zelle, worin nun auf ein Paar Stunden Sturm und Schneegestöber ihr Wesen treiben mochten, und begab sich hinab in den Hof. Da stellten wir uns wie gewöhnlich auf, gerade an einer Stelle, wo der Zug stets am heftigsten war und da standen wir, frierend und klappernd, während die Masse der andern

Gefangenen sich im Speisesaale versammelte und während sie aus diesem, Zug nach Zug, an uns vorüber langsam nach der Kirche ging, denn obwohl wir zuerst bereit stehen mußten und zwar sonder Obdach auf dem zugigen Hofe, kamen wir doch zu allerletzt in die Kirche. Dort stand man wenigstens nicht mehr im scharfen frostigen Winde, Wärme fand man freilich auch nicht darin, aber leider außer der Kälte auch noch — Gestank! Dieser würzte überhaupt fast jede jener „Andachtsstunden" reichlich.

Da hörte man nun des Herrn Pastors Commentar zu den zehn Geboten in nimmer enden wollenden Vorträgen. Ein schlimmes Zeichen war's, wenn er etwa äußerte: „ich werde mich hier kurz fassen können", oder: „wir wollen das nur in der Kürze" u. s. w., denn dann durfte man sich auf eine ganz ungewöhnlich harte Geduldprobe gefaßt machen. Glaubte man endlich aus einem tröstlichen Symptome zu erkennen, daß er im Begriff sei, dem Lande zuzurudern, so war man bald bitter getäuscht, er hatte immer und immer noch etwas mehr zu sagen, er wollte etwa noch eine kleine Geschichte „nur in der Eile" erzählen. Und was für Geschichtchen kamen in diesen „Betstunden" vor! Da hatt' es z. B. einen verruchten Schneider gegeben, der Sonntags, statt in die Kirche zu gehen, mit untergeschlagenen Beinen auf seinem Tische sitzen blieb und nähte was das Zeug halten wollte. Das kann der liebe Gott endlich nicht länger ruhig ansehn. Er beauftragt, obwohl gerade kein schwüler Tag ist, eine Gewitterwolke, sich nach der und der Stadt zu begeben und dort in der und der Gasse Nr. so und so viel einen Blitzstrahl in ein gewisses Fenster fahren zu lassen. Der Herr

Pastor bedachte nicht, daß solche Geschichtchen, während sie niemand mehr verdummen halfen, denn die Leute lächelten dazu, doch in andrer Weise ihr Bedenkliches haben konnten. So hört' ich, als eine andere derartige Erzählung mitgetheilt wurde, einen Gefangenen gegen seinen Nachbar äußern: „Warum erzählt er denn nicht auch, wie ein Gottesgericht bisweilen den Meineid bestrafen muß?" — Ein andermal ward erwähnt, daß Blutflecke, bei Gelegenheit eines Mordes auf dem Fußboden entstanden, durch kein irdisches Mittel wegzuwaschen sind. Hier corrigirte sich der Redner indeß halb, indem er hinzufügte: ich weiß zwar nicht zu sagen, ob dem wirklich so ist, aber man will es stets beobachtet haben. Und der nämliche Volkslehrer widerlegte die Lehren der materialistischen Naturkundigen, indem er sie kurzweg „Wischiwaschi" nannte.

Er hatte sich oft bereits viel, viel zu weit führen lassen mit solchen Geschichten, ohne begreifen zu wollen, daß sie nichts weniger als wahre Moral enthielten; man hoffte, er sei endlich fertig, doch nein, er hatte noch eine Geschichte, obwohl es schon halb ein Uhr geschlagen, wo jetzt das Mittagessen stattzufinden pflegte. Er beginnt die Erzählung — da gibt er endlich einer bessern Regung nach und spricht etwa: ich sehe daß uns dies heute zu weit führen würde und will es auf unsre nächste Andachtstunde versparen.

Geschlossen war diese deshalb noch nicht, denn erst mußte noch viel gebetet und gesungen werden. Dann sahen wir Alles langsam in hergebrachter Ordnung nach und nach abziehen und ganz zuletzt kamen auch wir an die Reihe. Bevor wir aus der Kirche in unsre Zellen gelangten, verging leicht

noch ein Viertelstündchen, denn nur einzeln ließ man uns ins Haus treten, und erst wenn vom Vordermanne nichts mehr zu sehen noch zu hören war, folgte man ihm. So ward es oft ein Uhr und seit einer vollen halben Stunde hatten die großen Blechtöpfe, die unser Mittagessen enthielten (damals noch dazu ohne Deckel) auf dem schneebedeckten Pflaster des Hofes gestanden, um da hübsch abzukühlen, weil der Herr Pastor gern einen Theil der Zeit des Mittagsessens usurpirte, um noch eine Geschichte und immer noch eine Geschichte zu erzählen.

Man trat in die vom Wetter durchfegte eiskalte Zelle, man schloß schleunig das Fenster, um wenigstens der scharfen Zugluft nicht mehr ausgesetzt zu sein. Der zinnerne Eßnapf war anzufühlen wie ein Eiszapfen und sorgte dafür, daß der auf dem Hofe schon laugewordene Brei schließlich nur in wirklich kaltem Zustande gegessen werden konnte. Man bekam vielleicht nicht einmal Brei, sondern Kartoffeln in der Schale, dazu manchmal, nicht jedesmal, ein Bißchen Salz und Kümmel und vielleicht einen uralten halben Hering, von dessen Gräten die Lake das Fleisch losgebeizt hatte. Diese Kartoffeln konnte man nie anders als erkaltet essen (so weit sie überhaupt eßbar waren), dafür hatte der Herr Pastor gesorgt. Es waren dies wahre Martertage und man verdankte die Marter hauptsächlich den Geistlichen.

Das Alles lag nun, wie sich von selber versteht, nicht in ihrer Absicht und sie hatten von Uebelständen, wie die soeben erwähnten, wahrscheinlich gar keine Ahnung, obwohl sie zum Theil deren mittelbare Urheber waren. Aber absichtslos wird

ja in den meisten Fällen gehandelt, wo ein Mensch den andern benachtheiligt. Die Nächstenliebe bethätigt sich hauptsächlich dadurch, daß man bei allem Thun und Lassen, soweit es den Nachbar irgendwie berührt, rücksichtsvoll zu Werke geht und die Augen offen behält, um ihm nicht das Gegentheil Dessen zuzufügen, was man beabsichtigt. Hätte man die Augen offen gehabt, so würde man z. B. auch unsre Speisetöpfe bemerkt haben, wie sie eine Viertel-, auch wohl eine halbe Stunde im Winterwetter auf dem Hofe kühlten; die Nächstenliebe hat scharfe Augen und bemerkt solche Dinge, während sie dem Rücksichtslosen entgehen. Nur durch die Möglichkeit uns nach vielstündiger Erduldung oft heftiger Kälte ein wenig an jener armseligen Mahlzeit wärmen zu können, erhielt sie überhaupt einen Werth für uns.

Um dem Nächsten wirklich zu nützen, muß man ernstlich bemüht sein, sich in dessen Lage zu denken. Ein Mann, der in seiner häuslichen Bequemlichkeit lebt, findet, daß er während der Vormittagsstunden geistig frischer ist, als unmittelbar nach seiner guten und reichlichen Mahlzeit. Das, meint er nun, müsse unter allen Umständen und bei allen andern Leuten genau ebenso sein. Ein solcher Schluß gab Anlaß, die Nachmittagskirche mit auf den Vormittag zu verlegen, damit die Betheiligten (Correctionäre und Weiber) sich frischern Geistes der Andacht widmen könnten, als dies bald nach der Mittagsmahlzeit möglich. Nun mußte man aber diese gefräßigen Correctionäre kennen, die durch ihre Mahlzeit nie in dem Maße gesättigt wurden, daß ihr träger Geist dadurch noch träger hätte werden können. Ich fürchte im Gegentheil, daß sie jetzt, wo man sie unmittelbar vor dem Essen in die

Kirche führte, vor heftiger Gier kaum an etwas Andres zu denken fähig gewesen sein werden, als an den mittäglichen Brei.

Mancher hatte seine Zelle mit Blumentöpfen geschmückt; auch sah man da und dort ein Fenster der Arbeitssäle während der guten Jahreszeit in gleicher Weise verschönert, indem sich um die Eisengitter blühende Erbsen oder Bohnen, Winden oder Kresse rankten. Ich unterließ es sehr ungern, auch meinem Fenster einen solchen Schmuck zu geben, aber ich unterließ es, weil ich nicht Gefahr laufen mochte, mich unverhofft einmal des vielleicht wohlgepflegten und liebgewonnenen Fenstergärtchens plötzlich beraubt zu sehen. Es kam auch wirklich ein Tag, wo man alle Blumentöpfe ohne Ausnahme wegnahm. Was dazu Anlaß gab, ist mir nicht bekannt geworden; vielleicht war man eben nur der Ansicht, daß Blumen den Fenstern ein fröhlicheres Ansehen gäben, als für Zuchthausfenster schicklich ist.

Man that unter solchen Umständen wohl, von der gelegentlich ertheilten Erlaubniß, sich den oder jenen Gegenstand, ein Geräth z. B., anzuschaffen, keinen Gebrauch zu machen; denn die Wiederentziehung, die stets zu befürchten war, kam um so störender, nachdem man sich an die Sache gewöhnt hatte. Einmal kam es vor, daß auf solche Weise in allen Zellen reine Wirthschaft gemacht wurde: man nahm alle Gegenstände weg, welche Privateigenthum des Gefangenen waren, namentlich Unterkleider, Taschentücher, für überzählig

erachtetes Trinkgeschirr u. s. w. Das und Jenes gab man zwar auf ausdrückliches Ansuchen bald wieder zurück, immerhin aber war mir eine solche Razzia störend und unleidlich und ich fand es bequemer, arm zu sein, um nichts zu verlieren zu haben.

Eine Gefangenschaft verschlimmert sich schon ganz einfach durch die Langwierigkeit, auch wenn sie sonst in ihren Zuständen gar keine Veränderung erfährt. Ebendeshalb läßt die Billigkeit in diesen Zuständen gewöhnlich nach und nach kleine Erleichterungen eintreten und diese brauchen noch keineswegs wirkliche Verbesserungen zu sein, denn sie gleichen höchstens auf ungenügende Weise die Verschlimmerungen aus, welche durch die Langwierigkeit ganz von selbst verursacht werden. Hier wollte sich aber auch von solcher Ausgleichung nichts zeigen. Im Gegentheil, man durfte jeden Tag erwarten, wieder irgend eine Einrichtung getroffen zu sehen, die dem Gefangenen auf's Neue ausdrücklich zurufen mußte: du bist im Zuchthause.

So ging z. B. eines Tages ein Aufseher von Zelle zu Zelle, nahm jedem Gefangenen den Blechlöffel weg und gab dafür einen hölzernen. Ein solches überdies ziemlich ungeschlachte Instrument ist nicht geeignet, die Mahlzeiten appetitlicher zu machen; mochte man's täglich so sorgsam als nur möglich reinigen, es blieb immer ein unsaubres Ding, dessen ich mich nur bediente, sobald es unumgänglich nothwendig ward. Was sonst ein Nachtheil war, ward hier zum Vortheil, nämlich der dünne Zustand der Suppen, wobei man des Löffels entrathen konnte, indem man sie als Getränk behandelte. Diese Holzlöffel waren bisher nur in den Arrestzellen

des Erdgeschosses üblich gewesen und die große Masse, die in den Speisesälen aß, blieb auch fortan damit verschont. Wir Isolirten sollten nun einmal in vielfacher Beziehung übler dran sein, als die andern. Auf jedem Tische der Speisesäle, in jedem Arbeitssaale lagen Brodmesser, deren sich die Gefangenen bedienen konnten. Uns Zellenbewohnern hatte man, wie ich schon erwähnte, die Messer weggenommen und verabreichte seitdem nur jedem Gefangenen um die Mittagszeit ein solches etwa auf eine halbe Stunde. Da mochte man denn sein Brod für die nächsten vierundzwanzig Stunden zurechtschneiden und zugleich die Gelegenheit nützen, schleunigst all die übrigen kleinen Geschäfte zu besorgen, wobei man eines Messers benöthigt war.

Eines Mittags, als das Essen ausgetheilt und die Brodration gereicht wurde, fehlte das Messer. Ich fragte darnach. „Es wird keins mehr geliefert," war die Antwort und als ich mein Brod des Nähern betrachtete, fand ich, daß es etwa ein Dutzend Schnitte hatte, die aber nicht ganz durchgingen, so daß das Ganze noch zusammenhielt. Von dieser Vorschneiderei mocht' ich nichts wissen. Das hieß gleichsam vorschreiben, in welcher Weise man das Brod essen sollte; konnt' ich aber nicht selber schneiden, so wollt' ich lieber brechen. Einer der Aufwärter (ein Gefangener) hatte dies Vorschneideramt und ich instruirte ihn, mir ein unzerschnittenes Stück vor die Zelle zu legen. Es währte jedoch lange, bevor ich es dahin brachte, diese Weisung pünktlich befolgt zu sehen.

Anlaß zur gänzlichen Entziehung der Messer hatte ein Selbstmordversuch gegeben. Ein kleinmüthig gewordener politischer Gefangener — der einige Jahre nachher, zum Theil

wohl in Folge der Verletzungen, die er sich beigebracht, in der Anstalt starb — hatte das Messer benutzt, sich einige Stiche in die Brust zu geben. (Sein Urtheil war vollständig vollzogen worden, denn er war ein auf Lebenszeit Verurtheilter; das nämliche galt unter den in Waldheim gestorbenen Maigefangenen, so viel ich mich entsinne, nur noch von einem, dem ehemaligen griechischen Oberstlieutenant Heintze, der als Kommandant des insurgirten Dresden gefangen worden war.)

Man sollte sich also jetzt ganz ohne Metall behelfen und besaß man vielleicht einen spitzen Nagel, der unter den Umständen unzählige nützliche Dienste leisten konnte, so mußte man ihn sorgfältig versteckt halten, denn er gehörte unter die streng verbotenen Gegenstände.

Das Ueble war hier, daß man, mochte man sich auch mit scrupulösester Sorgsamkeit hüten, einen Gegenstand in irgend einer Weise anzuwenden, die als ein Misbrauch gedeutet werden konnte, doch jede Stunde darauf gefaßt sein mußte, sich den Gegenstand entzogen zu sehen. Denn erlaubte sich jemand einen Misbrauch, so entzog man nicht blos diesem Einzelnen das Gemisbrauchte, sondern gleich allen andern mit, wie es jetzt auch in Betreff des Messers geschehen war.

Ohne Messer mußte man nun nicht blos mit dem Brode, sondern auch mit allen andern Dingen fertig werden, die sich ohne ein solches Werkzeug nicht wohl behandeln lassen, wenn man nicht so natürlich wie ein Wilder leben will. Butter oder an deren Statt vielleicht Speck, dann und wann ein Häring, das halbe Pfund Fleisch, welches man alle zwei Monate erhielt und das oft selbst dem Messer hartnäckigen Wider-

stand entgegengesetzt hatte, desgleichen das tägliche Fleisch, wenn einer etwa Krankenkost bekam, Alles dies mußte man mit Hilfe eines nothdürftig zurechtgeschnitzten Hölzchens zerlegen, das man sich verschafft hatte und ein solches Hölzchen war im Grunde nur geduldet, nicht erlaubt, man konnte desselben jede Stunde beraubt werden, um sich dann ausschließlich auf die Finger angewiesen zu sehen.

Indeß erlebte man auch wieder einmal eine kleine Verbesserung. Es waren einige ungewöhnlich heiße Julitage eingetreten, wo in gewissen Räumen, namentlich in den unter Schieferdächern gelegenen Schlafsälen und desgleichen in unsern Zellen, eine erstickende Hitze herrschte. Man netzte damals mit Hilfe der Feuerspritzen diese Dächer, um einige Abkühlung zu erzielen, und uns Zellenbewohnern kündigte man an, daß die Fenster jetzt während der Nacht unverschlossen bleiben sollten. Man konnte sie also abends nach Belieben lange offen lassen und ebenso des Morgens in aller Frühe die Morgenluft hereinströmen lassen. Diese Aenderung zum Bessern wußte man besonders im hohen Sommer zu schätzen, denn hatte man auch seit mehrern Jahren bereits das Fenster während der Tageszeit in seiner Gewalt gehabt, so war es doch noch drückend genug gewesen, die schönste Sommerabendluft abgesperrt sehen zu müssen und desgleichen die ersten frischen Morgenstunden mit ihrer reinen Luft nur durch die Scheiben wahrzunehmen. Jene heißen Tagen gingen bald vorüber, aber man war so verständig, die Wiedereinführung der alten übeln Einrichtung zu vergessen und es wurde fortan von den Fensterschlössern kein Gebrauch mehr gemacht.

Kam während der Nacht ein schweres Gewitter, so pflegte man damals die Schläfer in den Zellen zu wecken, indem man längs der Corridore rief: „Aufstehen, anziehen!“ worauf dann seiner Zeit der Ruf: „Niederlegen!“ folgte. Der Grund liegt nahe: man wollte im Fall eines Brandunglücks die Gefangenen sofort in Bereitschaft haben, um sie schleunig anderswohin transportiren zu können. Man konnte sich die Sache indeß leicht machen, man zog nur das Nothwendigste an und legte sich ruhig wieder hin; hatte man sich durch Vergleichung der Zeitabstände zwischen Blitz und Donner überzeugt, daß das Gewitter nicht näher zog, so nahm man auf jene Weisung auch gar keine Rücksicht. Wo man so oft im Schlafe gestört wurde, mußte man jede Stunde, die da zu retten war, wohl in Acht nehmen.

Eine Zeit lang hatten die Aufseher Weisung, außer der üblichen Runde, die sie nachts in den andern Räumen der Anstalt machten, allnächtlich auch mehrmals über unsre Corridore zu spazieren. Die Maßregel galt diesmal nicht den Politischen, aber wir mußten doch darunter leiden, denn diese Aufseher zogen keine Ueberschuhe an und ihre Absätze verursachten oft ein recht unleidliches Gepolter, welches an die ehemaligen Schildwachen erinnerte.

Die sommerliche Wärme mußte übrigens einen ganz ungewöhnlich hohen Grad erreichen, wenn sie uns in diesen Zellen auffällig werden sollte, in denen man stets noch fror, wenn draußen bereits milde Frühlingsluft wehte und wo man während eines freundlichen Nachsommers schon lebhaft an den Winter erinnert wurde. Der Winter selbst aber brachte stets Leiden ohne Zahl. Durch die Kälte war man natürlich ge-

zwungen, das Fenster den größten Theil des Tages geschlossen zu halten und die verschiedenen kleinen Verbesserungen, die ich erwähnt habe, verhinderten nicht, daß in der Mehrzahl dieser Zellen die Luft mehr oder weniger verpestet war. Daran waren zum größten Theil die Gefangenen selber schuld; aber diejenigen, die auf reine Luft zu halten strebten, sahen durch die Unflätherei der Mehrzahl ihre Mühe vereitelt. Dies geschah besonders während der Nacht, wo alle Fenster geschlossen waren und wo die zwar fest aber nicht hermetisch verschlossenen Thüren den mephitischen Qualm der Zellen dem Corridore mittheilten, von wo aus dann wieder die reingehaltenen Zellen versorgt wurden. Es frommte da wenig, daß man abends vorm Niederlegen das Fenster noch eine Zeitlang geöffnet ließ, um sich vom Lampendunst u. s. w. zu befreien, denn während man auf der einen Seite reine Luft gewann, strömte auf der andern, durch die Risse und Lücken der Thür., die verpestete Luft in reicher Fülle herein. Das Mehr oder Weniger hing dabei von der Windrichtung ab; zu Zeiten konnte man einen solchen Corridor nicht entlang gehen, ohne daß es einem übel und weh hätte werden mögen. Die Aufseher mußten das bitter genug mitempfinden und suchten den einen Gestank durch einen andern, denjenigen ihres schlechten Tabaks, zu besiegen. So bekam man denn in die Zelle ein Gemisch vom Rauche schlechten Tabaks, vom Qualme einer Anzahl Oellampen und von den Ausdünstungen dreißig und etlicher Abtritte.

Der Winter erschien hier stets als ein Feind, denn er brachte nur Unannehmlichkeiten ohne irgend einen Ersatz. Selbst das Spazierengehn ward da zur Plage, denn während

man sich ohne warme Kleidung in Wetter und Wind bewegte, wußte man, daß Wind und Wetter inzwischen auch die Zelle durchfegten und daß man nach der Rückkehr dorthin noch einige Zeit werde warten müssen, bevor man sich ein wenig wärmen könnte. Aber man fand da, Dank den geöffneten Fenstern und Thüren, doch wenigstens reine, wenn auch nicht warme Luft! Das wollte in der That nur wenig sagen. Die Luft war eben nur momentan rein d. h. so lange alle Thüren und Fenster offen standen, und gerade um diese Zeit war man nicht in der Zelle. Sobald man sich wieder drin befand und alle Thüren und Fenster wieder geschlossen waren, begann auch sofort die alte Noth. Und nun ward das Feuer angezündet, der Ofen entsendete seine Gase, man mußte das Fenster nochmals öffnen, bis Rauch und Schwefeldunst hinaus waren. Jetzt endlich wäre man so weit gewesen, sich so zu sagen ein Bißchen behaglich zu fühlen; man wußte zwar, man saß in unreiner Luft, aber sie machte sich für den Augenblick doch wenigstens durch die Geruchsnerven nicht mehr auffällig bemerkbar. Da erscheint etwa ein Aufseher, der von Zelle zu Zelle geht, vielleicht um die darin befindlichen Geräthschaften wieder einmal aufzuzeichnen oder „Victualien zu schreiben“, und dieser Aufseher raucht und versteht es, binnen wenig Minuten den kleinen Raum mit sogenanntem Tabaksrauch reichlich zu erfüllen. Oder es ist Barbiertag: da hilft der Barbier dem Aufseher noch mit rauchen und während man sich der schon beschriebenen saubern Operation unterziehen muß, entweicht durch die klaffende Thür das Bißchen Wärme und man sieht sich statt derselben mit den Düften eines recht übeln Krautes beschenkt.

Während der Zeit, wo das Fenster noch in der Nacht verschlossen war, ist mir's geschehen, daß mir nicht blos Aufseher, sondern mehrmals auch Oberbeamte, die mir noch einen Abendbesuch machten, die Zelle mit Cigarrenrauch erfüllten, wovon ich mich dann auf keine Weise befreien konnte.

Es waren damals auch noch einige Zellen vorhanden, die von innen geheizt wurden und wo der Gefangene folglich seinen Ofen selbst zu bedienen hatte. So lang' ich noch nicht in einer solchen Zelle einquartiert gewesen war, beneidete ich deren Bewohner beinahe, weil ich annahm, sie müßten es in ihrer Gewalt haben, sich gegen alle Uebelstände sicher zu stellen. Ich sah mich aber eines Andern belehrt, als ich die Sache selber probirte. Einen Uebelstand vermied man allerdings: man schürte die Kohlen erst, wenn sie stark in Gluth gerathen waren und den größten Theil ihrer Gase bereits dem Schornsteine übergeben hatten. Dagegen hatte man mit einem unbeschreiblichen Schmutze zu kämpfen, statt der Gase und des Rauchs verschluckte man Kohlenstaub und Asche und dazu ward man viel zu kärglich mit Kohlen versorgt, als daß man bei strenger Kälte eine leidliche Temperatur hätte erzielen können. Man bracht' es im besten Falle noch nie dahin, daß der Hauch unsichtbar geworden wäre und erstarrte Finger wurde man den ganzen Tag über nicht los. Zum Anmachen des Feuers erhielt man täglich einige Stückchen Holz. Aber Messer und alle schneidenden Instrumente waren weggenommen und man mußte erfinderisch sein und große Mühe aufwenden, um sich einige zum Anzünden unentbehrliche Späne zu verschaffen.

In solcher Zeit fügte sich's dann gewöhnlich, daß die Unterkleider weggenommen wurden. Man gab sie in der Regel auf Verlangen bald wieder zurück, doch war jedenfalls untersagt, in der Nacht Gebrauch davon zu machen. In Zeit heftiger Kälte schützte gleichwohl die Wollendecke nie genügend gegen den Frost und in Anerkennung dieses Umstandes hatte man den Einfall, die Gefangenen im Winter mit großen Säcken (die eigentlich wohl ökonomischen Zwecken dienen sollten) zu versehen, um sie als Nachtkleid zu benutzen.

Von politischen und Tagesereignissen ließ man uns nichts erfahren; doch, die Ausnahme macht ja erst die Regel und so gab es denn auch in dieser Beziehung Ausnahmen. Wollte man eine Sammlung für einen der oben angegebenen Zwecke veranstalten, so mußte man auch des betreffenden Zweckes gedenken, man mußte z. B. sagen, da und da ist eine Kirche oder ein Dorf niedergebrannt. Nachrichten solcher Art ließ man auch in Briefen passiren. Aber es kamen auch Ausnahmen in Bezug auf Ereignisse vor die eine politische Bedeutung hatten, und unter diese gehörte die Nachricht vom gewaltsamen Tode des Königs Friedrich August, die von der Kanzel aus mitgetheilt wurde. Desgleichen eine bald darauf erfolgende Bekanntmachung vom Nachfolger des Verstorbenen. Diese wurde nicht in der Kirche vorgelesen; man versammelte vielmehr das gesammte Personal der Gefangenen ganz ausdrücklich zu diesem Zwecke in einem der Höfe und bei dieser

7*

Gelegenheit durfte niemand fehlen, wer nicht hart und fest an's Krankenlager gefesselt war. Jeder Krüppel, der sich noch zu regen vermochte, mußte sich aufmachen, um verkündigen zu hören, daß König Johann den Thron bestiegen habe und entschlossen sei, Gerechtigkeit walten zu lassen.

Spät im Jahre (1854) kam man, ich weiß nicht ob auf Verordnung oder aus eignem Antriebe, auf den Gedanken, eine kirchliche Todtenfeier zum Gedächtniß des verstorbenen Königs zu veranstalten, und wie man nie unterließ, jedermann nolens volens zum Besuche der Kirche zu nöthigen, so trug man auch kein Bedenken, uns bei dieser Gelegenheit theilnehmen zu lassen. Das Innere der Kirche sollte schwarz behangen und nur ganz matt beleuchtet werden, so daß eine genaue Beaufsichtigung der Gefangenen nicht möglich bleiben konnte. Um Störungen vorzubeugen, warnte man daher im Voraus einen Jeden noch ausdrücklich, solche zu veranlassen, indem man sie mit „körperlicher Züchtigung“ zu ahnden drohte. Bei einer solchen Feier gab es natürlich viele Anwesende, die nicht Theilnehmer waren, wofern es außer den Beamten überhaupt Theilnehmer gab. Ich lasse das dahin gestellt. Was aber die politischen Gefangenen anlangt, so wußte man, daß bei der großen Mehrzahl derselben wohl keine besondere Andacht bei dieser Feierlichkeit vorauszusetzen war, und nachdem man diese Männer in eine Lage gebracht hatte, wo sie genöthigt waren, ihre Ueberzeugung unausgesprochen zu lassen, so hätte man sich füglich damit begnügen sollen. Schon die angedeutete Rücksicht im Allgemeinen, insbesondere aber auch die Achtung vor der Sache,

die sie selber vertreten sollten, hätte dies den Beamten zur Pflicht machen müssen; uns aber, während man wußte, daß wir mit dem Herzen nicht dabei sein würden, zwangsweise einer solchen Ceremonie beiwohnen zu lassen, war ein Verfahren, das ich nicht näher bezeichnen will.

VIII.

Schloss Waldheim.

In der Zelle. (Fortsetzung.)

1855—56.

Seit Anfang des Jahres 1855 bekam das Zuchthaus ein sehr buntscheckiges Ansehen. Bunte Gestalten hatt' es früher zwar auch schon gegeben: solch ein wie ein Zebra gestreifter Mensch, der auf dem Aermel seiner blau und schwarzblauen Jacke ein Paar hochrothe Streifen und außer diesen vielleicht noch zehn gelbe Streifen (als Zeichen der Rückfälligkeit) trug, nahm sich seltsam genug aus. Es sollte jedoch nun Alles noch weit scheckiger werden.

Der Unterschied einer Zuchthausstrafe ersten und zweiten Grades war abgeschafft worden, es gab fortan nur noch eine gleichmäßige Zuchthausstrafe und somit mußte jener einfache rothe Streif, welcher das Zeichen des ersten Grades war, in Wegfall kommen; dagegen führte man im Zuchthause nun eine Eintheilung in drei Klassen ein, die sich äußerlich durch die Farben ihrer Kleidung unterschieden. Die erste Klasse umfaßte gleichsam die Aristokratie des Zuchthauses, diejenigen, die seit einer gewissen Zeit sich eines der Hausordnung so

wohl entsprechenden Wandels befleißigt, daß sie keine Disciplinarstrafe erlitten hatten. Sie waren in Betreff des „Ueberverdienstes“ besser gestellt als die andern, durften das übliche Maximum für Victualien u. s. w. verwenden und hatten beim Spaziergange, beim Gang nach der Kirche und ähnlichen Gelegenheiten stets den Vortritt. Ueberdies trugen sie, um noch etwas distinguirter zu erscheinen, weiße Halstücher. Leute, deren Aermel ein gelber Streif auszeichnete, schienen gar nicht befähigt zu sein, dieser Klasse anzugehören, wenigstens entsinn' ich mich nicht, seit jener Zeit ein solches Abzeichen auf blauer Jacke gesehn zu haben.

Die zweite Klasse, den Mittelstand des Hauses vorstellend, war grau und schwarzgrau gestreift. Auch hier gehörten die gelben Streifen, wenn sie vorkamen, jedenfalls unter die Seltenheiten. Sehr viel gelbes Band hingegen nahm die dritte Klasse in Anspruch, welche die Parias oder wenn man will den Pöbel des Zuchthauses umfaßte. Ich bin aber weit entfernt, mit solcher Benennung einen Stein auf diese armen Leute werfen zu wollen.

Die dritte Klasse war braun und schwarzbraun gestreift; das Braun hatte verschiedene Schattirungen, jenachdem es den Färbern wohl oder übel gerathen war, bisweilen spielt' es mehr in's Gelbe, bisweilen mehr in's Rothe, recht abscheulich sah es aber unter allen Umständen aus. Die dritte Klasse hatte am wenigsten Ueberverdienst, es stand ihr allmonatlich nur ein Minimum zur Verfügung und sie mußte überall hintennachgehen. Leider war sie, eine Zeitlang zum wenigsten, die zahlreichste.

Neu eingelieferte Gefangene, die als Rückfällige im Zucht-

hause erschienen oder die man als besonders unwürdige Leute betrachtete, steckte man in die dritte Klasse, aus der sie sich jedoch durch ununterbrochen guten Wandel in die zweite und endlich vielleicht sogar in die erste emporarbeiten konnten. Andre Neulinge wurden doch keinenfalls sogleich in die erste, sondern zunächst in die zweite Klasse gesteckt und es hing von ihrem Verhalten ab, ob sie kürzere oder längere Zeit darin bleiben sollten. Verhielten sie sich schlecht, so rückten sie überhaupt gar nicht empor, sondern sahen sich gelegentlich in die dritte Klasse versetzt. Zu einer Versetzung in absteigender Richtung konnte einer überhaupt leicht genug kommen. Ich habe Gefangene aus der blauen Hülle in die braune und dann wieder aus der braunen in die graue Hülle, und aus dieser zurück in die blaue kriechen sehn, Alles in Zeit von nicht viel mehr als einem halben Jahre.

Ein Kerl, gekleidet in ein solches fuchsroth und dunkelbraun gestreiftes Habit, bot einen vertrackten Anblick dar, wenn er auf jedem Arme noch vielleicht zehn schwefelgelbe Streifen und überdies auch wohl, als ein auf Lebenszeit Verurtheilter, zwei feuerrothe desgleichen trug. Was die rothen Streifen anlangt, so hatten diese viele Wandelungen erfahren, seit ich sie auf meinem eignen Aermel zuerst kennen gelernt hatte. Das waren zwei Streifen von höchstens vier Zoll Länge auf einem Arme gewesen. Nun hatte man aber erwogen, daß dies Zeichen nicht sichtbar sei, wenn man den Mann von der entgegengesetzten Seite erblickte: daher hatte man beide Arme damit versehen. Ferner hatte man erwogen, daß man das Zeichen nur deutlich sehen könne, wenn man den Mann von vorn betrachtete: man hatte daher die

Streifen verlängert, damit sie auch von hinten sichtbar sein möchten. Aber auch das hatte man noch nicht für genügend befunden und die beiden Streifen waren daher schließlich auf jedem Arme zu zwei vollkommenen Ringen geworden. Genau ebenso war's mit den gelben Streifen gegangen und nun trug mancher auf seinen beiden Aermeln an zehn Ellen gelbes Band aufgenäht. Man hätte meinen sollen, das Haus habe seine humoristischen Stunden, wo es bestrebt sei, seine Leute in recht possierlicher Weise herauszuputzen.

Eines Tages wurde ein Befehl verlesen (ich habe schon bemerkt, daß man sich aus alter Gewohnheit des Militärjargons bediente: so wurde denn auch jede Bekanntmachung „Befehl" genannt, selbst wenn diese Benennung geradezu widersinnig klang;) ein Befehl, wodurch jedermann ermahnt ward, sich gewisser grober Vergehen nicht schuldig zu machen, wofern er sich nicht verurtheilt sehen wollte, entweder die „Schandhaube" oder die „Diebskappe" zu tragen. Ich bin nicht sicher, ob mir die Schandhaube zu Gesicht gekommen, doch vermuth' ich, daß das ein weiblicher Schmuck war. Die Diebskappe aber konnte man bisweilen auf dem Hofe spazieren sehn. Es war eine aus dem Tuche dritter Klasse gefertigte zuckerhutförmige Kopfbedeckung, die an eine Bischofsmütze gemahnte. Um den Rand ringsum war zwei- oder dreimal das Wort Dieb sehr deutlich zu lesen.

Die neue Einrichtung, durch welche nun dreierlei Bekleidung eingeführt war, hatte ihre Schattenseiten und zwar namentlich auch für diejenigen, die ihre ursprüngliche Kleiderfarbe nach wie vor behielten und zu denen ich selber gehörte. Es war bis dahin üblich gewesen, daß man die größern

Kleidungsstücke mindestens zwei Jahre trug: so lange sollten sie jedenfalls aushalten, bevor sie gegen neue vertauscht werden konnten. Von Zeit zu Zeit, in der Regel jeden Monat erschien ein Aufseher und fragte: „Brauchst du was von Bekleidungsstücken?“ Er schrieb alsdann auf, was man als nöthig bezeichnete und man erhielt es seiner Zeit; kleinere Gegenstände, ein Paar Strümpfe, Hosenträger u. dergl., wurden in die Zelle geliefert (beziehentlich hineingeworfen oder vor die Thür gelegt), größere Stücke aber, die erst anprobirt sein wollten, mußte man aus dem vorhandenen Magazin abholen. Da erhielt man denn jedesmal neue d. h. noch ungebrauchte Kleider. Jetzt ward das anders: der einzige Vortheil, den ich als ein der ersten Klasse Angehöriger von der neuen Einrichtung hatte, bestand darin, daß ich fortan Jacken abtragen mußte, worin schon mehr oder minder lange Zeit irgend ein Spitzbube, vielleicht auch ein Schmutzbarthel geschwitzt hatte. Das war höchst unangenehm aber erklärlich. Es wurde z. B. ein der ersten Klasse Angehöriger in eine andre versetzt, was häufig vorkam; die noch nicht völlig abgetragene blaue Jacke, die er ablegte, mußte nun vollends verbraucht werden und es bekam sie daher ein Andrer, der gerade eines solchen Kleidungsstücks benöthigt war. Während der letzten vier Jahre meines Aufenthalts in Waldheim hab' ich keine andern als schon gebrauchte Jacken bekommen. Das Tuch der nicht mehr brauchbaren Kleidungsstücke wurde zum Flicken und zwar auch zum Flicken der Strümpfe benutzt, deren untern Theil man ganz und gar damit zu besetzen pflegte. Ein solcher Strumpf hatte nun zwar im Winter sein Gutes, weil er leidlich warm hielt, doch hielt es sehr schwer,

ihn nur einigermaßen rein zu waschen und hatte man ihn in's Wasser gebracht, so verlangte er mehr als einen Tag um trocken zu werden.

Da es jetzt Ueberfluß an alten Kleidern gab, so erhielt man die Stücke auch doppelt und hatte Kleider für die Zelle und zum Ausgehen; es hielt aber, wie gesagt, schwer, eine neue Jacke zu erlangen und mir gelang das fortan nie wieder. Man konnte da häufig bemerken, daß die Leute in frostigem Wetter die eine Jacke über die andre zogen und es schien dies, in Erwägung der Umstände, geduldet zu werden.

Gleichzeitig mit der Einführung dieses buntscheckigen Dreiklassensystems wurde auch die Uniformirung der Beamten eingeführt. Bis dahin waren nur die Aufseher uniformirt gewesen, jetzt aber erschienen auch alle andern in Uniformen und man sah nur noch die Geistlichen sowie einen später angestellten Lehrer in Civiltracht wandeln.

Mit diesen Uniformen wurd' es ziemlich streng genommen und man schien nicht gern zu sehn, wenn ein Beamter gelegentlich auch noch seine bürgerlichen Kleider benutzte, während er in seinem Amte thätig war. Die Aufseher hatten es sich früher gern bequem gemacht, sie hatten den Hirschfänger abgeschnallt und an die Wand gehängt und in Arbeitssälen, wo es viel Staub, Wollenfasern u. s. w. gab, hatten sie ein Staubhemd über die Uniform gezogen. Das Alles durfte jetzt nicht mehr vorkommen.

Man begann jetzt auch, alljährlich einmal sämmtliche Zellen nebst den Corridoren u. s. w. auszuweißen. Das war nie ein Fest für uns. Man mußte bei der Gelegenheit natürlich umziehen und wenn man dann in die geweißte und noth-

dürftig gescheuerte Zelle zurückgekehrt war, hatte man immer noch geraume Zeit zu thun, bis man die überflüssigen Kalkvorräthe aus allen Winkeln entfernt und das Fenster wieder durchsichtig gemacht hatte. Kaum war das gelungen, kaum war die Zelle wieder ein Bißchen wohnlich geworden, so hieß es: „Umquartieren!" und man kam in eine andre, wo der bisherige Bewohner das Fenster u. s. w. noch nicht gereinigt, wohl aber die Wände schon wieder mit Spuren seines unsaubern Daseins versorgt hatte.

Die Correctionäre leisteten in dieser Hinsicht das Mögliche. Dafür mußten die armen Teufel aber auch täglich und stündlich Reprimanden hören. Sie sündigten auf die mannichfachste Weise. Ich erwähnte schon, wie sie sich mit Schnupftabaksurrogaten zu versorgen wußten. In den Zellen verstanden sie (doch nicht sie allein) desgleichen, die fehlende Butter zu ersetzen. Sie verbrauchten zu diesem Zwecke das Oel in der Lampe. Wenn sie sich einen rechten Leckerbissen bereiten wollten, klebten sie ein Stück Brod an den frischgeheizten Ofen, ließen es ein wenig rösten, tränkten diesen warmen Toast dann mit Oel, streuten Salz darauf und hielten eine Göttermahlzeit. Wurden sie dabei belauscht, so folgten unfehlbar Prügel, aber der gehabte Genuß und die Aussicht auf einen neuen überwog alle derartigen kleinen Unannehmlichkeiten. Ebenso benutzten sie den Inhalt der Lampe, wenn sie mittags ganze Kartoffeln erhielten und die Trockenheit und Einförmigkeit einer solchen Mahlzeit ließ die Benutzung des Oels wirklich verzeihlich erscheinen. Man versicherte, das Rüböl schmecke zu Kartoffeln gar nicht so übel. Ich habe mich durch den Versuch selbst überzeugt, daß dies für jene

Leute, die eben nur nach etwas Fettigem schmachteten, seine Richtigkeit hatte. Ich konnte den Versuch machen, ohne die Lampe in Anspruch zu nehmen, denn ich ließ mir der Bequemlichkeit wegen, wie es viele andre auch thaten, stets eine Flasche mit Oel füllen. Wie glücklich würden jene Durstigen, denen nur ihr Lämpchen täglich gefüllt wurde, sich geschätzt haben, wenn man ihnen solch eine volle Flasche anvertraut hätte!

Viel ekelhafte Leute befanden sich unter ihnen; aber wie sie nun einmal waren, konnten sie doch weniger Unwillen als Mitleid erregen. Aus ihrer Mitte empfing auch, wie ich glaube, der Friedhof verhältnißmäßig die meisten seiner stillen Bürger. Man hätte wohl die Mehrzahl dieser Leute füglicher in einem Krankenhause als in einem sogenannten Correctionshause unterbringen sollen. Dadurch, daß man einen liederlichen Menschen eine Zeitlang zwangsweise hindert, seinen übeln Neigungen den Zügel schießen zu lassen, gewöhnt man ihm diese Neigungen am allerwenigsten ab, man steigert nur sein Gelüst nach den schmerzlich entbehrten Genüssen. Kaum mit wenigen Groschen in der Tasche entlassen, geriethen denn auch diese Leute, deren erster Gang in die Schenke war, oft sofort wieder unter die Herrschaft des Branntweins und erschienen nach kurzer Zeit auf's Neue in Waldheim, wo sie einen gelben Streifen mehr auf den Aermel bekamen, denn dieses Zeichen des Rückfalls wurde auch bei den Correctionären angewendet. Einmal band man einem, der gar zu bald wieder gekommen war, eine Tafel auf den Rücken, worauf seine Schande zu lesen stand. Ob *seine* Schande allein, mochte indeß zweifelhaft bleiben. Jedenfalls war die *baldige*

Rückkehr weit natürlicher und erklärlicher, als ein späteres Wiedererscheinen, nachdem es einem solchen Menschen gelungen war, sich längere Zeit ordentlich zu verhalten.

Die Wärter im Krankenhause hört' ich öfters äußern, daß ihnen niemand so viel Müh' und Noth machte als diese Correctionäre.

Indem ich von den letztern*) hier Abschied nehme, könnte mir die Erwähnung des Krankenhauses Anlaß geben, mich über dieses des Nähern auszusprechen, wenn ich überhaupt in der Lage wäre, mich eines entschiedenen Urtheils darüber fähig zu halten. Ich habe indeß nur ein einzigmal Gelegenheit gehabt, mich in den eigentlichen Räumen dieses Hauses und zwar in dem größern Krankensaale, eine Stunde aufzuhalten, und weiß daher aus eigner Erfahrung nur wenig darüber zu sagen. Eine gewisse Klasse von Gefangenen mochte es als ein Glück ansehen, wenn man einmal „in der Krankenstube eingebettet" wurde, denn sie erschien ihnen als ein Ort, wo „der Gefangene Ruhe hat und die Stimme des Drängers nicht hört."

Möglich, daß sich aus diesem Grunde dann und wann einer bemühte, dorthin zu gelangen, daß er ein leichtes Unwohlsein als Krankheit erscheinen zu lassen suchte, mit einem Worte, sich durch Verstellung in's Krankenhaus einzuschmuggeln strebte; doch blieb es in solchen Fällen gewiß immer beim Versuche.

---

*) Sie vertauschten, wie ich schon erwähnt habe, in der Folge Waldheim mit Hohnstein, wohin sie im Winter von 1858—59 nach und nach übersiedelten.

Das Krankenhaus war manchmal ziemlich stark bevölkert und zählte dann fünfzig, sechzig und wohl noch mehr Bewohner, (lauter Männer, denn die Weiber hatten ihr besonderes Krankenhaus). Die aber einmal drin waren, hatten auch ernste Ursache drin zu sein. Bald nach dem Abgange jenes ersten Hausarztes, den ich während der ersten Jahre meines Aufenthalts in Waldheim kennen gelernt hatte, nahm die Zahl der Kranken d. h. der im Krankenhause Untergebrachten einmal bedeutend ab. Man schien eine strenge Sichtung vorgenommen zu haben, obwohl ich nicht glauben mag, daß man dabei in ähnlicher Weise verfahren sei, wie auf jenem Schiffe in Smollet's Roderik Random. „Wer sich noch ein Bißchen forthelfen konnte, den hat man aus dem Krankenhause entlassen," sagte mir damals einer der Aufwärter dieses Hauses, die es nicht gern sahen, wenn wenig Patienten vorhanden waren, weil dann auch um so weniger Krankenkost geliefert wurde, wovon in der Regel wohl etwas für die Wärter übrig blieb. Schwer Erkrankte konnte man natürlich nicht entlassen. Indeß läßt sich doch auch nicht leugnen, daß sich die Aerzte bisweilen dazu verstanden, in gewissen Fällen, wenn etwa nach und nach gewisse Vergünstigungen und Erleichterungen gewährt worden waren, plötzlich einmal tabula rasa zu machen. So hatte man früher z. B. viele Züchtlinge ersten Grades von der Bürde des schweren Eisenringes, den sie an dem einen Fuße zu tragen hatten, dispensirt und das war natürlich nie anders als nach ärztlichem Gutachten geschehn. Auf einmal mußten sich Alle oder doch die große Mehrzahl, nachdem sie dies lästige Eisen längst verschmerzt und vergessen hatten, auf's Neue bequemen, es sich wieder an-

legen zu lassen. Ein andermal geschah es, daß eines Mittags das leichtere (sogenannte Weiß-) Brod, welches sehr Vielen und zwar nur nach ärztlichem Ermessen, bewilligt worden war, plötzlich ausblieb; man erhielt das ganz ungewohnt gewordene äußerst feste und äußerst saure Schwarzbrod, ohne daß man irgendwie untersucht worden wäre, ob man jetzt befähigter sei, es zu genießen, als früher, da man davon dispensirt worden war. Natürlich erfolgten sofort zahlreiche Reclamationen und die Meisten erhielten schon am nächsten Tage ihr „Weißbrod" wieder. Der Zweck der Maßregel mochte gewesen sein, den Verbrauch dieses Weißbrodes auf ein Minimum zurückzuführen; daß aber viele Gefangene, wie mir der Arzt bei dieser Gelegenheit versicherte, selber den Wunsch ausgesprochen haben sollten, wieder einmal zum Schwarzbrode zurückzukehren, wollte mir nicht recht glaublich scheinen. Ich vermuthete vielmehr, der Herr Director möge an den vielen Weißbrodrationen (ebenso wie früher an den vielen müßigen Fußeisen) Anstoß genommen und darauf bestanden haben, daß man wieder einmal etwas zuchthausmäßiger in dieser Beziehung verfahre.

Das Brod, überall ein hochwichtiger Gegenstand, konnte wohl nirgends in höherm Grade als solcher erscheinen, als in diesem Hause. Wir waren Ausnahmen, die wir mit unserer (übrigens reichlichen) Ration nicht nur auskamen, sondern auch noch einen Theil davon übrig lassen konnten. Das Uebriggelassene, durchschnittlich täglich ein halb Pfund und öfters mehr, erhielten die Aufwärter, die sich an diesen Tribut so sehr gewöhnten, daß man beinahe Bedenken tragen mußte, einmal einen andern damit zu erfreuen. Es geschah auch

wohl, daß man einmal so appetitlos ward, daß man eine Zeitlang ganz auf das Brod verzichtete und sich statt dessen mit ein wenig Semmel begnügte; in diesem Falle hatte man dann nichts abzugeben und war schlecht angeschrieben bei den Aufwärtern. Im Allgemeinen betrugen sich diese Leute leidlich, indeß sind mir doch einige vorgekommen, die, wenn sie keine oder eine in ihren Augen zu geringe Brodspende erhielten, den Ofen schlechter heizten oder sonst den und jenen Possen spielten, wenn sie es in Sicherheit thun zu können glaubten. Manche der politischen Gefangenen machten sich ein Vergnügen daraus, diesen Leuten gelegentlich außer dem Brode noch das und jenes, etwa ein paar Loth Schnupftabak oder einen Häring u. dergl. zukommen zu lassen; ich habe bemerkt, daß einige, die sich zeitweilig eines sehr guten Appetites erfreuten und daher ihr Brod selber verbrauchen konnten, sich noch ein besonderes Quantum „schreiben ließen", um nur den Wärtern die tägliche Spende nicht entziehen zu müssen.

Ich that also nur ein einzigmal einen Blick in das eigentliche Innere des Krankenhauses und bekam außerdem stets nur die Vorhallen zu sehen, zu denen auch das Badegemach gerechnet werden konnte. Die gute Zeit war längst vorüber, wo mir der Arzt vier Bäder wöchentlich gegeben hatte. Diese Zahl war bald auf zwei geschmolzen und endlich mußte man sich blos mit einem begnügen. Ein Paar Sommer hindurch ward auch sogar dies einzige verleidet. Man war auf den Einfall gekommen, alle Zellenbewohner ohne Ausnahme baden zu lassen. Das war gut gemeint; aber während sich die Meisten, denen gar nichts an der Sache

gelegen war, dadurch nur belästigt fühlten, kamen wir andern, die einen großen Werth auf's Bad legten, durch die neue Einrichtung sehr in Nachtheil. Für die große Masse konnte der Kessel nicht das erforderliche warme Wasser liefern, man fand daher, wenn man (gewöhnlich vier auf einmal) in's Badehaus gebracht wurde, in der Wanne so wenig Wasser, daß es einer Maus schwer hätte fallen mögen, sich drin zu ertränken. Es war kein Baden mehr möglich, sondern nur noch ein Abwaschen. Glücklicherweise schaffte man dies unter den Umständen ziemlich unnütze Massenbad bald wieder ab. Hatten die Leute doch zu einem bloßen Abwaschen mit warmem Wasser ohnedies wöchentlich einmal in ihrer Zelle Gelegenheit.

Bäder und vielerlei Andres konnte man nur durch die Aerzte erlangen und man kam daher oft in den Fall, sich an dieselben zu wenden, auch ohne daß man krank war. Glücklich mochte sich ein Jeder schätzen, der es nie nöthig hatte, aus dem letztgenannten Grunde zu dem Arzte seine Zuflucht zu nehmen, denn die besten Mittel, z. B. angemessene Bewegung, ungeschmälerten Luftgenuß, gute Diät in jeder Beziehung, konnte der Arzt hier nicht anwenden lassen, er vermochte nicht viel mehr zu bieten, als was aus der Apotheke zu bekommen ist.

Unter die neuen Einrichtungen gehörte es, wie ich glaube, daß stets ein Arzt zugegen sein mußte, wenn eine Prügelstrafe vollzogen wurde.

Nachdem sich in diesem Jahre (1855) das Zuchthaus in der oben geschilderten Weise buntfarbig gekleidet und in drei Klassen eingetheilt hatte, nachdem jeder Beamte mit einer Uniform versehn und noch Manches anders, wenn auch nicht besser geworden war (denn auch die außerordentlich dünnen Suppen und verwandte Erscheinungen charakterisirten jene Periode) vernahm man, der König werde an einem gewissen Tage erscheinen, um Alles genau zu besichtigen.

Das geschah denn auch. Eines Tages (das Datum ist mir entfallen) sah man die Beamten, die obern nämlich, statt der gewöhnlichen Mütze das dreieckige Hütchen und den ebenfalls nicht alltäglichen Degen tragen, die Sänger der Anstalt versammelten sich in der Kirche, um dort bereit zu sein, eine Probe ihrer Kunst abzulegen, und die Spinner, Cigarrenmacher u. s. w. räumten ein Bißchen besser als gewöhnlich in ihren Zellen auf, denn man hatte als möglich angekündigt, daß sich die in Aussicht stehende Besichtigung der Anstalt auch auf das Innere der Zellen erstrecken werde. Ob dies geschehen, kann ich nicht sagen; ich weiß nur, daß zwar unser Haus besucht, der von mir damals bewohnte Corridor jedoch nicht betreten wurde.

Man schien Alles gut und trefflich befunden zu haben und auch der Director der Anstalt war sehr zufrieden, denn bei dieser Gelegenheit war's, wenn ich mich recht entsinne, daß er allen Gefangenen, in Anerkennung des Umstandes daß durchaus keine Störung vorgefallen, eine Belohnung zu Theil werden ließ, die in einem Rösel Bier oder Kaffee (die Wahl war jedem freigelassen) bestand.

Eine Art Trinkgeld zu bekommen und zwar dafür, daß

man sich „anständig" betragen war im Grunde wohl freilich für uns beleidigend; aber dergleichen Dingen war man ausgesetzt, wenn man sich einmal im Zuchthause eingesperrt sah. Ablehnen würde da nur pedantisch gewesen sein, wenn es überhaupt thunlich gewesen wäre, denn man würde jedenfalls seiner Zeit im „Spargelderbuche" fünf Pfennige für das vermeintlich Abgelehnte gutgeschrieben gefunden haben.

Umstände der erwähnten Art, z. B. daß man uns unter Androhung „körperlicher Züchtigung" ermahnte, eine gewisse feierliche Ceremonie nicht zu stören, und daß man uns anderseits einen Trunk Bier zur Belohnung bot, weil wir bei einer andern Gelegenheit „den Anstand nicht verletzt" hatten, characterisiren das Haus, dessen Beamte und das ganze System genugsam. Man wende nicht ein, daß speciell auf uns diese Dinge nicht berechnet gewesen; man hatte uns an jenen Ort gestellt, damit Alles, was dort üblich, uns treffen sollte. Man wende auch nicht ein, daß doch in einzelnen Fällen, wie die erwähnten, solche Maßregeln der Masse aber nicht uns galten; wir standen nicht unter der Masse, wir waren isolirt und jeder einzelne von uns bekam das Erwähnte in seiner Zelle zu hören.

Man mußte solche Dinge ruhig über sich ergehen lassen, nämlich äußerlich, während man sich innerlich nicht davon berührt fühlen durfte; man mußte sich überhaupt immer erinnern, daß man mit seinem wahren Selbst nicht im Zuchthause war und daß die Leute dort weiter nichts als ein Cadaver in ihrer Gewalt hatten.

Es mag derartige Anstalten geben, wo sich allerlei Uebelstände und Misbräuche einschleichen, wo Schlendrian herrscht

oder wo die Beamten ganz willkürlich verfahren dürfen, weil es an einer höhern Controle fehlt; von alldem konnte hier nicht die Rede sein, denn es erschienen öfters Regierungscommissäre und nachdem übrigens der König selbst Alles in eigner Person besichtigt hatte, mußte man annehmen, daß alle hier bestehenden Einrichtungen und alles hier beobachtete Verfahren im Allgemeinen die höchste Genehmigung empfangen hätten.

Früher hatte man verhältnißmäßig nur selten „Befehle" vernommen; man hatte die vorhandenen Gesetze genügend befunden und darnach war alles den hergebrachten gewohnten Gang gegangen. Jetzt, und während der folgenden Jahre sah man häufig einen Aufseher in der Zelle erscheinen, um einen neuen „Befehl" mitzutheilen, der in ein dazu bestimmtes Buch eingetragen war. Oder es wurden auch gleich sämmtliche Zellenthüren aufgeschlossen und der Befehl allen auf einmal vorgelesen. Man mußte da allerhand Befehle mit anhören, die einem wenigstens zur Zeit gar nicht galten, z. B. in Bezug auf Pensa, Ueberverdienst u. dergl. Was braucht' ich z. B. zu wissen, wie viel die Weber, ausgelernte Arbeiter und Lehrlinge, fortan verdienen sollten? Dann wurde etwa einmal in Erinnerung gebracht, daß Gefangene Gesuche um Begnadigung nicht eher machen dürften, als nach halbüberstandener Strafzeit, auf Lebenszeit Verurtheilte aber nicht eher, als bis sie funfzehn Jahre im Zuchthause gefangen gewesen. Einmal leitete man auch die Vorlesung mit der Bemerkung ein, daß man etwas Erfreuliches mitzutheilen habe und das Erfreuliche bestand denn in der neuen Bestimmung: daß der Nachlaß im Zuchthause Verstorbener

fortan nicht mehr wie bisher dem Hause anheimfallen, sondern ungeschmälert den Angehörigen des Verstorbenen ausgeliefert werden sollte. Das war doch eine Zuchthausfreude und man kann sich denken, daß Alle, namentlich die Todescandidaten, sich mit neuer Lust an Webstuhl und Spinnrad setzten, um mit dreifachem Eifer drauflos zu arbeiten.

Mit dem Fernhalten aller politischen Dinge von uns nahm man es noch immer äußerst streng. Ich bekam damals, wie es alljährlich geschah, einen Kalender zugeschickt, der gar keine Politica enthielt. Indeß hatte man doch für gut befunden ein Blatt herauszuschneiden, weil auf diesem Blatte ein Verzeichniß der regierenden Fürstenhäuser Europa's stand. Man glaubte vielleicht genug gethan zu haben, wenn nur überhaupt etwas weggeschnitten war. So erhielt ich später einen andern Kalender mit einer Abbildung von Sebastopol während der Belagerung. Dies Bild nebst dazu gehörigem Texte war herausgeschnitten und in einem Gemache unsers Hauses deponirt, wo alle derartigen Sachen und namentlich auch die Büchervorräthe, die man um jene Zeit nicht in die Zelle bekam, aufbewahrt wurden. Ich bin oft in diesem Gemache gewesen, wenn ich eines der dort niedergelegten Lexica benutzen wollte und man mich die gewünschten Bände selbst aussuchen ließ; es lagen da viele eingesendete aber nicht ausgelieferte Bücher, Nummern von Zeitschriften u. dergl. Hier konnt' ich denn auch mein Bild von Sebastopol ansehen; den Kalender, dem es entnommen, hatt' ich im Uebrigen unverletzt erhalten, obwohl er noch manches Aehnliche, z. B. eine gedrängte Uebersicht der Ereignisse des Krimkrieges enthielt.

Derartige Entziehungen berührten uns nicht sehr schmerz-

lich, denn Kenntniß von den wichtigern Weltereignissen erhielten wir doch immer auf die und auf jene Weise und was da der eine nicht wußte, vermochte der andre zu ergänzen, denn seine kleinen Quellen hatte wohl so ziemlich ein jeder.

Unangenehm dagegen berührte es mich, als man mir (1856) sagte, daß fortan alle von uns gelieferten Manuscripte nicht mehr direct nach ihrem Bestimmungsorte, sondern zuvor nach Dresden gesendet werden sollten, um dort einer Censur unterworfen zu werden. Von Originalarbeiten konnte da kaum noch die Rede sein. Es war, wie man mir sagte, einmal oder mehrmals Manuscript abgesendet und gedruckt worden, dessen Inhalt die Regierung anstößig gefunden hatte und dieser Umstand hatte Anlaß zu der neuen Maßregel gegeben. Diese zu billigen konnt' ich mich nicht berufen fühlen; wohl aber mußt' ich die Unbedachtsamkeit derjenigen Gefangenen beklagen, die ihr Gelüst, sich frei auszusprechen, so ganz am unrechten Orte befriedigen wollten, während sie sich doch sagen konnten, daß sie dadurch nichts weiter erzielten als lästige Beschränkungen für sich und die andern. Ueberhaupt dünkt mich, daß man die errungene innere Freiheit mindestens ebenso oft durch Schweigen als durch Sprechen erproben kann und nirgends hatte man dazu mehr Gelegenheit als im Zuchthause.

Die Manuskripte gingen nun also von Waldheim zunächst nach Dresden, von dort wieder nach Waldheim und von hier aus erst nach ihrem eigentlichen Ziele.

Ungefähr um jene Zeit, wenn ich nicht irre, ging auch ein vieljähriger Untersuchungsproceß zu Ende, den man gegen eine große Anzahl Personen geführt hatte, die in den frühern Jahren

bei Befreiung von Maigefangenen oder bei Befreiungsversuchen zu Gunsten derselben irgendwie thätig gewesen waren. Von den nähern Umständen dieses Prozesses, die jedermann genauer kennen muß als ich, hab' ich nicht zu sprechen. Ich erhielt die erste nähere Kunde davon durch ein Verhör oder eine Befragung, welcher ich mich beim Gericht in Waldheim unterzogen sah. Man verlangte meine Aussage über die Art und Weise, wie ich zu Hubertusburg in Besitz von Uhrfedersägen gekommen, wie dort ein Fluchtplan verabredet worden u. s. w. Man war von den fraglichen Umständen bereits ganz genau und genauer als ich selbst unterrichtet, und bei meiner Befragung handelte es sich daher nur um Beobachtung einer Form.

Wie man weiß, waren in jenen Proceß auch viele Frauen verwickelt und da konnt' es denn geschehn, daß die Frau eines Gefangenen, ohne daß dieser eine Ahnung davon hatte, aus einem Gefängniß ins andre geschleppt wurde, weil sie angeklagt war, vor Jahren einmal eine schwache Neigung gezeigt zu haben, die Hand zur Befreiung ihres Mannes bieten zu wollen.

Man konnte sich freilich auf eine gesetzliche Bestimmung berufen, der zufolge die Angehörigen eines Gefangenen, wenn sie zu dessen Befreiung behilflich sind, nicht straflos bleiben, sobald der Gefangene des Hochverraths angeklagt ist. Besteht eine solche Bestimmung noch jetzt, so sollte man bedacht sein, sie schleunig abzuschaffen, denn sie ist wider die Natur und das sittliche Gefühl empört sich dagegen. Es ist das ein Gesetz, welchem man nur gehorchen kann, indem man ein höheres, ein göttliches Gesetz verletzt. —

Ich erwähnte oben, daß man strenger denn je darauf bedacht war, uns vor dem Gifte politischer (und tagesgeschichtlicher) Nachrichten zu bewahren. Indeß kam im Jahre 1856 auch wieder eine der seltenen Ausnahmen von dieser Regel vor, indem man den Frieden, welcher den Krimkrieg beendigte, von der Kanzel bekannt machte. Daran knüpfte sich, wie stets in solchen Fällen, ein Dankgebet. Die ganze Vorlesung mußte als Kuriosum erscheinen. Hätte man wenigstens und wenn auch mit kürzesten Worten, einen Bericht über dasjenige vorausgeschickt, was dem Friedensschlusse vorausgegangen war und ohne was derselbe nie möglich gewesen wäre, nämlich über den Krieg! Aber daran war nicht zu denken: man las ab was verordnet war, das Uebrige mochte sich die „Gemeine“ dazu denken, so gut sie konnte oder wollte. Wie soll man sich nun für einen Friedensschluß erwärmen, wenn man gar nichts von einem Kriege gewußt hat? Wie soll man für einen Frieden danken, von dessen Unterbrechung man gar keine Ahnung gehabt hat? Für uns gab es keinen Frieden, weil es keinen Krieg für uns gegeben hatte.

Der Donner der Kanonen vom Schwarzen Meere hatte allerdings seinen Wiederhall auch in unsern Zellen und Höfen gefunden, aber das war unser Geheimniß, davon wußte man nichts. Es stand daher jedem frei, in jenes Dankgebet einzustimmen und (wenn sich eine Gelegenheit dazu bot, deren Benutzung erlaubt war,) seine Freude darüber zu äußern, „daß Friede geschlossen,“ aber er mochte sich wohl hüten, sich laut zu freuen daß „der Krimkrieg beendigt“ sei. Im letztern Falle würde man ihn vermuthlich zur Rede gesetzt und gefragt haben, woher er denn überhaupt etwas von diesem Kriege

wisse, aus welchen Quellen er seine Kenntniß geschöpft habe, und er würde sich allen Leiden einer mit Dunkelarrest, Latten, Krummschließen u. s. w. bewaffneten Inquisition ausgesetzt haben.

Ueberall seltsamer Widerspruch! Man zwang die Leute, Kirchengebete anzuhören, worin für „alle Kaiser und Könige“ gebetet wurde, während man uns anderseits (wie es z. B. die erwähnte Entziehung einer genealogischen Tabelle bewies) ausdrücklich im Unklaren zu lassen strebte, ob es überhaupt noch Kaiser und Könige in der Welt gäbe. (Von Schweizercantonen, freien Städten und andern Republiken war natürlich vollends gar nicht die Rede und von ihnen schwieg auch — unchristlich genug! — das Kirchengebet.)

Im zweiten größern Hofe der Anstalt (dem sogenannten Manufacturhofe) war um jene Zeit ein ähnliches „Bassin“ wie das im ersten Hofe befindliche gegraben und ausgemauert worden und diesen Wasserbehälter überließ man uns in der Folge während der Sommermonate zum Baden. Das zu diesem Zwecke mit einem großen Zelt überdeckte, etwa zwanzig Ellen lange Becken erhielt sein Wasser durch eine Röhrenleitung aus einem benachbarten Bache. Dies war denn einmal eine Einrichtung, die wir willkommen hießen. Wir fanden da Gelegenheit zum Schwimmen und im Anfange war der Eifer sehr groß. Später nahm er ab, ähnlich wie beim Holzmachen, und die Zahl der Theilnehmer schmolz etwas zusammen. Uebrigens war man so artig, uns (d. h. nicht den

Politischen, sondern den „Gebildeten") täglich den Vortritt vor der großen Masse in diesem Bade zu lassen, denn diese betheiligte sich gleichfalls, wenn auch nur in einer Minderzahl, denn die Betheiligung war eine freiwillige. War die gute Jahreszeit zu Ende, so mußte man sich alsdann wieder wöchentlich mit einem Wannenbade im Krankenhause begnügen und dort mußte man jetzt etwas scharf aufpassen, um den Vortritt zu behaupten d. h. um nicht gelegentlich in ein schon gebrauchtes Bad zu steigen. Ich habe sehr häufig gesehn, daß die Wärter, während ich mit Ankleiden beschäftigt war, einen harrenden „Zuwachs" gleich in das soeben von mir verlassene und noch leidlich warme Wasser gehen ließen.

Das Jahr 1856 war für uns ein eigenthümliches Jahr: es berührten sich da in Betreff unserer Behandlung die Extreme. Im Sommer kamen einige Entlassungen vor, aber nur einige. Was die Zurückbleibenden anlangt, so fand man, wie es scheint, plötzlich für gut, sie ein wenig trösten zu wollen, etwa wie man Vögel im Käfig zu trösten sucht.

Eines Tages, es mag im Juli gewesen sein, wurde mir (nachdem ich die nämliche Nachricht bereits von einem für die Expedition beschäftigten Gefangenen erhalten hatte,) von einem Beamten die nicht offizielle sondern nur unter der Hand gegebene Mittheilung gemacht, daß man bei Gelegenheit der soeben erfolgten Entlassung einiger politischen Gefangenen auch an mehrere der auf Lebenszeit Verurtheilten gedacht habe; es sei an die Anstalt die Weisung ergangen, in Betreff derselben nach Ablauf einer sieben-, beziehentlich achtjährigen Dauer ihrer Haft in Waldheim Bericht an das Ministerium

zu erstatten. Es ist bekannt, daß solche „Berichte“ über Gefangene häufig von dem betreffenden Ministerium verlangt werden und wenn sie nicht entschieden abfällig lauten, erfolgt darauf gewöhnlich bald die Entlassung des Gefangenen. Es befanden sich damals unter den Isolirten noch sechs auf Lebenszeit verurtheilte Politische. Ueber drei derselben, zu denen auch ich gehörte, war in der angegebenen Weise Bericht verlangt worden und zwar über mich nach Ablauf von acht Jahren seit meiner Einlieferung. Man schrieb 1856, erst im März 1859 vollendete ich das achte Jahr meiner Haft in Waldheim, bis dahin mußten folglich noch beinahe drei Jahre verrinnen und nach Ablauf dieser drei Jahre sollte „über mich berichtet“ werden. Die Frist des einen der außer mir in gleicher Weise Berücksichtigten lief etwa ein halbes Jahr vor der meinigen, die des andern einige Monate nach derselben ab.

Es ist wohl begreiflich, daß man sich nicht sehr erbaut von der Nachricht fühlen konnte, daß man jedenfalls noch drei Jahre in diesem Gefängnisse zubringen solle, um alsdann nicht etwa gleich entlassen, sondern höchstens zur Entlassung empfohlen zu werden.

Das „Berichterstatten“ mußten wir schon als eine herkömmliche Form betrachten, ohne uns den Kopf weiter darüber zu zerbrechen, denn es würde schwer gehalten haben, eine irgend genügende Erklärung der Bedeutung dieser Form auszumitteln. Man befand sich im Zuchthause, weil man, zwar keineswegs der eigenen Ueberzeugung nach, aber nach der Ueberzeugung der Spruchrichter ein Verbrechen, nämlich Hochverrath, begangen hatte. Ward nun überhaupt für ange-

messen erachtet, dieses Verbrechen über eine gewisse Zeit hinaus nicht weiter zu ahnden, so seh' ich nicht ein, warum man den Gefangenen nach Ablauf dieser Zeit nicht ohne Weiteres, d. h. ohne den Bericht entlassen wollte. Wünschte man aus dem Berichte zu ersehen, ob der Gefangene der Mann dazu sei, gelegentlich auf's Neue Hochverrath zu üben? Eine solche Auskunft konnte der Bericht nicht geben, denn über politische und damit verwandte Dinge sprach man sich im Zuchthause überhaupt nicht aus und es konnte doch wohl niemand so vermessen sein, einem Manne seine Gesinnung und Absichten an der Nasenspitze absehen zu wollen. Gesetzt aber auch, man hätte dies thun zu können geglaubt: einer bloßen Gesinnung wegen sollte man doch, wie man deshalb niemand ins Zuchthaus stecken kann, billigerweise auch niemand darin zurückhalten. Doch darauf konnte sich ein solcher Bericht, wie gesagt, gar nicht beziehen: die Beamten des Zuchthauses konnten nur über das äußerliche Verhalten des Gefangenen eine Meinung aussprechen, ihr Bericht konnte sich nur auf sein sittliches Wohlverhalten erstrecken, so weit sich dies nach seinem äußerlichen Benehmen, d. h. insbesondere nach seiner mehr oder minder strengen Beobachtung der Hausregeln, beurtheilen läßt. Was konnte in dieser Beziehung der Bericht für ein Gewicht in die Wagschale legen? Gesetzt, es hätte einer auch alle Tage kreuz und quer gegen die Hausordnung gesündigt, so wäre dadurch doch nicht ein einziger Tag, nicht eine Stunde Zuchthausstrafe verwirkt worden. Wollte man ihn des früher geübten Hochverraths wegen nicht länger festhalten, so würd' es ja komisch gewesen sein, ihn einiger nicht strict beobachteten Zuchthausregeln wegen noch festhalten zu wollen! Genug,

Kleidungsstücke mindestens zwei Jahre trug: so lange sollten sie jedenfalls aushalten, bevor sie gegen neue vertauscht werden konnten. Von Zeit zu Zeit, in der Regel jeden Monat erschien ein Aufseher und fragte: „Brauchst du was von Bekleidungsstücken?“ Er schrieb alsdann auf, was man als nöthig bezeichnete und man erhielt es seiner Zeit; kleinere Gegenstände, ein Paar Strümpfe, Hosenträger u. dergl., wurden in die Zelle geliefert (beziehentlich hineingeworfen oder vor die Thür gelegt), größere Stücke aber, die erst anprobirt sein wollten, mußte man aus dem vorhandenen Magazin abholen. Da erhielt man denn jedesmal neue d. h. noch ungebrauchte Kleider. Jetzt ward das anders: der einzige Vortheil, den ich als ein der ersten Klasse Angehöriger von der neuen Einrichtung hatte, bestand darin, daß ich fortan Jacken abtragen mußte, worin schon mehr oder minder lange Zeit irgend ein Spitzbube, vielleicht auch ein Schmutzbarthel geschwitzt hatte. Das war höchst unangenehm aber erklärlich. Es wurde z. B. ein der ersten Klasse Angehöriger in eine andre versetzt, was häufig vorkam; die noch nicht völlig abgetragene blaue Jacke, die er ablegte, mußte nun vollends verbraucht werden und es bekam sie daher ein Andrer, der gerade eines solchen Kleidungsstücks benöthigt war. Während der letzten vier Jahre meines Aufenthalts in Waldheim hab' ich keine andern als schon gebrauchte Jacken bekommen. Das Tuch der nicht mehr brauchbaren Kleidungsstücke wurde zum Flicken und zwar auch zum Flicken der Strümpfe benutzt, deren untern Theil man ganz und gar damit zu besetzen pflegte. Ein solcher Strumpf hatte nun zwar im Winter sein Gutes, weil er leidlich warm hielt, doch hielt es sehr schwer,

ihn nur einigermaßen rein zu waschen und hatte man ihn in's Wasser gebracht, so verlangte er mehr als einen Tag um trocken zu werden.

Da es jetzt Ueberfluß an alten Kleidern gab, so erhielt man die Stücke auch doppelt und hatte Kleider für die Zelle und zum Ausgehen; es hielt aber, wie gesagt, schwer, eine neue Jacke zu erlangen und mir gelang das fortan nie wieder. Man konnte da häufig bemerken, daß die Leute in frostigem Wetter die eine Jacke über die andre zogen und es schien dies, in Erwägung der Umstände, geduldet zu werden.

Gleichzeitig mit der Einführung dieses buntscheckigen Dreiklassensystems wurde auch die Uniformirung der Beamten eingeführt. Bis dahin waren nur die Aufseher uniformirt gewesen, jetzt aber erschienen auch alle andern in Uniformen und man sah nur noch die Geistlichen sowie einen später angestellten Lehrer in Civiltracht wandeln.

Mit diesen Uniformen wurd' es ziemlich streng genommen und man schien nicht gern zu sehn, wenn ein Beamter gelegentlich auch noch seine bürgerlichen Kleider benutzte, während er in seinem Amte thätig war. Die Aufseher hatten es sich früher gern bequem gemacht, sie hatten den Hirschfänger abgeschnallt und an die Wand gehängt und in Arbeitssälen, wo es viel Staub, Wollenfasern u. s. w. gab, hatten sie ein Staubhemd über die Uniform gezogen. Das Alles durfte jetzt nicht mehr vorkommen.

Man begann jetzt auch, alljährlich einmal sämmtliche Zellen nebst den Corridoren u. s. w. auszuweißen. Das war nie ein Fest für uns. Man mußte bei der Gelegenheit natürlich umziehen und wenn man dann in die geweißte und noth-

dürftig gescheuerte Zelle zurückgekehrt war, hatte man immer noch geraume Zeit zu thun, bis man die überflüssigen Kalkvorräthe aus allen Winkeln entfernt und das Fenster wieder durchsichtig gemacht hatte. Kaum war das gelungen, kaum war die Zelle wieder ein Bißchen wohnlich geworden, so hieß es: „Umquartieren!“ und man kam in eine andre, wo der bisherige Bewohner das Fenster u. s. w. noch nicht gereinigt, wohl aber die Wände schon wieder mit Spuren seines unsaubern Daseins versorgt hatte.

Die Correctionäre leisteten in dieser Hinsicht das Mögliche. Dafür mußten die armen Teufel aber auch täglich und stündlich Reprimanden hören. Sie sündigten auf die mannichfachste Weise. Ich erwähnte schon, wie sie sich mit Schnupftabaksurrogaten zu versorgen wußten. In den Zellen verstanden sie (doch nicht sie allein) desgleichen, die fehlende Butter zu ersetzen. Sie verbrauchten zu diesem Zwecke das Oel in der Lampe. Wenn sie sich einen rechten Leckerbissen bereiten wollten, klebten sie ein Stück Brod an den frischgeheizten Ofen, ließen es ein wenig rösten, tränkten diesen warmen Toast dann mit Oel, streuten Salz darauf und hielten eine Göttermahlzeit. Wurden sie dabei belauscht, so folgten unfehlbar Prügel, aber der gehabte Genuß und die Aussicht auf einen neuen überwog alle derartigen kleinen Unannehmlichkeiten. Ebenso benutzten sie den Inhalt der Lampe, wenn sie mittags ganze Kartoffeln erhielten und die Trockenheit und Einförmigkeit einer solchen Mahlzeit ließ die Benutzung des Oels wirklich verzeihlich erscheinen. Man versicherte, das Rüböl schmecke zu Kartoffeln gar nicht so übel. Ich habe mich durch den Versuch selbst überzeugt, daß dies für jene

Leute, die eben nur nach etwas Fettigem schmachteten, seine Richtigkeit hatte. Ich konnte den Versuch machen, ohne die Lampe in Anspruch zu nehmen, denn ich ließ mir der Bequemlichkeit wegen, wie es viele andre auch thaten, stets eine Flasche mit Oel füllen. Wie glücklich würden jene Durstigen, denen nur ihr Lämpchen täglich gefüllt wurde, sich geschätzt haben, wenn man ihnen solch eine volle Flasche anvertraut hätte!

Viel ekelhafte Leute befanden sich unter ihnen; aber wie sie nun einmal waren, konnten sie doch weniger Unwillen als Mitleid erregen. Aus ihrer Mitte empfing auch, wie ich glaube, der Friedhof verhältnißmäßig die meisten seiner stillen Bürger. Man hätte wohl die Mehrzahl dieser Leute füglicher in einem Krankenhause als in einem sogenannten Correctionshause unterbringen sollen. Dadurch, daß man einen liederlichen Menschen eine Zeitlang zwangsweise hindert, seinen übeln Neigungen den Zügel schießen zu lassen, gewöhnt man ihm diese Neigungen am allerwenigsten ab, man steigert nur sein Gelüst nach den schmerzlich entbehrten Genüssen. Kaum mit wenigen Groschen in der Tasche entlassen, geriethen denn auch diese Leute, deren erster Gang in die Schenke war, oft sofort wieder unter die Herrschaft des Branntweins und erschienen nach kurzer Zeit auf's Neue in Waldheim, wo sie einen gelben Streifen mehr auf den Aermel bekamen, denn dieses Zeichen des Rückfalls wurde auch bei den Correctionären angewendet. Einmal band man einem, der gar zu bald wieder gekommen war, eine Tafel auf den Rücken, worauf seine Schande zu lesen stand. Ob *seine* Schande allein, mochte indeß zweifelhaft bleiben. Jedenfalls war die *baldige*

Rückkehr weit natürlicher und erklärlicher, als ein späteres Wiedererscheinen, nachdem es einem solchen Menschen gelungen war, sich längere Zeit ordentlich zu verhalten.

Die Wärter im Krankenhause hört' ich öfters äußern, daß ihnen niemand so viel Müh' und Noth machte als diese Correctionäre.

Indem ich von den letztern*) hier Abschied nehme, könnte mir die Erwähnung des Krankenhauses Anlaß geben, mich über dieses des Nähern auszusprechen, wenn ich überhaupt in der Lage wäre, mich eines entschiedenen Urtheils darüber fähig zu halten. Ich habe indeß nur ein einzigmal Gelegenheit gehabt, mich in den eigentlichen Räumen dieses Hauses und zwar in dem größern Krankensaale, eine Stunde aufzuhalten, und weiß daher aus eigner Erfahrung nur wenig darüber zu sagen. Eine gewisse Klasse von Gefangenen möchte es als ein Glück ansehen, wenn man einmal „in der Krankenstube eingebettet" wurde, denn sie erschien ihnen als ein Ort, wo „der Gefangene Ruhe hat und die Stimme des Drängers nicht hört."

Möglich, daß sich aus diesem Grunde dann und wann einer bemühte, dorthin zu gelangen, daß er ein leichtes Unwohlsein als Krankheit erscheinen zu lassen suchte, mit einem Worte, sich durch Verstellung in's Krankenhaus einzuschmuggeln strebte; doch blieb es in solchen Fällen gewiß immer beim Versuche.

---

*) Sie vertauschten, wie ich schon erwähnt habe, in der Folge Waldheim mit Hohnstein, wohin sie im Winter von 1858—59 nach und nach übersiedelten.

Das Krankenhaus war manchmal ziemlich stark bevölkert und zählte dann fünfzig, sechzig und wohl noch mehr Bewohner, (lauter Männer, denn die Weiber hatten ihr besonderes Krankenhaus). Die aber einmal drin waren, hatten auch ernste Ursache drin zu sein. Bald nach dem Abgange jenes ersten Hausarztes, den ich während der ersten Jahre meines Aufenthalts in Waldheim kennen gelernt hatte, nahm die Zahl der Kranken d. h. der im Krankenhause Untergebrachten einmal bedeutend ab. Man schien eine strenge Sichtung vorgenommen zu haben, obwohl ich nicht glauben mag, daß man dabei in ähnlicher Weise verfahren sei, wie auf jenem Schiffe in Smollet's Roderik Random. „Wer sich noch ein Bißchen forthelfen konnte, den hat man aus dem Krankenhause entlassen,“ sagte mir damals einer der Aufwärter dieses Hauses, die es nicht gern sahen, wenn wenig Patienten vorhanden waren, weil dann auch um so weniger Krankenkost geliefert wurde, wovon in der Regel wohl etwas für die Wärter übrig blieb. Schwer Erkrankte konnte man natürlich nicht entlassen. Indeß läßt sich doch auch nicht leugnen, daß sich die Aerzte bisweilen dazu verstanden, in gewissen Fällen, wenn etwa nach und nach gewisse Vergünstigungen und Erleichterungen gewährt worden waren, plötzlich einmal tabula rasa zu machen. So hatte man früher z. B. viele Züchtlinge ersten Grades von der Bürde des schweren Eisenringes, den sie an dem einen Fuße zu tragen hatten, dispensirt und das war natürlich nie anders als nach ärztlichem Gutachten geschehn. Auf einmal mußten sich Alle oder doch die große Mehrzahl, nachdem sie dies lästige Eisen längst verschmerzt und vergessen hatten, auf's Neue bequemen, es sich wieder an-

legen zu lassen. Ein andermal geschah es, daß eines Mittags das leichtere (sogenannte Weiß-) Brod, welches sehr Vielen und zwar nur nach ärztlichem Ermessen, bewilligt worden war, plötzlich ausblieb; man erhielt das ganz ungewohnt gewordene äußerst feste und äußerst saure Schwarzbrod, ohne daß man irgendwie untersucht worden wäre, ob man jetzt befähigter sei, es zu genießen, als früher, da man davon dispensirt worden war. Natürlich erfolgten sofort zahlreiche Reclamationen und die Meisten erhielten schon am nächsten Tage ihr „Weißbrod" wieder. Der Zweck der Maßregel mochte gewesen sein, den Verbrauch dieses Weißbrodes auf ein Minimum zurückzuführen; daß aber viele Gefangene, wie mir der Arzt bei dieser Gelegenheit versicherte, selber den Wunsch ausgesprochen haben sollten, wieder einmal zum Schwarzbrode zurückzukehren, wollte mir nicht recht glaublich scheinen. Ich vermuthete vielmehr, der Herr Director möge an den vielen Weißbrodrationen (ebenso wie früher an den vielen müßigen Fußeisen) Anstoß genommen und darauf bestanden haben, daß man wieder einmal etwas zuchthausmäßiger in dieser Beziehung verfahre.

Das Brod, überall ein hochwichtiger Gegenstand, konnte wohl nirgends in höherm Grade als solcher erscheinen, als in diesem Hause. Wir waren Ausnahmen, die wir mit unserer (übrigens reichlichen) Ration nicht nur auskamen, sondern auch noch einen Theil davon übrig lassen konnten. Das Uebriggelassene, durchschnittlich täglich ein halb Pfund und öfters mehr, erhielten die Aufwärter, die sich an diesen Tribut so sehr gewöhnten, daß man beinahe Bedenken tragen mußte, einmal einen andern damit zu erfreuen. Es geschah auch

wohl, daß man einmal so appetitlos ward, daß man eine Zeitlang ganz auf das Brod verzichtete und sich statt dessen mit ein wenig Semmel begnügte; in diesem Falle hatte man dann nichts abzugeben und war schlecht angeschrieben bei den Aufwärtern. Im Allgemeinen betrugen sich diese Leute leidlich, indeß sind mir doch einige vorgekommen, die, wenn sie keine oder eine in ihren Augen zu geringe Brodspende erhielten, den Ofen schlechter heizten oder sonst den und jenen Possen spielten, wenn sie es in Sicherheit thun zu können glaubten. Manche der politischen Gefangenen machten sich ein Vergnügen daraus, diesen Leuten gelegentlich außer dem Brode noch das und jenes, etwa ein paar Loth Schnupftabak oder einen Häring u. dergl. zukommen zu lassen; ich habe bemerkt, daß einige, die sich zeitweilig eines sehr guten Appetites erfreuten und daher ihr Brod selber verbrauchen konnten, sich noch ein besonderes Quantum „schreiben ließen", um nur den Wärtern die tägliche Spende nicht entziehen zu müssen.

Ich that also nur ein einzigmal einen Blick in das eigentliche Innere des Krankenhauses und bekam außerdem stets nur die Vorhallen zu sehen, zu denen auch das Badegemach gerechnet werden konnte. Die gute Zeit war längst vorüber, wo mir der Arzt vier Bäder wöchentlich gegeben hatte. Diese Zahl war bald auf zwei geschmolzen und endlich mußte man sich blos mit einem begnügen. Ein Paar Sommer hindurch ward auch sogar dies einzige verleidet. Man war auf den Einfall gekommen, alle Zellenbewohner ohne Ausnahme baden zu lassen. Das war gut gemeint; aber während sich die Meisten, denen gar nichts an der Sache

gelegen war, dadurch nur belästigt fühlten, kamen wir andern, die einen großen Werth auf's Bad legten, durch die neue Einrichtung sehr in Nachtheil. Für die große Masse konnte der Kessel nicht das erforderliche warme Wasser liefern, man fand daher, wenn man (gewöhnlich vier auf einmal) in's Badehaus gebracht wurde, in der Wanne so wenig Wasser, daß es einer Maus schwer hätte fallen mögen, sich drin zu ertränken. Es war kein Baden mehr möglich, sondern nur noch ein Abwaschen. Glücklicherweise schaffte man dies unter den Umständen ziemlich unnütze Massenbad bald wieder ab. Hatten die Leute doch zu einem bloßen Abwaschen mit warmem Wasser ohnedies wöchentlich einmal in ihrer Zelle Gelegenheit.

Bäder und vielerlei Andres konnte man nur durch die Aerzte erlangen und man kam daher oft in den Fall, sich an dieselben zu wenden, auch ohne daß man krank war. Glücklich mochte sich ein Jeder schätzen, der es nie nöthig hatte, aus dem letztgenannten Grunde zu dem Arzte seine Zuflucht zu nehmen, denn die besten Mittel, z. B. angemessene Bewegung, ungeschmälerten Luftgenuß, gute Diät in jeder Beziehung, konnte der Arzt hier nicht anwenden lassen, er vermochte nicht viel mehr zu bieten, als was aus der Apotheke zu bekommen ist.

Unter die neuen Einrichtungen gehörte es, wie ich glaube, daß stets ein Arzt zugegen sein mußte, wenn eine Prügelstrafe vollzogen wurde.

Nachdem sich in diesem Jahre (1855) das Zuchthaus in der oben geschilderten Weise buntfarbig gekleidet und in drei Klassen eingetheilt hatte, nachdem jeder Beamte mit einer Uniform versehn und noch Manches anders, wenn auch nicht besser geworden war (denn auch die außerordentlich dünnen Suppen und verwandte Erscheinungen charakterisirten jene Periode) vernahm man, der König werde an einem gewissen Tage erscheinen, um Alles genau zu besichtigen.

Das geschah denn auch. Eines Tages (das Datum ist mir entfallen) sah man die Beamten, die obern nämlich, statt der gewöhnlichen Mütze das dreieckige Hütchen und den ebenfalls nicht alltäglichen Degen tragen, die Sänger der Anstalt versammelten sich in der Kirche, um dort bereit zu sein, eine Probe ihrer Kunst abzulegen, und die Spinner, Cigarrenmacher u. s. w. räumten ein Bißchen besser als gewöhnlich in ihren Zellen auf, denn man hatte als möglich angekündigt, daß sich die in Aussicht stehende Besichtigung der Anstalt auch auf das Innere der Zellen erstrecken werde. Ob dies geschehen, kann ich nicht sagen; ich weiß nur, daß zwar unser Haus besucht, der von mir damals bewohnte Corridor jedoch nicht betreten wurde.

Man schien Alles gut und trefflich befunden zu haben und auch der Director der Anstalt war sehr zufrieden, denn bei dieser Gelegenheit war's, wenn ich mich recht entsinne, daß er allen Gefangenen, in Anerkennung des Umstandes daß durchaus keine Störung vorgefallen, eine Belohnung zu Theil werden ließ, die in einem Nösel Bier oder Kaffee (die Wahl war jedem freigelassen) bestand.

Eine Art Trinkgeld zu bekommen und zwar dafür, daß

man sich „anständig“ betragen war im Grunde wohl freilich für uns beleidigend; aber dergleichen Dingen war man ausgesetzt, wenn man sich einmal im Zuchthause eingesperrt sah. Ablehnen würde da nur pedantisch gewesen sein, wenn es überhaupt thunlich gewesen wäre, denn man würde jedenfalls seiner Zeit im „Spargelderbuche“ fünf Pfennige für das vermeintlich Abgelehnte gutgeschrieben gefunden haben.

Umstände der erwähnten Art, z. B. daß man uns unter Androhung „körperlicher Züchtigung“ ermahnte, eine gewisse feierliche Ceremonie nicht zu stören, und daß man uns anderseits einen Trunk Bier zur Belohnung bot, weil wir bei einer andern Gelegenheit „den Anstand nicht verletzt“ hatten, characterisiren das Haus, dessen Beamte und das ganze System genugsam. Man wende nicht ein, daß speciell auf uns diese Dinge nicht berechnet gewesen; man hatte uns an jenen Ort gestellt, damit Alles, was dort üblich, uns treffen sollte. Man wende auch nicht ein, daß doch in einzelnen Fällen, wie die erwähnten, solche Maßregeln der Masse aber nicht uns galten; wir standen nicht unter der Masse, wir waren isolirt und jeder einzelne von uns bekam das Erwähnte in seiner Zelle zu hören.

Man mußte solche Dinge ruhig über sich ergehen lassen, nämlich äußerlich, während man sich innerlich nicht davon berührt fühlen durfte; man mußte sich überhaupt immer erinnern, daß man mit seinem wahren Selbst nicht im Zuchthause war und daß die Leute dort weiter nichts als ein Cadaver in ihrer Gewalt hatten.

Es mag derartige Anstalten geben, wo sich allerlei Uebelstände und Misbräuche einschleichen, wo Schlendrian herrscht

oder wo die Beamten ganz willkürlich verfahren dürfen, weil es an einer höhern Controle fehlt; von alldem konnte hier nicht die Rede sein, denn es erschienen öfters Regierungscommissäre und nachdem übrigens der König selbst Alles in eigner Person besichtigt hatte, mußte man annehmen, daß alle hier bestehenden Einrichtungen und alles hier beobachtete Verfahren im Allgemeinen die höchste Genehmigung empfangen hätten.

Früher hatte man verhältnißmäßig nur selten „Befehle“ vernommen; man hatte die vorhandenen Gesetze genügend befunden und darnach war alles den hergebrachten gewohnten Gang gegangen. Jetzt, und während der folgenden Jahre sah man häufig einen Aufseher in der Zelle erscheinen, um einen neuen „Befehl“ mitzutheilen, der in ein dazu bestimmtes Buch eingetragen war. Oder es wurden auch gleich sämmtliche Zellenthüren aufgeschlossen und der Befehl allen auf einmal vorgelesen. Man mußte da allerhand Befehle mit anhören, die einem wenigstens zur Zeit gar nicht galten, z. B. in Bezug auf Pensa, Ueberverdienst u. dergl. Was braucht' ich z. B. zu wissen, wie viel die Weber, ausgelernte Arbeiter und Lehrlinge, fortan verdienen sollten? Dann wurde etwa einmal in Erinnerung gebracht, daß Gefangene Gesuche um Begnadigung nicht eher machen dürften, als nach halbüberstandener Strafzeit, auf Lebenszeit Verurtheilte aber nicht eher, als bis sie funfzehn Jahre im Zuchthause gefangen gewesen. Einmal leitete man auch die Vorlesung mit der Bemerkung ein, daß man etwas Erfreuliches mitzutheilen habe und das Erfreuliche bestand denn in der neuen Bestimmung: daß der Nachlaß im Zuchthause Verstorbener

fortan nicht mehr wie bisher dem Hause anheimfallen, sondern ungeschmälert den Angehörigen des Verstorbenen ausgeliefert werden sollte. Das war doch eine Zuchthausfreude und man kann sich denken, daß Alle, namentlich die Todescandidaten, sich mit neuer Lust an Webstuhl und Spinnrad setzten, um mit dreifachem Eifer drauflos zu arbeiten.

Mit dem Fernhalten aller politischen Dinge von uns nahm man es noch immer äußerst streng. Ich bekam damals, wie es alljährlich geschah, einen Kalender zugeschickt, der gar keine Politica enthielt. Indeß hatte man doch für gut befunden ein Blatt herauszuschneiden, weil auf diesem Blatte ein Verzeichniß der regierenden Fürstenhäuser Europa's stand. Man glaubte vielleicht genug gethan zu haben, wenn nur überhaupt etwas weggeschnitten war. So erhielt ich später einen andern Kalender mit einer Abbildung von Sebastopol während der Belagerung. Dies Bild nebst dazu gehörigem Texte war herausgeschnitten und in einem Gemache unsers Hauses deponirt, wo alle derartigen Sachen und namentlich auch die Büchervorräthe, die man um jene Zeit nicht in die Zelle bekam, aufbewahrt wurden. Ich bin oft in diesem Gemache gewesen, wenn ich eines der dort niedergelegten Lexica benutzen wollte und man mich die gewünschten Bände selbst aussuchen ließ; es lagen da viele eingesendete aber nicht ausgelieferte Bücher, Nummern von Zeitschriften u. dergl. Hier konnt' ich denn auch mein Bild von Sebastopol ansehen; den Kalender, dem es entnommen, hatt' ich im Uebrigen unverletzt erhalten, obwohl er noch manches Aehnliche, z. B. eine gedrängte Uebersicht der Ereignisse des Krimkrieges enthielt.

Derartige Entziehungen berührten uns nicht sehr schmerz-

lich, denn Kenntniß von den wichtigern Weltereignissen erhielten wir doch immer auf die und auf jene Weise und was da der eine nicht wußte, vermochte der andre zu ergänzen, denn seine kleinen Quellen hatte wohl so ziemlich ein jeder.

Unangenehm dagegen berührte es mich, als man mir (1856) sagte, daß fortan alle von uns gelieferten Manuscripte nicht mehr direct nach ihrem Bestimmungsorte, sondern zuvor nach Dresden gesendet werden sollten, um dort einer Censur unterworfen zu werden. Von Originalarbeiten konnte da kaum noch die Rede sein. Es war, wie man mir sagte, einmal oder mehrmals Manuscript abgesendet und gedruckt worden, dessen Inhalt die Regierung anstößig gefunden hatte und dieser Umstand hatte Anlaß zu der neuen Maßregel gegeben. Diese zu billigen konnt' ich mich nicht berufen fühlen; wohl aber mußt' ich die Unbedachtsamkeit derjenigen Gefangenen beklagen, die ihr Gelüst, sich frei auszusprechen, so ganz am unrechten Orte befriedigen wollten, während sie sich doch sagen konnten, daß sie dadurch nichts weiter erzielten als lästige Beschränkungen für sich und die andern. Ueberhaupt dünkt mich, daß man die errungene innere Freiheit mindestens ebenso oft durch Schweigen als durch Sprechen erproben kann und nirgends hatte man dazu mehr Gelegenheit als im Zuchthause.

Die Manuscripte gingen nun also von Waldheim zunächst nach Dresden, von dort wieder nach Waldheim und von hier aus erst nach ihrem eigentlichen Ziele.

Ungefähr um jene Zeit, wenn ich nicht irre, ging auch ein vieljähriger Untersuchungsproceß zu Ende, den man gegen eine große Anzahl Personen geführt hatte, die in den frühern Jahren

oder zu säen, aber das Erdreich war fruchtbar: es entwickelte sich bald eine reiche Vegetation, lauter solche Sachen, die der Gärtner Unkraut zu nennen pflegt, aber es gab einen stattlichen grünen Busch, dem ich durch Anordnung und Pflege ein Ansehen zu geben wußte. Das war mein Garten in der Zelle, der mir einen grünen Vordergrund bildete, während sich jenseit draußen die Krone der Hoflinde zeigte und man neben derselben, im Hintergrunde, einen Blick in's Freie auf einen Hügel hatte, wo man das Korn wachsen, reifen und unter des Schnitters Hand fallen sehen konnte. Freilich nur eine handbreit Feld! aber während der Jahre, wo man sonst nirgends einen Blick auf's offene Land thun konnte, war mir's immer lieb, wenn ich einige der wenigen Zellen bewohnte, wo man diese Aussicht hatte. Da zog sich, neben jenem kleinen Hügel, die ostwärts, zunächst nach dem Städtchen Rossen führende Landstraße hinauf, auf welcher ich Frachtwagen und allerlei Fuhrwerk eine gute Strecke weit verfolgen konnte. Ich sah die Stelle, wo im Jahre 49 der Postillon, während wir die Höhe hinauf fuhren, hatte Halt machen müssen, weil die Deichsel zerbrochen war; und selbst in Winternächten verfolgt' ich die Krümmungen dieser Straße oft, wenn da das Licht einer Wagenlaterne wie ein Irrlicht herabkam oder hinaufging, um sich endlich im Dunkel zu verlieren. Jetzt, wo wir wieder in den Garten gingen und das ganze Thal übersehen konnten, hatte jener dürftige Blick in's Freie weniger Werth; ich hatte jedoch Gelegenheit genug gehabt, ihn schätzen zu lernen.

Außer den erwähnten Verbesserungen unserer Lage sollten wir nun auch die Wohlthat einer besondern Schlafzelle haben.

Ich erwähnte oben, daß man strenger denn je darauf bedacht war, uns vor dem Gifte politischer (und tagesgeschichtlicher) Nachrichten zu bewahren. Indeß kam im Jahre 1856 auch wieder eine der seltenen Ausnahmen von dieser Regel vor, indem man den Frieden, welcher den Krimkrieg beendigte, von der Kanzel bekannt machte. Daran knüpfte sich, wie stets in solchen Fällen, ein Dankgebet. Die ganze Vorlesung mußte als Kuriosum erscheinen. Hätte man wenigstens und wenn auch mit kürzesten Worten, einen Bericht über dasjenige vorausgeschickt, was dem Friedensschlusse vorausgegangen war und ohne was derselbe nie möglich gewesen wäre, nämlich über den Krieg! Aber daran war nicht zu denken: man las ab was verordnet war, das Uebrige mochte sich die „Gemeine“ dazu denken, so gut sie konnte oder wollte. Wie soll man sich nun für einen Friedensschluß erwärmen, wenn man gar nichts von einem Kriege gewußt hat? Wie soll man für einen Frieden danken, von dessen Unterbrechung man gar keine Ahnung gehabt hat? Für uns gab es keinen Frieden, weil es keinen Krieg für uns gegeben hatte.

Der Donner der Kanonen vom Schwarzen Meere hatte allerdings seinen Wiederhall auch in unsern Zellen und Höfen gefunden, aber das war unser Geheimniß, davon wußte man nichts. Es stand daher jedem frei, in jenes Dankgebet einzustimmen und (wenn sich eine Gelegenheit dazu bot, deren Benutzung erlaubt war,) seine Freude darüber zu äußern, „daß Friede geschlossen,“ aber er mochte sich wohl hüten, sich laut zu freuen daß „der Krimkrieg beendigt“ sei. Im letztern Falle würde man ihn vermuthlich zur Rede gesetzt und gefragt haben, woher er denn überhaupt etwas von diesem Kriege

wisse, aus welchen Quellen er seine Kenntniß geschöpft habe, und er würde sich allen Leiden einer mit Dunkelarrest, Latten, Krummschließen u. s. w. bewaffneten Inquisition ausgesetzt haben.

Ueberall seltsamer Widerspruch! Man zwang die Leute, Kirchengebete anzuhören, worin für „alle Kaiser und Könige“ gebetet wurde, während man uns anderseits (wie es z. B. die erwähnte Entziehung einer genealogischen Tabelle bewies) ausdrücklich im Unklaren zu lassen strebte, ob es überhaupt noch Kaiser und Könige in der Welt gäbe. (Von Schweizercantonen, freien Städten und andern Republiken war natürlich vollends gar nicht die Rede und von ihnen schwieg auch — unchristlich genug! — das Kirchengebet.)

Im zweiten größern Hofe der Anstalt (dem sogenannten Manufacturhofe) war um jene Zeit ein ähnliches „Bassin“ wie das im ersten Hofe befindliche gegraben und ausgemauert worden und diesen Wasserbehälter überließ man uns in der Folge während der Sommermonate zum Baden. Das zu diesem Zwecke mit einem großen Zelt überdeckte, etwa zwanzig Ellen lange Becken erhielt sein Wasser durch eine Röhrenleitung aus einem benachbarten Bache. Dies war denn einmal eine Einrichtung, die wir willkommen hießen. Wir fanden da Gelegenheit zum Schwimmen und im Anfange war der Eifer sehr groß. Später nahm er ab, ähnlich wie beim Holzmachen, und die Zahl der Theilnehmer schmolz etwas zusammen. Uebrigens war man so artig, uns (d. h. nicht den

Politischen, sondern den „Gebildeten") täglich den Vortritt vor der großen Masse in diesem Bade zu lassen, denn diese betheiligte sich gleichfalls, wenn auch nur in einer Minderzahl, denn die Betheiligung war eine freiwillige. War die gute Jahreszeit zu Ende, so mußte man sich alsdann wieder wöchentlich mit einem Wannenbade im Krankenhause begnügen und dort mußte man jetzt etwas scharf aufpassen, um den Vortritt zu behaupten d. h. um nicht gelegentlich in ein schon gebrauchtes Bad zu steigen. Ich habe sehr häufig gesehn, daß die Wärter, während ich mit Ankleiden beschäftigt war, einen harrenden „Zuwachs" gleich in das soeben von mir verlassene und noch leidlich warme Wasser gehen ließen.

Das Jahr 1856 war für uns ein eigenthümliches Jahr: es berührten sich da in Betreff unserer Behandlung die Extreme. Im Sommer kamen einige Entlassungen vor, aber nur einige. Was die Zurückbleibenden anlangt, so fand man, wie es scheint, plötzlich für gut, sie ein wenig trösten zu wollen, etwa wie man Vögel im Käfig zu trösten sucht.

Eines Tages, es mag im Juli gewesen sein, wurde mir (nachdem ich die nämliche Nachricht bereits von einem für die Expedition beschäftigten Gefangenen erhalten hatte,) von einem Beamten die nicht offizielle sondern nur unter der Hand gegebene Mittheilung gemacht, daß man bei Gelegenheit der soeben erfolgten Entlassung einiger politischen Gefangenen auch an mehrere der auf Lebenszeit Verurtheilten gedacht habe; es sei an die Anstalt die Weisung ergangen, in Betreff derselben nach Ablauf einer sieben-, beziehentlich achtjährigen Dauer ihrer Haft in Waldheim Bericht an das Ministerium

zu erstatten. Es ist bekannt, daß solche „Berichte“ über Gefangene häufig von dem betreffenden Ministerium verlangt werden und wenn sie nicht entschieden abfällig lauten, erfolgt darauf gewöhnlich bald die Entlassung des Gefangenen. Es befanden sich damals unter den Isolirten noch sechs auf Lebenszeit verurtheilte Politische. Ueber drei derselben, zu denen auch ich gehörte, war in der angegebenen Weise Bericht verlangt worden und zwar über mich nach Ablauf von acht Jahren seit meiner Einlieferung. Man schrieb 1856, erst im März 1859 vollendete ich das achte Jahr meiner Haft in Waldheim, bis dahin mußten folglich noch beinahe drei Jahre verrinnen und nach Ablauf dieser drei Jahre sollte „über mich berichtet“ werden. Die Frist des einen der außer mir in gleicher Weise Berücksichtigten lief etwa ein halbes Jahr vor der meinigen, die des andern einige Monate nach derselben ab.

Es ist wohl begreiflich, daß man sich nicht sehr erbaut von der Nachricht fühlen konnte, daß man jedenfalls noch drei Jahre in diesem Gefängnisse zubringen solle, um alsdann nicht etwa gleich entlassen, sondern höchstens zur Entlassung empfohlen zu werden.

Das „Berichterstatten“ mußten wir schon als eine herkömmliche Form betrachten, ohne uns den Kopf weiter darüber zu zerbrechen, denn es würde schwer gehalten haben, eine irgend genügende Erklärung der Bedeutung dieser Form auszumitteln. Man befand sich im Zuchthause, weil man, zwar keineswegs der eigenen Ueberzeugung nach, aber nach der Ueberzeugung der Spruchrichter ein Verbrechen, nämlich Hochverrath, begangen hatte. Ward nun überhaupt für ange-

messen erachtet, dieses Verbrechen über eine gewisse Zeit hinaus nicht weiter zu ahnden, so seh' ich nicht ein, warum man den Gefangenen nach Ablauf dieser Zeit nicht ohne Weiteres, d. h. ohne den Bericht entlassen wollte. Wünschte man aus dem Berichte zu ersehen, ob der Gefangene der Mann dazu sei, gelegentlich auf's Neue Hochverrath zu üben? Eine solche Auskunft konnte der Bericht nicht geben, denn über politische und damit verwandte Dinge sprach man sich im Zuchthause überhaupt nicht aus und es konnte doch wohl niemand so vermessen sein, einem Manne seine Gesinnung und Absichten an der Nasenspitze absehen zu wollen. Gesetzt aber auch, man hätte dies thun zu können geglaubt: einer bloßen Gesinnung wegen sollte man doch, wie man deshalb niemand ins Zuchthaus stecken kann, billigerweise auch niemand darin zurückhalten. Doch darauf konnte sich ein solcher Bericht, wie gesagt, gar nicht beziehen: die Beamten des Zuchthauses konnten nur über das äußerliche Verhalten des Gefangenen eine Meinung aussprechen, ihr Bericht konnte sich nur auf sein sittliches Wohlverhalten erstrecken, so weit sich dies nach seinem äußerlichen Benehmen, d. h. insbesondere nach seiner mehr oder minder strengen Beobachtung der Hausregeln, beurtheilen läßt. Was konnte in dieser Beziehung der Bericht für ein Gewicht in die Wagschale legen? Gesetzt, es hätte einer auch alle Tage kreuz und quer gegen die Hausordnung gesündigt, so wäre dadurch doch nicht ein einziger Tag, nicht eine Stunde Zuchthausstrafe verwirkt worden. Wollte man ihn des früher geübten Hochverraths wegen nicht länger festhalten, so würd' es ja komisch gewesen sein, ihn einiger nicht strict beobachteten Zuchthausregeln wegen noch festhalten zu wollen! Genug,

ich konnte die wahre Bedeutung des „Berichts“ nicht ausfindig machen und grübelte nicht weiter darüber. Ich hatte übrigens vermuthet, ein solcher Bericht sei ein etwa vom Anstaltsdirector nach dem vorliegenden Material verfaßter Aufsatz. Man sagte mir jedoch, dem sei nicht so, es habe der Bericht vielmehr so viele unmittelbare Mitarbeiter als Oberbeamte vorhanden seien, von denen ein Jeder sein Gutachten über den Gefangenen eigenhändig beifüge. Nach den Beispielen, die mir davon mitgetheilt wurden, mögen diese musivisch zusammengesetzten Berichte bisweilen seltsame Styl- und Gedankenproben enthalten.

Der nach Ablauf von drei Jahren in Aussicht gestellte Bericht gehörte indeß nicht unter jene Tröstungen, womit man dem Vogel damals den Käfig versüßen wollte. Diese waren anderer Art. Einer der für gewöhnlich in unserm Hause beschäftigten Aufseher kam eines Tags in die Zelle, um vor mir (ebenso wie vor den andern politischen Isolirten) ein ganzes Füllhorn „guter Nachrichten“ auszuschütten. Was man hier darunter verstand, glaubt' ich schon zu wissen, als z. B. daß der etwaige Nachlaß den Angehörigen ausgeliefert werden solle. „Gute Nachricht“ gemahnte mich hier immer an die „gesunde Speise“ Eulenspiegels, vor der er allezeit bewahrt zu bleiben wünschte.

Der Aufseher begegnete aber meiner ungläubigen Miene mit einem triumphirenden Blicke, denn er war diesmal seiner Sache gewiß.

Zum ersten kündigte er mir an, daß fortan der Herr Pastor uns Gefangene bisweilen besuchen werde, — „nicht

etwa, um geistliche Gespräche zu führen, sondern um sich auf andre gemüthliche Weise mit euch zu unterreden."

Seit zwei Jahren war kein solcher Besuch erfolgt. War das Wort im Evangelium, welches des Gefangenenbesuchs gedenkt, nicht kräftig und markig genug gewesen, um geistliche Ohren zu rühren? Mußte erst die Weisung von Dresden ergehen, wie es jetzt wahrscheinlich geschehen war, damit diese Pflicht erfüllt werden konnte?

Ueber diese erste der angekündigten Wohlthaten hab' ich mich bereits weitläufig genug ausgesprochen.

Zum zweiten ward angekündigt, daß wir, und zwar vom selbigen Tage an, wieder wie ehemals im Garten spazieren gehen sollten. Ich pflegte damals überhaupt gar nicht spazieren zu gehen, sondern statt dessen mit den wenigen noch übrigen Theilnehmern im Krankenhöfchen täglich eine Stunde Holz zu sägen und zu spalten. Ich schwankte, ob ich dieser Erholung nicht auch ferner treu bleiben solle; aber man machte mich aufmerksam, daß ich da wahrscheinlich der einzige und ohne alle Gesellschaft sein, daß es sich auch auffällig und nicht hübsch ausnehmen werde — kurz, ich mußte das Holzgeschäft aufgeben und mich zum Gartenspaziergange entschließen, der übrigens auch in mehrfacher Hinsicht sein Gutes hätte. Wir gingen also vom nämlichen Tage an im Garten spazieren, den wir seit fünf Jahren nicht mehr betreten hatten. Doch gingen wir Politischen da nicht allein, sondern zugleich mit uns die mit Anstaltsschreiberei beschäftigten Gefangenen und gelegentlich noch einige andere Ausnahmen. Die Zeit des Spaziergangs wechselte je nach der Jahreszeit. Im Sommer gingen wir von jetzt an gewöhnlich zweimal, des

Morgens eine halbe Stunde und nachmittags oder gegen Abend ein Stündchen. Auch während des einen Winters wurde zweimal gegangen, doch hatte da der Morgenspaziergang für manche der Gefangenen sein Bedenkliches. Ein großer Uebelstand blieb nach wie vor, daß man nicht beliebig schnell oder langsam gehen, sondern sich nach Vorder- und Hintermann richten mußte. Schon das verleidete den Genuß. Es sollten gleichmäßige Abstände gehalten werden und das konnte man bisweilen beim besten Willen nicht, wenn sich einem der Vorder- und Hintermann gleichzeitig näherte, und der dann erfolgende Zuruf: „Abstände halten! dort nicht zu dicht beisammen!" verleidete desgleichen den Genuß. Anstatt sich zu ergehen, sollte man ängstlich Distanzen messen und wie das Zünglein der Wage scrupulös zwischen Vorder- und Hintermann vibriren. Dabei blieben gelegentlich auch die alten Plagen nicht aus, die einem durch Pikets oder fremde Zuschauer bereitet wurden. Ich ließ mich daher bald, wie es noch einige Andre ebenfalls thaten, auf dem Spaziergange isoliren, d. h. mir einen der benachbarten Seitenwege anweisen, wo ich nicht mehr in der Reihe sondern allein ging und meine Schritte nicht zu messen brauchte. Das war eine sehr wesentliche Verbesserung des Spaziergangs. Während der kalten Jahreszeit war das Schlimme, daß man oft in halberfrorenem Zustande in die kalte Zelle zurückkehrte, wo man Thür und Fenster offen fand; denn erst nach dem Einrücken wurde geheizt, und bevor diese schwache Heizung ihre Wirkung that, hatte man keine angenehme Zeit in der Zelle. Doch schätzte man sich schon glücklich, wenn Windstille war und der Ofen es mit seinen Ausströmungen gnädig machte.

Eine Unterbrechung erfuhren übrigens die Gartenspaziergänge während meines Aufenthaltes in Waldheim nicht wieder.

Ferner sollte uns gestattet sein, einen lebendigen Gesellschafter, etwa einen Vogel, in der Zelle zu halten. Von dieser Erlaubniß konnt' ich nun durchaus keinen Gebrauch machen, denn es war eine meiner schwachen Seiten, daß mir der bloße Anblick alles Eingekerkerten zuwider war; am allerwenigsten aber hätt' ich selber, zumal hier, den Kerkermeister eines Vogels machen mögen und wäre es auch nur ein im Gefängnisse geborener Kanarienvogel gewesen. Andre dachten in dieser Beziehung anders als ich. Der Eine schaffte sich sofort einen Staar an, der aus Mangel an geeigneter Kost sehr bald das Zeitliche segnete; dann hielt man Kanarienvögel und diese geborenen Sklaven waren niedrig genug gesinnt, selbst im Zuchthause ihren schmetternden Gesang erschallen zu lassen.

Auch Blumen in der Zelle zu haben sollte uns fortan wieder freistehen und fast alle, denen diese Erlaubniß galt, machten davon einen reichlichen Gebrauch. Man versicherte mir zwar, daß ein plötzliches Wiederentziehen der Blumentöpfe, wie es früher vorgekommen, fortan nicht zu befürchten sei, aber die Erfahrung hatte mich scheu gemacht und ich glaubte hier um so freier sein zu können, je weniger ich zu verlieren hätte. Daher mocht' ich lieber nichts anschaffen und begnügte mich, dann und wann einen Blumenstrauß aus dem Garten zu beziehen; das war etwas Vergängliches und konnte mir nicht lange bleiben. Später schenkte mir einmal ein Nachbar eine Hyacinthe und die mußt' ich nun schon pflegen. Als sie verblüht war, ließ ich den Topf voll Erde im Fenster stehen, ohn' etwas hinein zu pflanzen

oder zu säen, aber das Erdreich war fruchtbar: es entwickelte sich bald eine reiche Vegetation, lauter solche Sachen, die der Gärtner Unkraut zu nennen pflegt, aber es gab einen stattlichen grünen Busch, dem ich durch Anordnung und Pflege ein Ansehen zu geben wußte. Das war mein Garten in der Zelle, der mir einen grünen Vordergrund bildete, während sich jenseit draußen die Krone der Hoflinde zeigte und man neben derselben, im Hintergrunde, einen Blick in's Freie auf einen Hügel hatte, wo man das Korn wachsen, reifen und unter des Schnitters Hand fallen sehen konnte. Freilich nur eine handbreit Feld! aber während der Jahre, wo man sonst nirgends einen Blick auf's offene Land thun konnte, war mir's immer lieb, wenn ich einige der wenigen Zellen bewohnte, wo man diese Aussicht hatte. Da zog sich, neben jenem kleinen Hügel, die ostwärts, zunächst nach dem Städtchen Rossen führende Landstraße hinauf, auf welcher ich Frachtwagen und allerlei Fuhrwerk eine gute Strecke weit verfolgen konnte. Ich sah die Stelle, wo im Jahre 49 der Postillon, während wir die Höhe hinauf fuhren, hatte Halt machen müssen, weil die Deichsel zerbrochen war; und selbst in Winternächten verfolgt' ich die Krümmungen dieser Straße oft, wenn da das Licht einer Wagenlaterne wie ein Irrlicht herabkam oder hinaufging, um sich endlich im Dunkel zu verlieren. Jetzt, wo wir wieder in den Garten gingen und das ganze Thal übersehen konnten, hatte jener dürftige Blick in's Freie weniger Werth; ich hatte jedoch Gelegenheit genug gehabt, ihn schätzen zu lernen.

Außer den erwähnten Verbesserungen unserer Lage sollten wir nun auch die Wohlthat einer besondern Schlafzelle haben.

Man quartierte uns politische Isolirte (damals nur noch eine kleine Anzahl) in einer Reihe, doch so, daß sich zwischen den von uns bewohnten Zellen unbewohnte befanden und die letztern sollten unsre Schlafzellen sein. Wir waren daher zwar Nachbarn, aber nicht Wandnachbarn (was durchaus vermieden werden sollte), denn bei Tage hatte jeder rechts und links eine leere Schlafzelle und in der Nacht zu beiden Seiten unbewohnte Wohnzellen.

Einen Vortheil, einen sehr großen Vortheil hatte diese neue Einrichtung: wir sollten fortan (ausgenommen etwa bei Gelegenheit des alljährlich einmal vorkommenden Ausweißens der Zellen) nicht mehr der greulichen Plage des fortwährenden Umzugs ausgesetzt sein. Den urplötzlichen störenden Ruf: „Umquartieren!“ „Umziehen nach Nr. so und so!“ nicht mehr hören zu müssen, sich wieder eine Zelle einrichten zu können, wo man sich vor Fußboden und Wänden nicht mehr zu ekeln haben würde und wo man wußte, daß man für sich selber und nicht für den ersten besten Unfläthigen rein machte, der diese Reinlichkeit gar nicht schätzte, das war gewiß eine Wohlthat.

Auch war's wohl hübsch, die immer viel Staub verursachende Lagerstatt nicht in der Wohnzelle zu haben. Von diesen Vortheilen abgesehen war jedoch das Wohlthätige der neuen Einrichtung eitel Schein und die damit verknüpften Nachtheile hielten den Vortheilen zum mindesten die Wage. Bei dem zeitherigen beständigen Umquartieren war man nie zur Ruhe gekommen, man war vier Jahre lang fortwährend wie gehetzt gewesen. Jetzt sollte man in der Ruhe des Gefängnisses auf eine andre Weise gestört werden.

Wenn der Abend gekommen war, wenn sich die Stürme des Tages gelegt hatten und auch das ewige Schlössergerassel schwieg, hatte man bisher doch in der Regel noch eine Stunde gehabt, die ruhig heißen konnte. Man hatte vielleicht bis neun Uhr gelesen, dann das Licht gelöscht und sich, zumal wenn auf dem Hofe nicht gar zu arge Schreihälse ihr Wesen trieben, mit einem gewissen Behagen auf's Lager gestreckt. Damit war's nun vorbei. Man war genöthigt, gegen dreiviertel auf neun Uhr gewissermaßen reisefertig dazustehn, d. h. man nahm, nachdem das Licht gelöscht war, Waschfäßchen, Handtuch u. s. w. zur Hand und stand harrend, bis der Aufseher kommen und aufschließen würde, damit man hinüber in die Schlafzelle gehen und dort für die Nacht eingeschlossen werden könnte. Man war nicht gezwungen, das Waschgeräth mit hinüber zu schleppen; man that das freiwillig, aber man mußt' es schon thun, wenn man nicht am nächsten Morgen erstlich Zeit verlieren und zweitens sich genöthigt sehen wollte, die Morgensuppe entweder völlig erkaltet oder bevor man sich gewaschen hatte zu essen. Denn wenn früh um fünf die Schlafzelle geöffnet wurde, standen stets auch die Leute, welche Wasser und Suppe austheilten, an der gleichfalls schon geöffneten Thür der Wohnzelle und die Suppe war da gewöhnlich schon im Napfe bevor man noch selber die Zelle betrat. Im Winter hatte dieses Frühstück seiner Wärme wegen Werth und wollte man sich diese Wärme nicht entgehen lassen, so mußte man die kleinen Geschäfte des Waschens u. s. w. bereits hinter sich haben.

Im hohen Sommer, wo es nach drei Uhr morgens zu tagen beginnt, hatte man diese Frühstunden, die ruhigsten

und ungestörtesten des ganzen Tages, gern benutzt. Jetzt mußten sie fast ganz verloren gehen, denn man blieb in der Schlafzelle, wo man sich höchstens mit Lesen beschäftigen konnte, bis um fünf Uhr eingeschlossen.

Am unleidlichsten war diese Schlafzelle jedoch im Winter. Thür und Fenster sollten da, der Auslüftung wegen, den lieben langen Tag offen stehen. Dies brachte uns schon bei Tage den Nachtheil, daß unsre Zellen die schwache Wärme, die sie empfingen, nicht zu halten vermochten, denn die Zwischenwände waren dünn und wir hatten nun auf allen vier Seiten nicht nur ungeheizte, sondern von Wind und Wetter durchfegte Räume, die so gut wie offene Straße waren. Mit Mühe brachten wir's endlich dahin, daß man in den kältesten Tagen Thür und Fenster der Schlafzellen blos eine Zeitlang offen ließ.

Kam man nun zur Winterszeit des Abends in die Schlafzelle, so war's, als träte man nicht in ein Schlafgemach, sondern auf offene Straße. Oft flogen einem die Schneeflocken noch in's Gesicht, nachdem sie schon das Lager gefeuchtet hatten und jedenfalls legte man sich in einer so rauhen oder feuchten Nachtluft nieder, wie sie die Jahreszeit eben mit sich brachte. Das mochte für derbe Naturen erträglich sein, aber für Leute, die bei geschwächter Gesundheit lange Jahre im Gefängnisse zugebracht hatten, war solche Luft sicherlich Gift.

Und wenn es noch immer reine Luft gewesen wäre! Bei Tage, wo diese Zellen unverschlossen waren, benutzten Hausarbeiter, die man da mit Scheuern der Corridore und dergleichen beschäftigte, häufig die Abtritte der Schlafzellen und

man mußte dann nachts in einem Dunste liegen, dem man bei der jetzigen Einrichtung in der Wohnzelle nicht ausgesetzt gewesen sein würde. Man hörte bei Tage, wie jene Leute solchen unerlaubten Gebrauch von der Schlafzelle machten, aber man war eingeschlossen und konnte sie also nicht daran verhindern. Man konnte die Sünder denunciren — aber wer hätte sich dazu verstehen mögen, im Zuchthause jemand zu denunciren, noch dazu solcher Bagatelle wegen, wobei sich die Leute nichts Uebles dachten und wofür sie gleichwohl vielleicht hart bestraft worden wären! Ich machte daher die Aufseher nur im Allgemeinen auf den Uebelstand aufmerksam, sobald die speciellen Thäter nicht mehr zu ermitteln waren, man warnte dann die Scheuerer einmal vor Misbrauch, aber diese Leute wechselten fortwährend und so wiederholte sich die Sache nur zu häufig.

Und wenn man sich unwohl fühlte, wenn man von einem heftigen Schnupfen geplagt war und man sollte sich in diese winterliche Zelle legen, deren Fußboden bisweilen, wenn sie spät am Nachmittage ausgescheuert worden, noch nicht völlig trocken war! Als mir diese neue Einrichtung angekündigt wurde, übersah ich gleich die vielfachen Unbequemlichkeiten und Leiden, die sie mir bereiten würde, und wußte, daß mir statt einer Wohlthat eine Plage zu Theil ward.

Wer hätte verkannt, daß es damit ganz gut gemeint war? Man traf Einrichtungen in wohlmeinender Absicht, aber immer nur nach Maßgabe der eigenen Ansicht, ohne die Gefangenen selbst dabei zu befragen und erzielte daher oft das Gegentheil dessen, was man beabsichtigte. Es mochte, wenn auch nicht ausgesprochener doch stillschweigender und so zu sagen instinkt-

mäßiger Grundsatz sein, einen Gefangenen nie zu Rathe zu ziehen. Wie ein Gefangener nie Recht haben konnte, so konnt' er auch nie eine verständige Ansicht haben und es hätte die Disciplin gefährden heißen, hätte man ihm einmal die Ehre erweisen und fragen wollen, was er wohl von der oder jener beabsichtigten Einrichtung halte.

Die große Masse der Gefangenen ging abends allerdings auch in Schlafzellen, sie fanden da aber niemals ein offenes Fenster vor, denn diese Fenster wurden stets schon zeitig geschlossen; überdies führten diese Leute eine ganz andre Lebensweise als wir, waren den Tag über in Bewegung, waren meist robuster und gesünder, und ihre Lage ließ sich mit der unsern überhaupt gar nicht vergleichen.

Einigemal, wenn mein Unwohlsein zu deutlich und unverkennbar war, ist mir's gelungen, mein Lager zeitweilig wieder in der Wohnzelle aufgestellt zu sehen; man verstand sich aber nie gern dazu (hatte ich dann doch nachts einen Politischen zum Wandnachbar!) und nöthigte mich immer so bald als möglich, mich der eingeführten Ordnung, die für mich keine Ordnung war, wieder zu fügen.

Eine andre damals eingeführte Neuerung war es, daß wir isolirten Politischen auf dem Wege zur Kirche nicht mehr mit den andern gingen, sondern eine besondere Gruppe bildeten. Was damit beabsichtigt ward, hab' ich nicht zu enträthseln vermocht. Uns konnt' es gelegen sein, nur mit unsers Gleichen zu gehen, aber es ließ sich schlechterdings nicht annehmen, daß man uns auf solche Weise einen Gefallen thun wollte. War man doch bei jeder Gelegenheit geflissentlich, ja ängstlich darauf bedacht, uns gesondert von einander

zu halten. Man hatte seit vier oder fünf Jahren niemals zwei von uns Wandnachbarn sein lassen und hielt uns auch jetzt sorgfältig durch leere Schlafzellen getrennt; man achtete nach wie vor darauf, daß wir auf Spaziergängen in weiten Abständen von einander gingen u. s. w.

Galt es aus irgend einem andern Grunde die politischen von den übrigen Gefangenen zu sondern? Nein: denn nur wir wenigen isolirten Politischen bildeten diese gesonderte Gruppe; die zahlreichern nicht Isolirten hingegen gingen nach wie vor unter der Masse. Wollte man, vielleicht aus humaner Rücksicht, die gebildeten Leute miteinander gehen lassen? Nein: denn es gab, namentlich unter den Zellenbewohnern, noch verschiedene gebildete Leute, die unserer Gruppe nicht zugesellt waren.

Wollte man uns nur beisammen haben, um uns bequemer überwachen zu können? Schwerlich. Denn wenn wir vereinzelt unter der Masse gingen, hatte man an uns weit weniger zu überwachen als an allen andern.

Der Grund dieser Maßregel war nicht zu entdecken und sie hatte für uns nur etwa den Erfolg, daß wir hinfort auf dem Hofe dem Blicke fremder Gaffer besser ausgesetzt waren. Unser Häuflein war bald auf sechs geschmolzen und oft, wenn der eine oder andre krank war, wandelten auch wohl nur fünf oder vier über den Hof zur Kirche.

Es war damals bereits in Betreff der kaufbaren Victualien insofern eine Aenderung zum Bessern eingetreten, als ein jeder (der die Mittel besaß und dem die Verwendung

dieser Mittel nicht vielleicht zur Strafe zeitweilig verwehrt war) sich außer dem, was für die üblichen zwanzig Groschen allmonatlich zu haben war, noch ein Mehreres „schreiben lassen“ konnte. Man nannte das auf solche Weise Bezogene „Extravictualien“ und diese Einrichtung erfuhr jetzt eine weitere Vervollkommnung, indem noch „außerordentliche Extravictualien“ hinzukamen. Von diesen durften wir Gebrauch machen, doch nicht wir allein, auch andre Erwählte, immerhin aber waren diejenigen, die sich auf solche Weise bevorzugt sahen, nur Ausnahmen.

Wir durften fortan so ziemlich Alles kaufen, was in Waldheim überhaupt zu haben war (gewisse Dinge, wie namentlich geistige Getränke und Cigarren, blieben, wie man sich denken kann, streng ausgeschlossen). Man kaufte Obst aller Art, frisches und gebackenes (von letzterem war jedoch kaum etwas Genießbares zu bekommen); wer solcher Gegenstände, wie Butter und Speck, die stets weit über die frische Jugendzeit hinaus waren, einmal müde war, ließ sich gelegentlich ein Pfund Syrup kommen. Man kaufte sich eine Citrone und dergleichen, um den faden Brei zu würzen; Eier spielten gleichfalls eine Rolle. Aber wir konnten uns auch Fleisch kochen lassen, etwa ein paar Pfund monatlich, welches gewöhnlich viertelpfundweise geliefert wurde, so daß man wöchentlich etwa zwei Portionen bekam.

Was man von solchen Dingen wünschte, wurde aufgezeichnet, aber dann nicht sofort eingekauft, vielmehr mußte das Verzeichniß erst dem Directorium zur Genehmigung vorgelegt werden, die indeß nur selten einem Artikel versagt

ward, denn man war schon bedacht, nur solche Gegenstände zu verlangen, hinsichtlich deren sich voraussehen ließ, daß sie nicht verweigert werden würden. Mehr Noth machte bisweilen das Einkaufen, denn fast Alles mußte aus dem Städtchen bezogen werden und wir konnten die Leute, die den Einkauf vermittelten, nicht kommandiren, sondern mußten ruhig abwarten, bis das Bestellte kam und das dauerte manchmal etwas lange. Nicht leicht blieb jedoch etwas gänzlich aus: was einmal geschrieben und genehmigt war, mußte geschafft werden, freilich um jeden Preis und die Preise solcher Dinge sind in einem von allerhand Beamten wimmelnden Städtchen gewöhnlich höher als in einer großen Stadt.

Das waren denn die Erleichterungen, die uns das Jahr 1856 gebracht hatte. Es war in Rücksicht auf die Gesundheit nicht unwichtig, daß man Gelegenheit erhielt, die elende kraftlose Kost ein wenig zu verbessern, aber darauf beschränkte sich auch am Ende Alles, was Erleichterung heißen konnte. Man war nach wie vor im Zuchthause und wurde nach wie vor wie ein Züchtling behandelt. Es hätte blos eine wahre Erleichterung gegeben: die Freilassung. Alles Andre ließ, wenn es nicht vielleicht gar wie ein Spott berührte, gleichgiltig. Was wollt' es bedeuten, daß man die Möglichkeit der Freilassung in weiter Ferne gezeigt hatte? Man konnte dieselbe, glaub' ich, durch zu langes Zögern keineswegs im Preise steigern, denn ein sehr, ein heiß Ersehntes kann, wenn es kommt, zu spät kommen und hat dann keinen Werth mehr.

Jeden, der nicht längere Zeit in Gefangenschaft gewesen ist, dünkt ein im Kerker zugebrachtes Jahr, ja schon ein

halbes Jahr ein erschrecklich langer Zeitraum. Hier mußte man, nachdem man bereits sieben oder acht Jahre gefangen gewesen, sich Glück wünschen lassen, ja sich zumuthen lassen, daß man sich freuen solle, weil man nur noch drei Jahre mit Bestimmtheit eingesperrt sein, nach Ablauf dieser drei Jahre aber nicht Freiheit, sondern Aussicht auf Freiheit erhalten werde. Ein Jahr, einige Jahre, das waren hier Kleinigkeiten!

Und niemand entgeht den verderblichen Einflüssen langwieriger Gefangenschaft völlig, namentlich solcher Gefangenschaft! Ich spreche nicht von dem natürlichen Einflusse der Zeit, der sich auch außer dem Gefängnisse geltend macht; ich denke nicht an die Köpfe, die ich im dunkeln Haar hier kennen gelernt und jetzt ergraut und halb kahl vor mir wandeln sah; ich rede auch nicht von der durch miserable Lebensweise, durch schlechte Kost und schlechte Luft vernichteten Gesundheit des einen und andern; aber auch Geist, Gemüth, Charakter der Besten bleibt nicht ganz frei von den Spuren des Gifthauchs, der in einer solchen Anstalt nun einmal Alles berührt. Mancher sieht es nur nicht selber und gesteht sich's nicht, daß er eine, wenn auch nicht grell hervortretende Wandlung erlitten, weil er's nie versucht oder nie verstanden hat, seine eigene Person mit voller Unbefangenheit zum Object zu machen. Bei manchen, namentlich den sehr gutmüthigen aber schwachen Charakteren, macht sich die Veränderung zum Schlechtern aber auch ganz deutlich und plump bemerklich. Ein sonst frischer munterer Kopf macht am Ende nur noch den Eindruck eines halb Blödsinnigen. Ein andrer wird zum Betbruder und meint es in seiner Bornirtheit damit so ehrlich, daß man

dem armen Teufel nicht böse sein, sondern nur Mitleid schenken kann. Ich habe Leute gesehen, die geradezu weinen konnten (zum Fluchen waren sie schon nicht mehr energisch genug), wenn von den vorhandenen Stahlfedern keine recht tauglich war, die verzweifeln wollten, wenn die Victualien einen Tag über die gewohnte Zeit auf sich warten ließen. Doch das waren Ausnahmen.

---

welches am Ende eines Briefes unbeschrieben geblieben war, abzuschneiden. Man ging hierin so weit, die Umschläge zurückzubehalten; dann besann man sich, daß diese, weil sie Adresse, Portoangabe u. s. w. enthalten, ein Theil des Briefes sind und begnügte sich, nur alle weißen Theile des Umschlags abzuschneiden. In solchem Zustande (abgesehn von etwaigen Verkürzungen des Inhalts, deren ich bereits gedacht habe,) erhielt man den Brief. Ich sollte nun meinen, billigerweise und anständigerweise hätten die Beamten, die den Brief von Amtswegen durchsahen, denselben, wenn auch nur leicht, etwa mit einer Oblate, wieder schließen sollen, bevor sie ihn an den betreffenden Gefangenen schickten. Einige wenige Mal ist mir's wohl geschehn, daß ich einen Brief aus den Händen dieser Beamten unmittelbar empfing. In der Regel geschah das jedoch nicht, man erhielt den Brief vielmehr aus der Hand eines Aufsehers, dem er übergeben worden, nachdem er vielleicht durch die Hände mehrerer Aufseher gegangen war. Solch ein offenes Blatt lag dann manchmal halbe und ganze Tage in der Zelle, wo sich die Aufseher aufzuhalten pflegten und man bekam es erst, wenn der Aufseher „Zeit hatte." („Ich habe keine Zeit" oder „Wenn ich Zeit habe", waren bei diesen Unterbeamten überhaupt stark gebrauchte Redensarten und wahr ist, daß sie vor lauter Geschäften, vor zahlreichen Weisungen ihrer Vorgesetzten und vor unzähligen Anliegen der Gefangenen oft nicht wissen konnten wo ihnen der Kopf stand.) So kam's vor, daß der Aufseher aus irgend einem Grunde zu mir in die Zelle kam und bei der Gelegenheit sagte: „Es ist auch ein Brief für dich da. Da ist eine merkwürdige Geschichte drin erzählt" — und nun erzählte er mir

dertes Bekanntwerden mit Dem, was draußen in der Welt vorging.

Ich erwähnte schon, daß wir uns von den wichtigern Tagesereignissen zu unterrichten wußten. Immerhin aber geschah das doch nur auf unvollkommene und lückenhafte Weise. Etwas vollständiger konnte man sich von dem unterrichten, was die literarische Welt bewegte, denn es waren da schon seit geraumer Zeit einige deutsche und ausländische Zeitschriften zugelassen, welche die Empfänger auch andern Gefangenen mittheilen konnten. Diese Blätter forschte man sehr genau durch und irgend eine kurze beiläufige Notiz, oft ein bloßes Wort oder selbst ein Buchtitel mußte zur Erläuterung und zur Ergänzung dessen dienen, was man von den Weltereignissen wußte. Wie gierig las man unter solchen Umständen z. B. die italienischen Correspondenzen im Londoner Athenäum.

Um die Zeit, von der ich hier rede, wurden wir noch reichlicher mit belletristischen Zeitschriften versorgt. Ein damals unlängst aus unserer Mitte Entlassener hatte den guten Einfall, uns aus einer Dresdener Leihanstalt solche Blätter zuschicken zu lassen und das Directorium genehmigte die Sache. Wir erhielten nun etwa alle vierzehn Tage frische Sendungen; freilich waren die Sachen durchschnittlich wenigstens ein halbes Jahr alt, doch das konnte uns unter den Umständen wenig verschlagen. Indem man diese Blätter zuließ, wich man schon ein wenig von dem alten Grundsatze ab, uns über die Tagesgeschichte im Dunkeln zu lassen, denn einige Politica enthalten ja die belletristischen Zeitschriften fast alle.

Wenn sich, wie es bisher hier geschehen war, zur leiblichen

Absperrung von der Außenwelt auch die geistige gesellt, wird die Gefangenschaft eigentlich erst vollständig. Man entschloß sich jetzt endlich, diese letztere Hälfte der Gefangenschaft, wenn auch nicht gänzlich aufzuheben, doch wesentlich zu mildern, indem man uns das Lesen politischer Zeitungen ausdrücklich gestattete. Es blieb indeß nicht unserer Wahl anheim gegeben, welche Blätter wir lesen wollten. Begreiflicherweise sollten es vor allen Dingen nur Organe der sogenannten „guten Presse“ sein und unter den guten waren da natürlich die beiden unter den Auspicien der sächsischen Regierung erscheinenden Zeitungen die besten. Man gestattete uns also, die Leipziger Zeitung und das Dresdener Journal (versteht sich auf unsere Kosten) zu lesen. Es herrschte gerade eine politische Dürre und Windstille, als ich im April 1857 die erste Nummer der Leipziger Zeitung empfing und es war mir damals unmöglich, ein solches Blatt durchzulesen. Die Sache war nur der Neuheit wegen erfreulich, denn es geschah vielleicht zum allerersten Male, daß politische Blätter auf solche Weise in diesen Gefängnißhallen circulirten und Abonnenten hier hatten. Die Zahl der Betheiligten beschränkte sich übrigens auf etwa ein halbes Dutzend, d. h. auf jene kleine Gruppe, die jetzt von der großen Masse gesondert zur Kirche zu gehen pflegte.

Wenn man lange Jahre von der lebendigen Welt abgeschlossen, nur auf die Bücherwelt angewiesen gewesen ist und daher viel, erstaunlich viel gelesen hat, dann kommt endlich auch einmal eine Zeit, wo man des ewigen Lesens herzlich satt wird. Man sehnt sich nach einem Stück frischen Lebens und empfindet einen Ekel vor den Buchstaben. Ich

mochte damals lieber meinen Blumentopf voll Unkraut sorgfältig pflegen, als ein interessantes Buch lesen. Und die lange vergebens erwartete Zeitung — jetzt lag sie vor mir, ein ziemlich trostloser Anblick. Es gibt so viele Menschen, besonders in Deutschland, für die alles öffentliche Leben nichts weiter als ein Leben in der Zeitung ist. Sie merken nicht, wie sehr sie dem wirklichen Leben entrückt sind, sie meinen die Geschichte des Tages zu überschauen und zu verstehen, während sie doch nur Schatten und Illusionen kennen. Sie wähnen mitten in der Bewegung zu stehen und merken nicht, wie ihnen über dem Lesen die Glieder steif und ungelenk werden. Im langen Frieden ersäuft man in der Theorie und über dem ewigen Lesen geht der praktische Sinn verloren.

Es ist ein Unglück, daß das Volk so sehr viel liest. Es lernt dabei, soweit es überhaupt etwas dabei lernt, im besten Falle den Kritiker spielen, aber es verlernt die Hände brauchen. Es lernt über seine Uebelstände räsonniren, aber es verliert den gesunden Instinkt, der es anweisen könnte, diese Uebelstände auf der schwachen Seite zu packen und zu besiegen. Es lernt zurechtgemachte Gedanken für seine eigenen halten und wird darüber des selbständigen Denkens und Handelns unfähig. O, wär' ich ein Despot, ich würde die Leihbibliotheken mit meinen Orden, Titeln und Schmeicheleien überhäufen!

Ohne Zweifel war der gesunde praktische Verstand regsamer und ausgebildeter, die individuelle Selbständigkeit größer, als man noch wenig las, als man die Augen offener für die Welt als für die Buchstaben hatte. Jetzt ist der Ver-

stand befangen und umnebelt und das Volk bildet sich ein zu denken, während es nachbetet. Was sollte wohl noch aus der Menschheit werden, wenn die sogenannte Bildung, das Buchwissen, so vollkommen allgemein würde, als man es zu erstreben affectirt? Was würde aus Naturwüchsigkeit, was aus Instinct? Heißt jenes Streben nicht so viel als: anstatt die Masse mit Salz zu würzen, sie vielmehr versalzen, ja ganz und gar in Salz verwandeln wollen? Und auf solche Weise muß sie verderben. Allgemeine Bildung! das klingt herrlich, aber man vergißt, daß ein Baum nicht blos Blüthen und Früchte, sondern noch weit mehr Blätter tragen muß und daß ohne letztere auch nicht an Früchte zu denken wäre.

Für jede Leihbibliothek drei Turnplätze, das wär' ein Schritt zum Bessern.

Das zu viele blos passive Lesen (d. h. ohne wirkliches Selbstdenken) ist ein geistiges Opiumrauchen. Bücher sollten genossen werden wie Gewürz, denn ein solches sollen sie billigerweise nur sein. Nun genießt das Volk aber das Gewürz schüsselnweise, statt sich daran zu stärken, berauscht, betäubt es sich damit. Das würde schlimm genug sein, wenn das Gewürz an sich stets gut wäre; aber da sie das narkotische Zeug in so gewaltigen Quantitäten verschlingen wollen, können sie eben nur Gefälschtes und Fusel haben und ebenso wie sich die Einen den eigentlichen Fusel aus den Branntweinläden oder wie sich Andre ein geistig Narkoticum dorther holen, wo, wie jemand gesagt hat, „permanente Guillotinen der Vernunft“ stehen, so holt sich die große Masse ihr narkotisches Gift aus den Leihbibliotheken. Und bei diesem Genusse, diesem heillosen Lesen, verhalten sie sich immer

passiv, lassen auf sich wirken und verlernen alle Selbstthätigkeit. Dies einseitig passive Lesen ist wie das beständige Streuen einer Saat, die nie aufgeht, es ist ein stetes Empfangen und nie Gebären. Aber wenn das, was geistige Nahrung heißt, durch Lesen gesucht wird, so soll dies Lesen, um heilsam zu wirken, nicht Gedanken eingeben, sondern Gedanken wecken; der Geist soll sich nicht passiv verhalten. Er soll sich zur Selbstthätigkeit anregen lassen. Er soll glühn und leuchten wie die Flamme, und wie diese des Oels bedarf, mag auch er Nahrung von außen empfangen, aber das Leuchten ist die Hauptsache, nicht das Oelverzehren.

Die Mehrzahl der sogenannten gebildeten Leute sind keine Selbstdenker, sie sind eben nur fähig, das zu betrachten, was andre gedacht haben; zu betrachten, denn es selbständig jenen n a c h z u denken, dessen sind sie nicht fähig. Für sie muß daher Alles breitgeschrieben, breitgetreten sein; das Buch gibt ihnen nicht blos den Gegenstand, den Gedankenstoff, sondern überhebt sie auch der Mühe darüber zu denken, indem es ihn selber für sie überdenkt. So bleibt ihr Geist ohne selbstthätige Uebung und verdumpft und verrostet, daß er sich nicht zu regen weiß, wo er sich selbständig zeigen sollte. Aber voll Dünkels rühmen sie sich auch wohl eines nicht geringen Wissens, während sie nur ihr Gedächtniß vollgestopft haben. Ein Jüngerer hat oft ebensoviel wo nicht mehr im Kopfe als ein Alter, aber er hat den Vorrath nicht wirklich selbst erworben, nur gesammelt, er g l a u b t das Meiste nur, w e i ß es aber nicht, während der Aeltere, der ein Vierteljahrhundert länger praktisch erfahren und selber gedacht hat, das Seine nicht blos im Gedächtnisse angehäuft hat, sondern es auch

wirklich weiß; er hat das Gesammelte „erworben, um es zu besitzen.“ Die Leute zum Selbstdenken anregen ist daher wichtiger, als bedeutende Gedanken aussprechen, (durch letzteres füllt man ihnen den Kopf nur mit Sentenzen zu gedankenlosem Nachbeten;) denn das Selbsterwerben ist Hauptsache beim Sammeln geistigen Gutes und nur durch solches Erwerben verschafft man sich einen wahren geistigen Gehalt, der eine feste Stütze im Leben ist, Werth verleiht und Trost und Freude an Allem sichert.

Nach nichts sah man die Leute, die sich hier Bücher aus der Anstaltsbibliothek geben ließen, eifriger greifen, als nach den Bänden des „Pfennigmagazins“, eines jener populären Sammelsurien, die leider heute noch nicht aus der Mode sind und so gesucht werden, weil sie einerseits die trägen Köpfe unterhalten, ohne ihnen eine Denkanstrengung zuzumuthen, anderseits aber einen Allerhandskram bieten, der das arme Volk wähnen läßt, es erwerbe sich Kenntnisse.

Wie gern würd' ich mich jetzt selber mit einer geeigneten Handarbeit befaßt haben! Von wirklicher Schriftstellerei konnte hier ohnehin kaum die Rede sein und man verschwendete die Zeit, verbrauchte die Kraft meist nur mit Sachen, die im Grunde auch nur die Bedeutung von Handarbeiten, aber dabei den Nachtheil hatten, daß sie, wie alle anhaltende Schreiberei, angreifender und somit der Gesundheit minder zuträglich waren. Ich war oft geneigt, die Cigarrenmacher und Korbflechter zu neiden und einigemal fehlte wenig, daß ich mich um solche Beschäftigung beworben hätte.

Wenn man so jahrelang auf Bücher und eigene Gedanken

angewiesen ist, häuft sich nach und nach ein Vorrath schriftlicher Bemerkungen an, bestehend aus gelesenen Stellen, die man aus dem und jenem Grunde des Aufzeichnens werth fand, und mehr noch aus eigenen Einfällen, die man gelegentlich des Weitern zu verarbeiten gedenkt; aber die Gelegenheit dazu läßt immer und immer auf sich warten, während der Vorrath mehr und mehr schwillt, bis einem die Fülle lästig zu werden und beinahe zu ängstigen beginnt. Man hätte wohl der Stunden genug, das Ganze zu sichten, das Ueberflüssige auszuscheiden und nur das noch als tauglich Erkannte aufzubewahren. Das würde jedoch hier seine Schwierigkeit gehabt haben. Es war verboten, die Papierbogen zu zerschneiden, man mußte schlechterdings auf ganze Bogen halten und um einer Seite willen, die ich nicht opfern mochte, mußt' ich auch alle andern mit aufbewahren, denn von Zeit zu Zeit wurden die Papiervorräthe, beschriebene wie unbeschriebene, revidirt und die Bogenzahl mußte richtig sein. Hatte man unbrauchbar gewordene Papiere z. B. Concepte, deren man sich entledigen wollte, so that man wohl, sie bei der Abgabe sofort vernichten zu lassen, denn außerdem benutzten die Aufseher gern solche Papiere bei der Victualienausgabe, ließen Düten daraus kleistern, Butter und Speck u. s. w. hineinwickeln. Ich habe auf solche Weise mancherlei Curiosa, selbst Concepte zu Briefen, zu lesen bekommen, die der Verfasser gewiß nicht für jedermanns Auge bestimmt hatte. Indeß weiß ich wohl, daß da nicht alle Leute so bedenklich sind wie ich und vielen ist es ganz gleichgiltig, wenn man ihnen durch die Fenster und in ihre Privatissima guckt.

Freilich waren auch die Umstände darnach, um das Zartgefühl in dieser Beziehung etwas abzustumpfen. Für die Gefangenen galt kein Briefgeheimniß. Man gab die Briefe offen ab und empfing eingegangene Briefe geöffnet, gestempelt und mit dem Vidi des betreffenden Beamten versehn. Wie ich das ganze Gefängniß- und namentlich das Zuchthauswesen überhaupt nicht zu billigen vermag, so insbesondere auch nicht dies Verfahren mit den Briefen der Gefangenen. In Untersuchungsgefängnissen kann man sich allenfalls noch auf Gründe berufen, die eine Kenntnißnahme von der Correspondenz des Gefangenen erklärlich machen. Diese Gründe fallen bei der Strafhaft weg und selbst die Annahme daß in einem solchen Briefwechsel Dinge verhandelt werden könnten, welche für die Anstalt nachtheilig, ja gefährlich sein möchten, ist nichtig. Niemand würde Narr genug sein, so etwas im regelmäßigen Briefwechsel zu besprechen und wir hatten ja selber das Beispiel gesehn, daß ein umfassender Fluchtplan gründlich entworfen und erörtert worden war, ohne daß man dazu der regelmäßigen Correspondenz bedurft hätte. Aber man liest alle Briefe, um dem Gefangenen eben auch dies Stückchen Selbständigkeit zu entziehen, um ihm den Trost zu rauben, ein unbelauschtes vertrauliches Wort mit den Seinigen sprechen zu können. Wie soll solch ein armer Mensch sich eines Briefes freuen, den die Augen eines Fremden, ja eines Mannes, der ihm als Feind erscheint, vor ihm durchspäht haben, eines Briefes, den er nun geöffnet, inwendig mit den Worten „Strafanstalt“ oder „Zuchthaus“ gestempelt und mit einem „Gelesen“ bezeichnet empfängt!

Und noch mehr, noch schlimmer, muß ich sagen: man liest

die Briefe nicht blos einer so hergebrachten einfachen Controle wegen, sie gehen aus der Hand des damit beauftragten Beamten auch noch in die des Geistlichen, man nützt eine vertrauliche Mittheilung der Familie, vielleicht einen Herzenserguß, um den Gefangenen zu studiren, auszuforschen und scheut sich nicht, was heiliges Geheimniß bleiben sollte, auf solche Weise vollends zu profaniren.

Jedem Zartfühlenden und überhaupt jedem Bessern wird brieflicher Verkehr auf diese Weise verleidet; was ihm ein Trost, eine Erleichterung sein könnte, wird zur Quälerei für ihn und doppelt so, weil es eine unnütze Quälerei ist. Der Zuchthauspöbel dagegen nützt die Gelegenheit, sich womöglich in ein günstiges Licht zu setzen, er schreibt den Brief nicht für die Seinigen, sondern für die Beamten, durch deren Hände er geht, die aber selten kurzsichtig genug sein werden, um sich durch das plumpe Manöver täuschen zu lassen. Andre, die orthographisch schreiben gelernt und sich ein Dutzend Phrasen oder ein paar Fremdwörter angelesen haben, nützen desgleichen die Gelegenheit, vor den Beamten als erstaunlich gebildete Leute zu prunken.

Ich wüßte, wär' ich überhaupt dazu berufen, die hier geltende Nichtachtung des Briefgeheimnisses mit keiner Sylbe zu vertheidigen. Wollte man nun aber einmal davon nicht abgehen, so würde doch die Billigkeit verlangt haben, das Verfahren zum wenigsten in etwas mildere, ich möchte sagen, anständigere Formen zu kleiden, als dies der Fall war.

Man pflegte, um den Gefangenen keine irgendwie nutzbaren und gleichwohl nicht leicht zu controlirenden Papierchen in die Hände zu geben, jedes ganze oder halbe Blatt,

welches am Ende eines Briefes unbeschrieben geblieben war, abzuschneiden. Man ging hierin so weit, die Umschläge zurückzubehalten; dann besann man sich, daß diese, weil sie Adresse, Portoangabe u. s. w. enthalten, ein Theil des Briefes sind und begnügte sich, nur alle weißen Theile des Umschlags abzuschneiden. In solchem Zustande (abgesehn von etwaigen Verkürzungen des Inhalts, deren ich bereits gedacht habe,) erhielt man den Brief. Ich sollte nun meinen, billigerweise und anständigerweise hätten die Beamten, die den Brief von Amtswegen durchsahen, denselben, wenn auch nur leicht, etwa mit einer Oblate, wieder schließen sollen, bevor sie ihn an den betreffenden Gefangenen schickten. Einige wenige Mal ist mir's wohl geschehn, daß ich einen Brief aus den Händen dieser Beamten unmittelbar empfing. In der Regel geschah das jedoch nicht, man erhielt den Brief vielmehr aus der Hand eines Aufsehers, dem er übergeben worden, nachdem er vielleicht durch die Hände mehrerer Aufseher gegangen war. Solch ein offenes Blatt lag dann manchmal halbe und ganze Tage in der Zelle, wo sich die Aufseher aufzuhalten pflegten und man bekam es erst, wenn der Aufseher „Zeit hatte.“ („Ich habe keine Zeit“ oder „Wenn ich Zeit habe“, waren bei diesen Unterbeamten überhaupt stark gebrauchte Redensarten und wahr ist, daß sie vor lauter Geschäften, vor zahlreichen Weisungen ihrer Vorgesetzten und vor unzähligen Anliegen der Gefangenen oft nicht wissen konnten wo ihnen der Kopf stand.) So kam's vor, daß der Aufseher aus irgend einem Grunde zu mir in die Zelle kam und bei der Gelegenheit sagte: „Es ist auch ein Brief für dich da. Da ist eine merkwürdige Geschichte drin erzählt“ — und nun erzählte er mir

die merkwürdige Geschichte, die er schon ganz andächtig gelesen hatte. Mir den Brief mitzubringen hatte er vergessen. „Ich bring' ihn den Nachmittag noch, wenn ich Zeit habe, er liegt vorn in meiner Zelle." Damit war ich vorläufig getröstet und inzwischen mochte sich noch der und jener an meiner merkwürdigen Geschichte erbauen.

Obwohl man nun das Schreibpapier vorzählte und alles andre zum Schreiben taugliche Papier so sorgfältig zu entziehen suchte, daß man selbst von den Briefen die weißgebliebenen Theile abschnitt, konnt' es natürlich doch nicht schwer halten, sich stets mit einem Vorrathe von Blättern und Blättchen zu versorgen, um Das und Jenes aufzeichnen zu können, was man fremden Blicken nicht aussetzen wollte. Was übrigens Aufzeichnungen anlangt, zu denen man das controlirte Papier benutzte, so fand sich nicht leicht ein neugieriges Auge, das sie durchforscht hätte. Ich kann allerdings in dieser Beziehung nur nach meiner eigenen Erfahrung sprechen, aber ich habe mich niemals durch eine Musterung des Inhalts meiner Papiere belästigt gesehn. Man vermuthete wahrscheinlich, und zwar mit Recht, auf den gezählten Bogen nichts im Sinne des Zuchthauses Anstößiges und im Uebrigen hatte man kein Interesse, sich um diese Schreibereien zu bekümmern. Alles war gut, wenn die Bogenzahl richtig befunden wurde. Wollte man Manuscript absenden, so mußte auch sorgfältig gezählt werden und der Umstand, daß man das Ganze paginirt hatte, überhob der Mühe nicht, denn man hätte ja falsch paginiren und sich auf diese Weise einen Bogen zu geheimem Gebrauche erschwindeln können.

In den Büchern, die ich aus der Anstaltsbibliothek in

Händen gehabt habe, ist mir weder hinten noch vorn ein weißes Blatt vorgekommen. Ich weiß nicht, ob sie von Gefangenen herausgerissen oder, um dem vorzubeugen, schon von anderer Hand beseitigt waren.

Meine Sammlung von Bemerkungen und Auszügen (sie gehörte übrigens unter die am wenigsten voluminösen, denn ich war in dieser Hinsicht weit mäßiger als mancher Andre gewesen,) begann mir, wie gesagt, halb und halb zur Bürde zu werden, ich mochte sie selber nicht mehr sehn und ließ sie im Tischkasten zu unterst vergraben ruhn, bis ich sie hervorholen mußte, weil sie wieder einmal durchgezählt werden sollte. War dies Geschäft beendigt, dann ward sie wieder vergraben, aber der Widerwille verhinderte trotzdem nicht, daß sich von Zeit zu Zeit immer wieder ein vollgeschriebener Bogen dazu gesellte.

Es gab noch eine andre Revision ganz verschiedener aber nicht minder unangenehmer Art. Alljährlich einmal, auch wohl zweimal, vernahm man urplötzlich die Aufforderung: „Komm, bring deine Bürste mit, die Sachen werden ausgeklopft.“ Es galt nämlich die Kleider wieder einmal zu lüften und auszuklopfen, in denen man einst in Waldheim eingetroffen war und die, wie früher bemerkt worden ist, in einem Sacke aufbewahrt wurden. All diese Säcke, viele Hunderte, waren in einem Dachbodenraume untergebracht, von wo sie nur herabkamen, wenn sie, hauptsächlich der Motten wegen, einmal ausgeschüttelt und gebürstet werden sollten. Man nahm die Bürste und ein Klopfstöckchen, womit man versehn war, und ging aus der Zelle. Im untersten Corridor fand

man den Sack bereitstehen und auch schon andre Leute mit Klopfen, Bürsten oder Wiedereinpacken beschäftigt.

Man öffnete den Sack, den man schon so manchesmal geöffnet hatte, man schüttelte aus, man stäubte ab, man klopfte, man bürstete und bekam dabei schwarze Hände, denn an dem Orte, wo die Säcke aufbewahrt wurden, hatte der Rauch und Ruß aus den Essen ebenso gut und noch besser Zutritt, wie fast in allen Räumen der Anstalt. Hierauf ging es wieder an's Einpacken, wobei die Aufwärter behilflich waren und man versäumte nicht, zum Aerger der Motten Terpentinöl in die Sachen zu träufeln.

Dies ganze Geschäft konnte für jeden gleichgiltig sein, der sich zu keinem sehr langen Aufenthalte in dieser Anstalt verurtheilt sah. Es war aber lästig, Jahr nach Jahr und viele Jahre hindurch immer wieder diesen alten Trödel durchmustern zu sollen. Ein Verzeichniß der Sachen stak mit im Sacke und beim Einpacken ward da Stück vor Stück verlesen und nachgesehn ob es noch richtig vorhanden. Die Moden hatten in der Welt draußen wohl schon dreimal vollständig gewechselt, aber aus diesem schmutzigen Sacke kam einem mit unbarmherziger Beharrlichkeit immer wieder der Burnuß entgegen, der schon im Jahre 49 kein Jüngling mehr gewesen. Was wollt' er noch auf der Welt? er hatte seine Zeit gelebt, er hatte nicht die leiseste Aussicht, jemals wieder im Sonnenlicht zu erscheinen. Er geberdete sich so hartnäckig, wie manche unnütze Gestalt, die sich überlebt hat, sich aber auf ihr historisches Recht beruft, und ein historischer Burnuß war er unzweifelhaft! Es half nichts, man mußte das Verzeichniß durchgehen vom Burnuß abwärts bis zu Stiefeln, Kamm und

Geldtäschchen, welches nur einen preußischen Dreier und einen Centime vom Jahr 6 der Republik enthielt. Große Noth war, wenn ein Artikel zu fehlen schien, aber er fehlte glücklicherweise nie wirklich, man suchte, man forschte, man schüttelte Alles aus und man entdeckte die vermißten alten Hosenträger sicher aufbewahrt in einem Stiefel. Alles ward nun so knapp und dicht als möglich zusammengelegt und in das Hemd gesteckt, weil die Motten, sagte man, durch diese Leinwandhülle nicht so leicht eindringen könnten. Dies Hemd sah übrigens zum Erbarmen aus. Die sehr deutlich daraufgekleckste Nr. 328 war jetzt doch kaum zu sehn, dafür hatte der Ruß gesorgt. Man steckt das Bündel in den Sack und schnürt diesen zu. Da liegt aber das Sachenverzeichniß auf dem Tische, das muß durchaus mit in den Sack. Man bindet noch einmal auf, man schnürt noch einmal zu und ist fertig. Man hat es mit handgreiflichen Gespenstern der Vergangenheit zu thun gehabt und wie oft wird man diese unerquicklichen Erscheinungen noch aufsteigen sehn müssen!

Mancher schüttelte den Kopf, wenn er das eine oder andere Stück seiner Kleider betrachtete. „Das ist doch entschieden aus der Mode, damit werd' ich nicht fortgehn können, wenn man mich einmal entläßt," sagte einer, einer von denen, die allhalbjährlich Nachricht von demnächst sicher zu erwartender Entlassung erhielten. Ich klopfte seitdem noch mehrmals die Kleider mit ihm, aber er sollte schließlich nicht in die Verlegenheit kommen, so unmodisch, zum Kinderspott, über die Straße gehn zu müssen: er starb und man wird seine nachgelassenen Antiquitäten den Angehörigen richtig ausgeliefert haben.

Die Erwähnung der Zeitungen veranlaßte mich hier zu Betrachtungen über Lesen und Schreiben, es knüpften sich daran Bemerkungen über Behandlung der Briefe, über die Papiervorräthe der Gefangenen, über die Revision derselben, und diese erinnerte mich an Kleiderrevisionen; — ich habe schon bei einer frühern Gelegenheit bemerkt, daß ich solche ungeordnete aber natürliche Darstellungsweise beobachte, weil sie den Zustand überhaupt charakterisiren hilft. Die Ruhe des Gefängnisses hab' ich nicht kennen gelernt und die stete Unruhe desselben wüßt' ich nicht besser zu schildern, als durch Abspiegelung des chaotischen Durcheinander, womit man es täglich zu thun hatte.

Bleibendes und Dauerndes sah man nur wenig. Dies galt auch von den Beamten und den Aemtern; man sah nicht nur bei längerem Aufenthalte das Personal der erstern fast vollständig wechseln, sondern auch in Betreff der Aemter selbst Veränderungen vorgehen; Benennungen und Titel wurden andere, der Rechnungsführer hieß später Hausverwalter, der Oeconom ward ein Wirthschaftsinspector; es entstanden auch neue Aemter, so gab es plötzlich einen Arbeitsinspector, von dem ich früher nie etwas gehört hatte und später nichts mehr hörte, obwohl er vielleicht noch existirte, denn dergleichen Einrichtungen konnten eintreten und verschwinden, ohne daß man (als Isolirter zum wenigsten) ausdrücklich davon unterrichtet wurde. Dann und wann wurde wohl bekannt gemacht, daß der oder jener Titel eines Beamten verändert, daß der oder jener Beamte oder auch die und die neue Charge eingeführt worden, in den meisten derartigen Fällen aber hab' ich mir's überlassen gesehn, zu er-

rathen, was in solcher Weise vorgegangen war. Man sah ein neues Gesicht, eine neue Uniform, man hörte, wie die Aufseher öfters eines Beamten erwähnten, von dem man noch nichts wußte und so kam man allenfalls auch ohne zu fragen nach und nach dahinter, wie es sich damit verhielt. Eines Tages kam ein junger Mann in Uniform zu mir in die Zelle, der sich da umsah, mir allerhand Fragen vorlegte, wie ich mich befände, wie mir die Kost zusagte u. s. w. Das war offenbar ein neuer Beamter. Wie hieß er, wie lautete sein Titel, welches war sein Amt? Von alldem sagte mir weder er selber noch sonst irgend jemand etwas. Ich dagegen fragte nicht, denn ich war in Betreff dieser Umstände nicht neugierig. In der Folge hört' ich öfters den „Actuar" erwähnen und konnte nun vermuthen, daß jener junge Mann der Actuar sei; ob ich richtig vermuthet hatte, hab' ich nie erfahren. Man schien diesen jungen Herrn, einen Juristen, hauptsächlich zur Untersuchung der Disciplinarvergehen angestellt zu haben. Möglich, daß man Sorge getragen, die große Masse, etwa in den Speise- oder Arbeitssälen, von derartigen Veränderungen regelmäßiger in Kenntniß zu setzen; ich kann nur sagen, daß ich in den meisten derartigen Fällen auf meinen eigenen Scharfsinn angewiesen blieb.

Im März 1858, als noch sehr rauhes Winterwetter herrschte, als die Spaziergänge, obwohl sie im Garten stattfanden, für den dünn und dürftig gekleideten Gefangenen noch eine bloße Strapaze waren und als man nach dem Spaziergange

haft krank zu werden, daß er schlechterdings liegen bleiben mußte, nun, dann konnte von solcher Verlegenheit nicht die Rede sein; aber wenn das Unwohlsein für den Beobachter zweifelhaft war, wenn er für möglich halten konnte, daß sich der Kranke ein wenig verstellte, ein wenig übertriebe, dann, glaub' ich wenigstens, sah der Arzt die Erkrankung doppelt ungern, denn es galt nun erst zu erforschen, wie weit die Krankheit und wie weit die Uebertreibung ginge; die Krankheit durfte man nicht vernachlässigen und die Verstellung sollte man nicht unterstützen. Wie da die rechte Gränze finden? War man zu hart, so kam man in Gefahr die ärztliche Pflicht zu verletzen, war man zu mild, so kam man in Gefahr, einem Faulenzer Vorschub zu leisten und deshalb vielleicht so etwas wie Vorwürfe vernehmen zu müssen.

Man las einmal in der Zeitung von einem Falle, der in Dresden öffentlich zur Sprache gekommen, wie nämlich, nach der Aussage eines entlassenen Zuchthausgefangenen, ein Arzt der Anstalt einen erkrankten Gefangenen vernachlässigt und als „Schwindler“ behandelt haben sollte, der Kranke aber kurz nachher gestorben war. Die Aussage wurde als unrichtig bezeichnet und war auch, wie man weiter erfuhr, von ihrem Urheber selbst nachträglich widerrufen worden. Es ist in der That auf eine solche Aussage wenig zu geben, denn dergleichen wird oft durch die übelsten Beweggründe, durch Groll und Rachlust, zu Tage gefördert; nur freilich hat dann der Widerruf ebenso wenig Werth als das erste Zeugniß, denn mit dem Widerrufe kann möglicherweise nicht der Wahrheit die Ehre gegeben, sondern der und jener klugen Rücksicht Rechnung getragen worden sein. Mir war dieser Fall hier nur aus dem

Grunde bemerkenswerth, weil er erkennen läßt, daß unter der Masse jener Gefangenen der Glaube oder meinetwegen das Vorurtheil herrscht, daß dergleichen Vernachlässigungen leicht vorkommen können.

In einer solchen Anstalt hat eben Alles seine mißliche Seite. Ein Artikel der Hausordnung sagte, daß der Gefangene nichts, was vor das Forum des Arztes gehörte und sei es z. B. auch die kleinste Verletzung, unangemeldet lassen sollte. Bei äußerlichen Verletzungen mochte sich diese Vorschrift auch immerhin unbedenklich befolgen lassen. Ein andres aber war's mit Uebeln, die nicht in's Auge fallen, auf die sich nicht deutlich mit dem Finger zeigen läßt. Sollte man's gehen lassen, bis sich entweder die Natur selbst half oder bis das Uebel recht entschieden hervortrat? Im letztern Falle aber konnte die Hilfe dann vielleicht zu spät kommen, während man, sobald man sich mit einem scheinbar ganz geringfügigen, vielleicht für den Beobachter nicht einmal erkennbaren Unwohlsein meldete, vielleicht für einen Querulanten, wo nicht gar für einen Lügner gehalten und hartangelassen werden konnte.

Es läßt sich wohl voraussetzen, daß man seine Leute ansah und daß man gewissen Gefangenen überhaupt eine Verstellung gar nicht zutraute. Wir z. B., die wir durch kein Pensum geplagt waren, bei denen überhaupt kaum ein Grund denkbar war, weshalb wir uns zum Schein hätten krank machen sollen, wir konnten in dieser Beziehung wohl keinem Verdachte ausgesetzt sein. Ich weiß nicht, wie man da gedacht haben mag, aber ich weiß, daß ich mich stets lange gesträubt habe, eh' ich mich an einen Arzt wendete. Man hat

einen heftigen Schnupfen und der Husten läßt einem die ganze Nacht keine Ruhe. Soll man sich an den Arzt wenden? Man weiß schon, daß er die Mittel nicht hat, zu helfen, wenigstens nicht in der Zelle, denn da ist eine leidliche Abwartung unmöglich und in's Krankenhaus will man sich wo irgend möglich nicht bringen lassen. Man hat Schmerz in den Gliedern, daß man sich nur mit Mühe erheben und niederlegen kann; der Schmerz zieht sich aus dem Rücken in die Schultern, er wandert dorthin und dahin — soll man sich den Besuch des Arztes ausbitten? Dieselbe Antwort, er kann in der Zelle nicht helfen. Man hat unleidliches Sodbrennen, der Appetit ist rein weg, man verzichtet auf Mehlbrei und Brod, man fastet einen Tag und länger, das kurirt noch am besten; vom Arzte würde man nur ein Fläschchen oder ein Schächtelchen bekommen und man hat längst gelernt, den Gebrauch solcher Sächelchen für abergläubisch zu halten. Endlich aber wird die Sache doch einmal zu arg. Morgens fünf Uhr verbittet man sich die gewohnte Mehlsuppe und sagt blos: „ich wünsche den Herrn Doctor zu sprechen." Der Herr Doctor kommt im Laufe des Tages. Er weiß nicht, daß man drei-, vier-, fünfmal vermieden hat, ihn in Anspruch zu nehmen, man sagt das auch nicht, denn man fürchtet, er möcht' es nicht glauben, und so setzt er voraus, daß man sich heute seit langer Zeit zum ersten Male ein wenig unwohl fühlt. Er verschreibt ein Pülverchen oder Tropfen und verordnet Krankenkost. Nun bedarf man dieser Krankenkost wahrlich auf's Dringendste und doch ist es einem unlieb, sie nehmen zu müssen, denn man glaubt — mit Recht oder Unrecht? Gott weiß es! aber man ist einmal scheu gemacht — man glaubt

allezeit zu bemerken, daß sie nicht gern gegeben wird. Man bekommt sie indeß nur auf einige Wochen; man ist noch nicht wieder zu Appetit gekommen, als eines Mittags ganz unverhofft die Hauskost in Gestalt von Graupen oder Grütze den Napf füllt und das uneinladende Gericht wird mit den Worten gewürzt: „die Krankenkost ist gestrichen.“ Man hatte inzwischen Pülverchen und Tropfen mit in den Kauf genommen, wenn auch vielleicht nicht eingenommen. Auf dem Schächtelchen stand: „alle zwei Stunden eine Messerspitze voll;“ man besaß aber kein Messer. Auf der Etikette des Fläschchens stand: „alle drei Stunden ein Theelöffel voll;“ aber man hatte keinen Theelöffel, man war in Wahrheit auf alte Erinnerungen angewiesen, wie viel eine Messerspitze oder ein Theelöffel voll sei und das Augenmaß sollte entscheiden. Da waren denn Mißgriffe möglich und man hielt für gerathener, auf den Genuß zu verzichten.

Das Messer anlangend, muß ich indeß bemerken, daß ich während der letzten beiden Jahre meiner Gefangenschaft wieder im Besitz eines solchen war. Zwar hatte man die Zellen nicht wieder, wie in früherer Zeit, mit Messern versorgt und die Leute bekamen ihr täglich Brod noch immer durchschnitten; aber man hatte uns, d. h. denjenigen, denen man ein solches Instrument anvertrauen mochte, endlich erlaubt, ein Messer zu kaufen, und nur wer selber in dem Falle gewesen ist, sich jahrelang mit einem Stückchen Holz oder mit den Fingern behelfen zu müssen, kann sich vorstellen, welche Wohlthat für uns der Erwerb dieses elenden Messers war. Es fehlte überhaupt Manches, was ich den Gefangenen in die Zellen und in die Arbeitssäle gewünscht haben würde. Man lächelt

vielleicht, wenn ich unter die fraglichen Gegenstände auch Spiegel rechne? man würde Unrecht haben. Spiegel sind gerade so nöthig und nützlich, wie Bürste, Kamm und ein Stückchen Seife; sie sind ebenso wie letztere Mittel zur Reinlichkeit und Sauberkeit und überdies keine kostspieligen Mittel, denn ein Spiegel für zwei Groschen hätte den Zweck erfüllt. Der von Haus aus Ordentliche wußte sich wohl allenfalls zu helfen, er hatt' es so zu sagen am Griffe, sich ein leidlich Aussehen zu geben und zur Noth diente ihm auch das Fenster oder das Waschfäßchen als Spiegel. Wenn man aber die große Masse der Gefangenen, namentlich die Mehrzahl der braungekleideten oder die Correctionäre betrachtete und diese mehr tragischen als komischen, mehr ekelhaften als häßlichen Gesichter sah, so konnte man leicht auf den Gedanken kommen, daß diese Gesichter bald einen merklich gefälligern und menschlichern Ausdruck zeigen würden, wenn sie täglich Gelegenheit hätten sich im Spiegel zu sehen. Der Spiegel ist ein wichtiges Civilisationsmittel und kein solches sollte eine Anstalt verschmähen, die eine Besserungsanstalt zu sein prätendirt. Die Gefälligkeit eines Aufsehers hatte mich mit einem ganz kleinen auch schon kreuz und quer zerbrochenen Taschenspiegel versehn, der mir aber sehr gute Dienste und wahrlich keine Dienste der Eitelkeit gethan hat. Ein Bißchen Eitelkeit sah ich aber doch auch bei manchen Züchtlingen. So suchten sie z. B. dem ganz einfachen und sehr unkleidsamen runden Käppchen eine bessere Form zu geben, indem sie es oben zu einer kleinen Mulde eindrückten und dabei ein wenig auf das eine Ohr schoben. Ich glaube bemerkt zu haben, daß gerade diese Leute sich auch seltener der Finger statt des Taschentuchs bedienten

und die Eitelkeit, wenn es so heißen soll, zeigte sich da doch als Schwester der Reinlichkeit.

Ich machte Ruhe, so weit sich Ruhe hier ermöglichen ließ, zu meiner Medicin. Nach dem ersten heftigen Ausbruche hatte der Blutauswurf unter steter Abnahme noch ein paar Wochen fortgedauert und endlich aufgehört. Ich blieb aber noch in der Zelle, denn das Wetter war rauh und der Spaziergang nicht lockend. Um mich während des letztern nicht hetzen lassen zu müssen, hatt' ich mir zwar schon längst einen Seitenweg anweisen lassen, wo ich allein ging und daher gemächlich gehen konnte; trotzdem war man dabei noch Unbequemlichkeiten ausgesetzt, die ich bei meinem jetzigen Zustande für sehr unzuträglich erachtete. Beim „Einrücken“ mußt' ich meinen Seitenweg verlassen und in die allgemeine Reihe an meinen bestimmten Platz eintreten, und um dies zu thun mußt' ich, je wie sich's traf, entweder ein Paar Minuten stillstehn, was in der Winterluft sehr übel war, oder auch eine Strecke angestrengt laufen, was mich außer Athem brachte. Die Leute rückten im Winter gern recht geschwind ein, um in die Zelle und, soweit es der Ofen gestattete, in einige Behaglichkeit zu kommen. Da mußte man denn nothgedrungen mitlaufen, auch wohl je zwei Stufen auf einmal auf der Treppe überschreiten und man kam außer Athem und keuchend in der Zelle an. Das Alles wollt' ich vermeiden und ich befand mich während jener Zeit in meinem engen Raume besser als sonst. Ich las, vermehrte gelegentlich meine Notizensammlung um einige Zeilen und pflegte meinen Blumentopf, in welchem das Unkraut fröhlich zu wuchern begann.

Aus der Zelle heraus mußte man denn doch auch einige mal, wenn auch nur bis auf den Corridor; es wurde vielleicht ein „Befehl" vorgelesen, den man mit anhören mußte, oder die Thür wurde geöffnet mit dem Rufe: „Haarverschneiden!" Das kannte man schon, es war früher ungefähr vierteljährlich geschehen und geschah jetzt etwa einen Monat um den andern. Man nahm seinen Stuhl und ging damit vor die Thür, wie es gleichzeitig drei, vier oder noch mehr Nachbarn rechts und links auch thaten. Da setzte man sich hin und ließ sich das Haar verschneiden. Züchtlinge waren die Haarkünstler, die während ihrer Arbeit häufig fragten, ob man nicht ein Stückchen Brod übrig habe? Man pflegte das Haar, wie ich schon bemerkt habe, hier nicht nach alter Zuchthaussitte kahl wegzuschneiden. Nur ausnahmsweise kam das vor; mancher wünschte es, weil er den Haarwuchs dadurch zu fördern hoffte; auch hatt' ich zu Zeiten Nachbarn, in Betreff deren dem Haarschneider etwa gesagt wurde: „Der Kerl kämmt sich nie, dem wird's rattekahl (radical?) weggeschnitten!"

Endlich kamen milde Tage, die mich hinauslockten. Ich ging wieder mitspazieren, konnte freilich aber auch nicht vermeiden, wieder mit in das „liebe Gotteshaus" zu gehen, wie man die Kirche bisweilen nannte. Während der letzten Jahre hab' ich bemerkt, daß man bisweilen ein Bißchen darin räucherte und das war nicht überflüssig. Ich mußte auch wieder mit in die Mittwochsbetstunde, aber der Winter war zum Glück vorüber und man dachte daher mit minderem Grauen an den zu erwartenden kalten Brei.

Blos ein Vortheil war mir noch geblieben: ich brauchte

die Schlafzelle nicht zu benutzen und mit Besorgniß sah ich dem Augenblicke entgegen, wo man mich nöthigen würde, wieder Gebrauch davon zu machen. Dem Aufseher, mit dem wir's damals hauptsächlich zu thun hatten, war es ein unwillkommener Anblick, diese Zelle leer und das Lager in meiner Wohnzelle zu sehen. Er fürchtete sehr überflüssigerweise, (denn es handelte sich dabei ja nicht um seine sondern um ärztliche Anordnung,) bei Gelegenheit Vorwürfe wegen dieser Unregelmäßigkeit hören zu müssen. Mehrmals kam die Frage: Kannst du denn deine Schlafzelle noch nicht benutzen? Ich sträubte mich und um Ruhe zu haben wendete ich mich noch einmal an den Arzt, der die Unregelmäßigkeit bis auf Weiteres sanctionirte. So kam der Sommer und der Aufseher setzte mir auf's Neue zu. Ich erklärte, mich deshalb noch einmal an den Arzt wenden zu wollen, aber diesmal kam mir der Aufseher hier zuvor und ich fand daher, als der Arzt erschien, kein geneigtes Gehör. Es war dies der derzeitige zweite Hausarzt, keiner von jenen, deren zu gedenken ich bisher Gelegenheit gehabt habe. Ich vermuthe nur, daß er es war, auf den sich die oben erwähnte Aussage eines entlassenen Gefangenen bezogen hatte; übrigens hört' ich ihn von verschiedenen Gefangenen als gutmüthig und gefällig rühmen. Gegen mich bewies er sich jetzt keineswegs so. Er hatte mich früher in den seltenen Fällen, wo ich ihn gesprochen, mit „Du“ behandelt, was sonst kein Arzt und überhaupt kein Oberbeamter zu thun pflegte. Jetzt war es ihm, ich weiß nicht warum, eingefallen, mich in der Mehrzahl anzureden. Dies war mir sehr gleichgiltig, wohl aber war mir an der Erfüllung meines Wunsches bezüglich der Schlafzelle viel ge-

legen. Er hörte einige Augenblicke zu, während ich meine Gründe auseinanderzusetzen begann, schnitt mir aber plötzlich das Wort kurz ab, indem er ausrief: „das ist Uebertreibung!“ und im nämlichen Augenblicke auch schon zur Thür hinaus war, die er mir krachend, wie man zu sagen pflegt, vor der Nase zuschlug.

Ich mußte mich denn jetzt wieder zur Schlafzelle bequemen, bis sich später, beim Eintritt der rauhen Jahreszeit, die Umstände so gestalteten, daß der andere Arzt für gerathen fand, mich abermals von dieser Plage zu befreien, denn bei meinem damaligen Gesundheitszustande war die fragliche Einrichtung auch selbst zur Sommerszeit wirklich nachtheilig für mich. Jeder Andre an meiner Stelle hätte sich in's Krankenhaus schaffen lassen; während ich es aber vorzog in der Zelle zu bleiben, um mich beschäftigen zu können (d. h. meine Verpflegungskosten zu beschaffen, während ich im Krankenhause unentgeltlich verpflegt worden sein würde,) glaubte ich auf eine kleine Rücksicht, die niemand benachtheiligte und nichts kostete, Anspruch machen zu dürfen.

Ich vermied es seit jener Zeit, mich an den zweiten Hausarzt zu wenden und da die beiden Aerzte im Besuche der Zellen wöchentlich abwechselten, erkundigte ich mich fortan stets, welcher an der Reihe sei, bevor ich mir einen ärztlichen Besuch ausbat.

Je weniger Gelegenheit ich habe, erfreulicher Erscheinungen, freundlicher Züge zu gedenken, die sich in dem garstigen Bilde vom Zuchthausleben entdecken lassen, um so sorgfältiger bin ich bemüht, keinen solchen Zug unerwähnt zu lassen. So geschah es während der letzten Zeit meines Aufenthalts in

Waldheim z. B., daß der Arzt von der Wirthschaft eines benachbarten Gutes die Buttermilch in die Anstalt liefern und hier, soweit jedesmal der Vorrath reichte, unter diejenigen vertheilen ließ, denen dies erquickliche Getränk am zuträglichsten sein mochte.

Ebenso darf ich nicht unerwähnt lassen, daß man damals (ich weiß nicht auf wessen Anregung,) unsre Zellen mit einem Büchlein, Schrebers Zimmergymnastik, versehn hatte. In manchen Zellen war wohl von jeher geturnt worden, aber eben nur in manchen und auch da nicht immer auf die rechte Weise. Das genannte Buch gab nun für diejenigen, die damit versehen waren, nicht nur eine Anregung, sondern auch zugleich die Anweisung zu regelrechten und zuträglichen Bewegungen und es wurde, so viel ich bemerken konnte, eine Zeitlang recht eifrig geturnt. Selbst auf den Spaziergängen konnte man da und dort einen die Arme recken und schleudern sehen. Aber es waren blos einige Zellen, die man in solcher Weise bedacht hatte und deren Bewohnern man es anheimgab, sich die Sache zu Nutze zu machen. Daß für das ganze Haus ein wenig Turnen zuträglich sein würde, das war ein fernliegender Gedanke, zu dem man auch wohl, hätt' ihn jemand laut werden lassen, nur gelächelt und den Kopf geschüttelt haben würde. Woher auch die Zeit zu solchen Dingen nehmen! Man ließ die Leute täglich ein wenig spazieren gehen und selbst damit that man Vielen gar keinen Gefallen; manche waren zu träge und andre wollten die Zeit lieber zur Arbeit nützen, um etwas vor sich zu bringen und einige Thaler mehr für den Augenblick der Entlassung zu sammeln. Das war nicht leicht, denn der größte Theil des Verdienstes

mußte in die Hauskasse fließen. Die Leute sollten vor allen Dingen Geld für das Haus verdienen, soviel wie nur möglich verdienen, damit der Aufwand so weit nur möglich gedeckt werden und so wenig als nur möglich Zuschuß von Seiten des Staats nöthig sein möchte. Der Erwerb stand also durchweg in erster Linie, das persönliche Wohl der Leute in zweiter, und das war die alte Klage für philanthropisch gesinnte Beobachter, es war einer der Hauptgründe, auf die man sich — und wohl nicht mit Unrecht — berief, wenn man erklären wollte, warum das Zuchthaus nicht leicht etwas Gutes schafft.

Es waren seit einiger Zeit noch andere Veränderungen in den Zellen vorgegangen. Die bemerkenswertheste neue Einrichtung war die Einführung von Klingeln: jede Zelle war jetzt mit einem Klingeldrahte versehn und den mochte der Gefangene ziehn, so oft er's für nöthig hielt. Ich habe diesen Draht ungefähr zwei Jahre zu meiner Verfügung gehabt, aber kein einzigesmal Gebrauch davon gemacht. Die Einrichtung war gut für den Fall, daß dem Gefangenen irgend etwas zustieß, wo er schleuniger Hilfe bedurfte; aber solche Fälle gehören zum Glück unter die Seltenheiten. Unter gewöhnlichen Umständen konnte man recht gut ohne die Klingel auskommen, denn die Thür würde im Laufe des Tages so oft aufgeschlossen, daß man häufige Gelegenheit hatte, etwaige Anliegen auszusprechen. Die Klingel zu ziehen, ohne daß ein dringendes Bedürfniß dazu veranlaßte, war auch nicht

rathsam, denn man hatte es nicht mit der Klingel eines Gasthauszimmers zu thun, man konnte keine dienenden Personen damit herbeirufen. Gleichwohl hörte man fortwährend klingeln. Eine außen an der Thür hervorspringende Feder zeigte dem Aufseher an, in welcher Zelle geklingelt worden war. Bisweilen konnte man dann wohl vernehmen, wie dem Klingler eine derbe Lection ertheilt wurde, die in der Regel am Orte sein mochte. Da war etwa einer unvorsichtig mit dem Licht umgegangen — er hatte vielleicht etwas Oel auf's geröstete Brod träufeln wollen — das Lämpchen war erloschen und er saß im Finstern. Manchen Leuten ging die Lampe erstaunlich oft aus und so klingelten sie denn auch erstaunlich oft, selbst wenn sie sich sagen konnten, daß binnen wenig Minuten, etwa zur „Ausspeisung", ohnedies geöffnet werden würde.

Eine andre Neuerung, die aber nur erst einer geringen Anzahl Zellen zu Theil geworden war, bestand in der Einführung von Schränken. Das einzige Behältniß, worin sich ein Gegenstand gegen den Staub u. s. w. leidlich sicher unterbringen ließ, war bisher der Tischkasten gewesen und eines solchen hatten sich auch nur diejenigen Gefangenen erfreut, die zu ihrer Beschäftigung eines größeren Tisches bedurften, denn die im Allgemeinen in den Zellen üblichen winzigen Tischchen bargen keinen Kasten. Das herkömmliche und in jeder Zelle zu findende Behältniß war ein Sack von gröbster Leinwand, die wie ein Sieb war und ganz und gar keinen Schutz gegen Staub gewährte. Diesen Sack konnte man nun bei Seite legen, denn man hatte einen Schrank bekommen, geräumig genug, um Kleider, Bücher, Eß- und Trinkgeschirr, Lebens-

mittel und Alles, was man hatte, aufzunehmen. Nur ein Uebelstand verknüpfte sich mit dieser erfreulichen Erscheinung: Alles im Schranke war dem Staube nicht viel weniger ausgesetzt, als wenn man's offen in der Zelle liegen ließ. Es mußte hier Alles so wenig als möglich kostspielig sein und so hatte man, um weniger Holz zu brauchen, den Schrank ohne Rückwand gelassen. Die nackte Wand der Zelle bildete den Hintergrund des Behältnisses, aber diese Wand war holperig und so blieben bedeutende Lücken, die nicht ausgefüllt wurden. Ich suchte dem Uebel abzuhelfen, indem ich die klaffenden Oeffnungen inwendig mit Papier überklebte, aber bei den mangelhaften Mitteln ließ sich das nur unvollkommen thun. Immerhin war der Schrank, (er nahm die ganze Höhe der Zelle ein, war aber verhältnißmäßig sehr schmal und sah daher aus wie die Röhre eines Abtritts,) immerhin war der Schrank ein Geräth, das ein wenig beitrug, der Zelle den Charakter eines Wohngemachs zu geben und daher eine willkommene Einrichtung. Man hatte eine Thür auf- und zuzumachen und das war eine seit vielen Jahren entbehrte Handtierung. Man wird äußerst genügsam in einer solchen Zelle und weiß die geringste Bequemlichkeit zu schätzen. (So viel ich hörte, waren auch in den Arbeitssälen an die Stelle der schmutzigen Säcke jetzt Kasten getreten.)

Nachdem mir's endlich abermals gelungen war, der Schlafzelle entsagen zu dürfen, hatt' ich wenig mehr zu fürchten, daß man mich nochmals hineinzwingen würde, denn die Zellen begannen jetzt im Preise zu steigen, weil man bedacht war, so weit thunlich alle Gefangenen zu isoliren. Der eigentlich dazu eingerichteten Zellen waren nun, wie ich bereits

erwähnt habe, nur gegen hundert vorhanden, während das Zuchthaus durchschnittlich fünfhundert männliche Gefangene zählte. Man half sich, indem man die in einem besondern Gebäude befindlichen Schlafzellen derselben bei Tage als Arbeitszellen benutzte. Als der Winter kam, wurden dort auf den Corridoren Oefen gesetzt, welche sämmtlichen Zellen, deren Thüren natürlich offen stehn mußten, die nöthige Temperatur verschafften. Ein großer Theil der Gefangenen war des Nachts immer noch in gemeinschaftlichen Schlafsälen untergebracht worden und konnte daher auch jetzt noch nicht isolirt werden. Es ist mir unbekannt, ob man das Isolirungssystem überhaupt consequent durchzuführen beabsichtigte, doch hatte es wenigstens den Anschein nach den Anfängen, die man bemerkte.

Unsere Zellen waren früher hauptsächlich nur von Spinnern und Leuten, die sich mit Schreiberei beschäftigten, bevölkert gewesen. Jetzt war das anders und es spielten namentlich die Weber eine große Rolle. Diese Leute waren äußerst thätig. Vom frühesten Morgen bis abends spät hörte man die geräuschvolle aber eintönige Musik der Webstühle. Sobald es im Sommer tagte, eine Stunde und länger bevor sie ihre Mehlsuppe bekamen, ließen die Weber schon das Geklapper ihrer Schiffchen erschallen. Kamen sie aus der Mittwochsbetstunde, die ihre Arbeit unterbrochen hatte, so klapperten sie gleich noch während der wenigen Minuten, die vergingen, bis sie ihr Mittagsessen empfingen und dieses mußten sie mit bewundernswerther Virtuosität zu beseitigen verstehen, denn kaum hatten sie's, so hörte man sie auch schon wieder arbeiten. Abends nach acht Uhr, wo sie die letzte Mehlsuppe erhalten

hatten und Feierabend machen durften, rührten sie sich noch immer munter bis neun Uhr, wo sie nicht fortfahren konnten, weil das Licht gelöscht werden mußte. So empfindlich ich auch gegen manches störende Geräusch war, fand ich doch dieses Webergeräusch in keiner Weise unangenehm; man gewöhnte sich daran, wie an Mühlengeklapper, das häufig erst in dem Augenblicke auffällt, wo es plötzlich schweigt. Es gab aber Leute, die empfindlicher waren als ich und die sich beklagten, daß sie morgens vor Tage durch die Weber geweckt würden. Man wies diese eifrigen Arbeiter nun an, in der Zeit vor fünf Uhr morgens entweder zu ruhen oder nur geräuschlose Handtierung vorzunehmen.

Außer den Webern bargen die Thüren auf unsern Corridoren besonders Cigarrenmacher und Korbflechter und eines dieser beiden Gewerbe wurde jetzt immer in meiner weiland Schlafzelle betrieben. Ich hatte schon mancherlei Gewerbsleute zu Nachbarn gehabt; in früherer Zeit sogar einmal einen Seifenfabrikanten, dessen Geschäft sich sehr blühend (und auch duftend) zu entfalten schien, aber plötzlich eingestellt wurde, vielleicht weil sich die Zunft draußen über den Betrieb beschwert hatte.

Während der letzten Zeit meines Aufenthalts in Waldheim sollt' ich es aber auch noch erleben, daß man, zwar nicht unmittelbar neben mir, aber in einer benachbarten Zelle einen — Aufseher einsperrte! Dieser Mann war hier Untersuchungsgefangener. Was er begangen, hab' ich nicht des Nähern erfahren, doch sagte man, es habe zwischen Gefangenen, die er zu überwachen gehabt, und der Außenwelt irgend ein verbotener Verkehr stattgefunden und ihm sei zur Last gelegt

worden, dies durch seine gutmüthige Nachsicht oder Unvorsichtigkeit verschuldet zu haben. Es gab unter der Masse der Zuchthausgefangenen gewiß recht viele, denen es im Allgemeinen stets ein Gaudium gewesen sein würde, einen der Männer, in denen sie nichts weniger als Freunde erblickten, hinter Schloß und Riegel zu wissen. In diesem Falle wird es wahrscheinlich keinen gefreut haben, denn der fragliche Aufseher war einer von denen, die jedermann lobte; auch seine Collegen schienen ihn gern zu haben und bedauerten ihn aufrichtig. Als Gefangenem war ihm sein Hirschfänger genommen und so sah man ihn häufig als ein hier vielleicht noch nie dagewesenes Unicum aus der Zelle holen und über den Hof in's Verhör bringen. Das dauerte, ich weiß nicht wie viele Wochen, dann sah ich ihn eines Tages in Civilkleidung die Anstalt verlassen. Ich weiß nicht wohin er ging, aber ich wünschte ihm Glück zu dem Wechsel des Orts und des Rocks.

Ich hätte mich vielleicht in Betreff solcher und anderer Vorfälle jederzeit auf's genaueste nach dem Sachverhalte erkundigen sollen; es wäre das vielleicht meine ausdrückliche Pflicht gewesen, denn wenn sich Leute meiner Art an einem Orte, wie das Zuchthaus, eingesperrt sehen und sich die Frage vorlegen, wozu bist du eigentlich hier? so können sie sich nur die einzige vernünftige Antwort geben: du bist zum Beobachten hier! Hab' ich in dieser Beziehung meine Pflicht vernachlässigt, so muß ich den Vorwurf tragen. Es hatte aber für den Gefangenen natürlich auch häufig seine große Schwierigkeit, sich nach den nähern und wahren Umständen eines Vorfalls zu erkundigen; man war oft darauf angewiesen, ausschließlich Gefangene zu befragen und zwar minder gebildete

oder auch sehr ungebildete Gefangene, die oft einen Indicienbeweis nach ihrer Art zusammenbrauen, Halbgehörtes, Vermuthetes, Wahres und Falsches in seltsamer Weise mischen und eine angebliche Thatsache daraus formen, an deren Richtigkeit sie selber steif und fest glauben, deren wahrer Kern aber schlechterdings nicht zu ermitteln ist. Ich habe daher die sehr zahlreichen Vorfälle mannichfacher Art, die mir im Laufe der Jahre zu Ohren kamen, auch nicht einmal erwähnt, weil ich sie stets nur als unverbürgtes Gerücht, als Märchen, als Zuchthaussage hätte anführen können. Indeß will ich beispielsweise an eines oder zwei solcher Gerüchte erinnern. Einmal, es war noch während der ersten Jahre meiner Haft, war man allgemein unwillig über die harte Bestrafung eines Selbstmordversuchs, welche stattgefunden haben sollte. Der Selbstmord gehört denn doch wohl ganz entschieden unter diejenigen Handlungen, bezüglich deren man dem Thäter die Abrechnung mit seinem Gewissen allein zu überlassen hat. Es mag vorgekommen sein, daß sich ein Cato bei vollem gesunden Verstande das Leben nahm; gewiß aber gehören solche Fälle unter die größten Seltenheiten und mir scheint, daß sich in der Regel der Selbstmörder stets in einem unzurechnungsfähigen Zustande befindet. Gegen Selbstmord schützt daher nicht Verstand und Vernunft, nicht Moral und Religion, nicht Scheu vor physischen Leiden, auch nicht Eitelkeit oder Rücksicht auf das, was die Welt sagt, denn so lange ein Mensch noch fähig ist, sich dieser Schutzmittel zu bedienen, bedarf er ihrer gar nicht, weil er nicht ernstlich daran denken wird, sich das Leben zu nehmen; ist er auf diesem Punkte aber einmal wirklich angelangt, dann ist er eben gar nicht

mehr fähig, sich jener Mittel zu bedienen, sie sind nicht mehr für ihn da. Er befindet sich im Zustande der Verzweiflung, wo nicht des Wahnsinns, er besitzt kein klares Bewußtsein mehr, er ist unzurechnungsfähig. Nur Eines macht den Selbstmord unmöglich: die Lebenslust. Wer noch nicht Lust zu sterben hat, nimmt sich das Leben gewiß nicht. Um aber berechtigt zu sein, über den Zustand des Selbstmörders zu urtheilen, müßte man selber in diesem Zustande gewesen sein. Geistliche und dünkelvolle Moralisten sprechen wohl in anmaßlicher Weise darüber, ebenso wie sie sich bisweilen über das Befinden Sterbender zu sprechen erlauben, ohn' eine Kenntniß von diesem Befinden zu haben. Sind aber Menschen befugt, einen andern wegen Selbstmordversuchs zu bestrafen? Man erzählte, daß in dem fraglichen Falle der Selbstmörder zweimal funfzig Stockhiebe bekommen habe*). Man schrie damals — natürlich nicht laut, sondern mit sehr gedämpfter Stimme — über Barbarei und freilich wohl mußt' es als ein seltsames Verfahren erscheinen, einem Menschen durch Prügel Lust zum Leben zu machen. Indeß, vielleicht ließ sich das Mittel durch psychologische Gründe rechtfertigen? Ich lasse das dahin gestellt sein und kann nur sagen, daß ich seiner Zeit das Verfahren — vorausgesetzt daß es sich damit so verhielt, wie man mir erzählte — entschieden misbilligte.

*) Es waren Stock- und Ruthenhiebe üblich. Zu erstern bediente man sich ziemlich dünner Haselstöcke; die Ruthen waren von der Form jener wenigstens früher vielfach für Kinder gebrauchten Birkenreisruthen, jedoch ungleich größer und stärker. Man hatte keine Gelegenheit, diese Instrumente anwenden zu sehn, sah sie aber täglich über den Hof tragen.

oder auch sehr ungebildete Gefangene, die oft einen Indicienbeweis nach ihrer Art zusammenbrauen, Halbgehörtes, Vermuthetes, Wahres und Falsches in seltsamer Weise mischen und eine angebliche Thatsache daraus formen, an deren Richtigkeit sie selber steif und fest glauben, deren wahrer Kern aber schlechterdings nicht zu ermitteln ist. Ich habe daher die sehr zahlreichen Vorfälle mannichfacher Art, die mir im Laufe der Jahre zu Ohren kamen, auch nicht einmal erwähnt, weil ich sie stets nur als unverbürgtes Gerücht, als Märchen, als Zuchthaussage hätte anführen können. Indeß will ich beispielsweise an eines oder zwei solcher Gerüchte erinnern. Einmal, es war noch während der ersten Jahre meiner Haft, war man allgemein unwillig über die harte Bestrafung eines Selbstmordversuchs, welche stattgefunden haben sollte. Der Selbstmord gehört denn doch wohl ganz entschieden unter diejenigen Handlungen, bezüglich deren man dem Thäter die Abrechnung mit seinem Gewissen allein zu überlassen hat. Es mag vorgekommen sein, daß sich ein Cato bei vollem gesunden Verstande das Leben nahm; gewiß aber gehören solche Fälle unter die größten Seltenheiten und mir scheint, daß sich in der Regel der Selbstmörder stets in einem unzurechnungsfähigen Zustande befindet. Gegen Selbstmord schützt daher nicht Verstand und Vernunft, nicht Moral und Religion, nicht Scheu vor physischen Leiden, auch nicht Eitelkeit oder Rücksicht auf das, was die Welt sagt, denn so lange ein Mensch noch fähig ist, sich dieser Schutzmittel zu bedienen, bedarf er ihrer gar nicht, weil er nicht ernstlich daran denken wird, sich das Leben zu nehmen; ist er auf diesem Punkte aber einmal wirklich angelangt, dann ist er eben gar nicht

mehr fähig, sich jener Mittel zu bedienen, sie sind nicht mehr für ihn da. Er befindet sich im Zustande der Verzweiflung, wo nicht des Wahnsinns, er besitzt kein klares Bewußtsein mehr, er ist unzurechnungsfähig. Nur Eines macht den Selbstmord unmöglich: die Lebenslust. Wer noch nicht Lust zu sterben hat, nimmt sich das Leben gewiß nicht. Um aber berechtigt zu sein, über den Zustand des Selbstmörders zu urtheilen, müßte man selber in diesem Zustande gewesen sein. Geistliche und dünkelvolle Moralisten sprechen wohl in anmaßlicher Weise darüber, ebenso wie sie sich bisweilen über das Befinden Sterbender zu sprechen erlauben, ohn' eine Kenntniß von diesem Befinden zu haben. Sind aber Menschen befugt, einen andern wegen Selbstmordversuchs zu bestrafen? Man erzählte, daß in dem fraglichen Falle der Selbstmörder zweimal funfzig Stockhiebe bekommen habe*). Man schrie damals — natürlich nicht laut, sondern mit sehr gedämpfter Stimme — über Barbarei und freilich wohl mußt' es als ein seltsames Verfahren erscheinen, einem Menschen durch Prügel Lust zum Leben zu machen. Indeß, vielleicht ließ sich das Mittel durch psychologische Gründe rechtfertigen? Ich lasse das dahin gestellt sein und kann nur sagen, daß ich seiner Zeit das Verfahren, — vorausgesetzt daß es sich damit so verhielt, wie man mir erzählte — entschieden misbilligte.

*) Es waren Stock- und Ruthenhiebe üblich. Zu erstern bediente man sich ziemlich dünner Haselstöcke; die Ruthen waren von der Form jener wenigstens früher vielfach für Kinder gebrauchten Birkenreisruthen, jedoch ungleich größer und stärker. Man hatte keine Gelegenheit, diese Instrumente anwenden zu sehn, sah sie aber täglich über den Hof tragen.

Erstlich misbilligte ich überhaupt die Prügel unter allen Umständen und zweitens misbilligte ich, ebenso wie andre Leute, die Bestrafung des Selbstmords. Ich misbilligte sie selbst in dem denkbaren Falle, daß der Selbstmordversuch kein recht ernstlich gemeinter gewesen wäre. Genug, der Vorfall (den ich, wie gesagt, nur vom Hörensagen kannte) machte böses Blut und gab viel zu reden; wenn man aber einmal redete, so geschah das, Dank dem Systeme der Schweigsamkeit, in so bitterer Weise, daß das Papier nicht geduldig genug sein würde, die Ausdrücke zu tragen. Hatte sich die Sache so verhalten, wie man sie erzählte, dann wüßt' ich das Verfahren auch nicht anders als barbarisch zu benennen, aber — ich wußte, daß man nur für wahr halten durfte, was man selber sah und hörte.

Dann machte den Leuten einmal das Schicksal eines gewissen Correctionärs, eines Polen, viel Kopfzerbrechens. Sie meinten, man habe nicht zu ergründen gewußt, wer dieser legitimationslose Pole sei, aber man habe den famosen Mieroslawski in ihm gewittert und man habe alles nur Mögliche, insbesondere aber das Universalmittel der Prügel fleißig und reichlich angewendet, um hinter die Wahrheit zu kommen. Das war auch eine Zuchthaussage und ich muß gestehn, daß ich es in diesem Falle gar nicht der Mühe werth hielt, mich nach dem wahren Kerne, wenn überhaupt ein solcher vorhanden war, zu erkundigen. Es war am Ende nicht meines Amts, Stoff zu einer skandalösen Chronik des Zuchthauses zu sammeln. Arme Teufel wurden übrigens alle Tage geprügelt und es war nicht möglich, sich für jeden Einzelnen zu interessiren. Manchmal machte man eine solche Strafe auch

mit Ostentation bekannt: auf einer großen Tafel, die da ausgehangen war, konnte man z. B. einmal lesen, daß die Correctionärin Nr. so und so das und das begangen (verleumdet, frech gelogen) und dafür so und so viel Ruthenhiebe bekommen habe.

Die Zuchthaussagen aber beschränkten sich nicht auf das Schicksal Gefangener, sondern beschäftigten sich auch mit Beamten. Wurde z. B. ein solcher anderswohin versetzt, so erzählte man Motive dieser Versetzung, die ich anhören mußte, aber nicht weiter erzählen kann und zwar immer aus dem nämlichen Grunde: ich habe mich auf das zu beschränken, was ich selber sah und selber erfuhr und muß alles Andre als unerwiesen, als Sage betrachten.

So bin ich auch vielfach gefragt worden, ob denn im Zuchthause auch politische Gefangene Prügel bekommen haben? Daß von denjenigen politischen Gefangenen, die zur Zeit des Hauptmanns Christ in den verschiedenen Werkstätten arbeiteten, manche geprügelt worden sind, ist mir versichert worden und ich habe keinen Grund daran zu zweifeln.

Was die gebildeten Männer unter den Maigefangenen anlangt, so ist mir nur ein einziger genannt worden, der dies Schicksal (und zwar unter dem neuen Directorium) gehabt — haben soll, würd' ich sagen, wenn ich nicht durch Leute unterrichtet worden wäre, welche selber genau unterrichtet sein mußten. Dieser Fall wird also, glaub' ich, nicht als Sage zu betrachten sein. Was läßt sich dazu sagen? Der Director, der solche Strafe unter solchen Umständen verhängte (der Betroffene war, sagte man, wiederholt bei Gesprächen mit einem Nachbargefangenen ertappt worden, doch

das Vergehen ist hier auch ganz gleichgiltig), der Director konnte sich ohne Zweifel auf seine Instruction und seine amtliche Befugniß berufen, der zufolge es seinem Ermessen anheim gegeben ist, jeden Gefangenen ohne Ausnahme prügeln zu lassen; wenn ihm aber diese Rechtfertigung genügt, nun, so läßt sich eben weiter nichts sagen. Für andre Leute sagt der Fall aber außerordentlich viel und ich denke, es ist von Wichtigkeit, daß man ihn wohl erwägt. Indem ich ganz einfach auf diesen Fall hinweise, erspare ich mir eine Menge kritischer Bemerkungen.

Ich erwähnte schon, daß der briefliche Verkehr mit Angehörigen oder Freunden wegen des hier nicht geltenden Briefgeheimnisses verleidet, ja zu einer Plage wurde und dies galt in gleicher Weise auch von Besuchen, die man empfing. Ich bin ein einzig Mal, in der ersten Zeit meines Aufenthalts in Waldheim und zwar gegen meinen Wunsch besucht worden, aber das eine Mal genügte auch, um mich fortan zu entschiedener Ablehnung jedes Besuchs zu bestimmen. Man braucht keine besondern Gründe zu haben, um sich durch einen solchen belästigt zu fühlen, die allgemeinen und selbstverständlichen Gründe genügen da schon. Der Strenge nach sollten, wenigstens in früherer Zeit, wie mir gesagt wurde, Gäste mit Gefangenen eigentlich wohl nur durch ein Eisengitter und natürlich auch da nur vor Zeugen verkehren. Ich bemerkte indeß im Anfange meiner Haft in Waldheim, daß Besucher und Besuchte gewöhnlich in einem Gemache zusammenkamen,

wo sie in Gegenwart eines Aufsehers mit einander plaudern mochten. Auch verstand sich wohl ein Oberbeamter, namentlich der Geistliche, dazu, die Unterhaltung in seiner Wohnung und unter seiner Controle stattfinden zu lassen, was man indeß später nicht mehr gern zu sehen oder auch gar nicht mehr zu dulden schien. Zur Zeit des Hauptmanns Christ konnt' es vorkommen, daß ein Gast, nachdem er auf vorläufige Anfrage, ob er einen Besuch machen dürfe, bejahende Antwort erhalten, vielleicht sechs und mehr Meilen weit zu Fuße nach Waldheim pilgerte und sich bei seiner Ankunft abgewiesen sah, ohne den Gefangenen auch nur zu sehen. In der Zeit nach Christ's Entfernung wurden die Besuche, so viel ich bemerkte, verhältnißmäßig häufig. Das geschah in der kurzen Periode, die ich freilich nur vergleichsweise und jedenfalls hyperbolisch das goldne Zeitalter des Zuchthauses genannt habe. In der Folge aber wurden Besuche immer seltener und namentlich schienen die politischen Gefangenen fast gänzlich darauf verzichtet zu haben. Mit solcher Verzichtung brachte man auch kein Opfer, im Gegentheil, ein jeder, der sich in die Situation zu denken versucht, wird begreifen, daß man vielmehr durch die Annahme eines Besuchs ein Opfer brachte.

Wenn man gefangen ist, vergleicht man wohl gelegentlich die eigene Lage mit derjenigen andrer Gefangenen, von der man gehört oder gelesen hat. Zu Silvio Pellico's Zeit durften die auf dem Spielberg Eingekerkerten keine Angehörigen sehen, ja nicht einmal mit denselben correspondiren. Es war überhaupt von gar keinem Verkehr mit der Außenwelt die Rede. In dieser Beziehung war man also dort noch übler dran als wir. Anderseits aber konnte auf dem Spielberge

geschehen, was bei uns nimmer möglich gewesen sein würde. Man ließ zwei oder drei Gefangene ihren Spaziergang gemeinschaftlich machen und sie durften da, unter der Aufsicht eines nicht belästigenden gutmüthigen Corporals, ungestört mit einander plaudern; man kargte auch nicht mit der Zeit in Betreff dieser Spaziergänge und muthete überhaupt den unglücklichen Eingesperrten nicht zu, die Kosten ihrer armseligen Verpflegung durch irgend eine mühsame Beschäftigung zu bestreiten. Ja man sperrte endlich zwei in den nämlichen Räumen ein, damit sie ihr düstres Leben einander erleichtern möchten. An eine solche Maßregel wäre bei uns gar nicht zu denken gewesen. —

Ich habe schon einmal davon gesprochen, wie kleine Leiden dazu dienen müssen, die großen ertragen zu helfen. Es klingt am Ende nicht rühmlich, wenn man gesteht, daß man dazu kleine Hilfsmittel nicht verschmähte, aber die Aufgabe ist ja auch nicht, sich in günstigem, sondern vielmehr sich und die Umstände im wahren Lichte erscheinen zu lassen. Die kleinen Leiden waren nun so zahlreich und so mannichfacher Art, daß es unmöglich sein würde, sie alle anzuführen, ja sich auch nur auf alle wieder zu besinnen; und was für mich ein Leiden war, dünkte auch wohl einen andern ganz gleichgiltig. Ich wohnte einmal in einer Zelle, vor welcher außen auf dem Gange die Sperlinge durch ein Fenster freien Zutritt hatten. Da mocht' es nun kleinlich genug sein, daß es mich beunruhigte, wenn ich diese Thierchen vor Tische ein Paar Stunden lang lebhaft zwitschern hörte; es beunruhigte mich nämlich, weil ich wußte, daß sie draußen mit dem für mich hingelegten Brode beschäftigt waren und sich nicht begnügten, den ihnen

gern gegönnten Tribut davon zu entnehmen, sondern es auch über und über mit ihren Excrementen zu bedecken. Reichte man mir dann mittags das Brod, so wußte man kaum, auf welcher Seite man es anfassen sollte und da man dazumal kein Messer besaß, so hielt es schwer genug, die besudelten Stellen von den brauchbaren zu trennen. Mit dem Brod oder der Semmel, wenn man sich der letztern bediente, waren wir überhaupt noch übel dran. Man hatte die längs des Corridors jeder Zelle gegenüber angebrachten Simse wieder beseitigt, aber an der nämlichen Stelle kleine Fenster in der Wand angebracht, in welche nun das Brod gelegt wurde. Bei scharfer trockener Luft oder in warmen Sommertagen konnte da das liebe Gut durch und durch austrocknen, bevor man es bekam, und das geschah besonders des Sonntags, wo die Aufwärter, um des Geschäfts ledig zu werden, das Brod schon früh morgens hinlegten, ehe sie in die Kirche gingen.

Eine andre der kleinen Sorgen (die im Augenblick aber große waren) erregte mir's, wenn man, wie es bisweilen, aber nicht oft geschah, den Einfall hatte, unsre Waschfäßchen einmal scheuern zu lassen. Diese Fäßchen bekamen freilich auf der Außenseite ein sehr schmutziges Ansehn, was unter dem Einflusse des Staubes, Rußes u. s. w. gar nicht zu vermeiden war. Man war aber wenigstens bestrebt, die innere Seite rein zu halten und das mußte unter den Umständen genügen. Jetzt wurden einmal alle Fäßchen weggenommen, sie sollten gescheuert werden und man bekam nicht das eigene wieder, sondern ein fremdes, wenn man nicht recht ausdrücklich bemüht war, sich jenes wiederzuverschaffen. Man mußte gesehen haben, wie die Mehrzahl der Gefangenen ihre Fäßchen

benutzten, um den unüberwindlichen Ekel zu begreifen, den mir jedes von andern gebrauchte derartige Gefäß erregte. Ich mußte durchaus mein eigenes wiederhaben und das war schwierig und gelang nur mit großer Mühe. Dem Aeußern dieser Fäßchen vermochte aber auch kein Scheuerwisch die ursprüngliche Holzfarbe wieder zu geben und man kam daher endlich auf den Einfall, sie mit Oelfarbe anzustreichen. Man hatte nun ein blauangestrichenes Gefäß und das Scheuern war überflüssig.

Im Herbste 1858, kurz vorm Eintritt der rauhen Jahreszeit, wurden wieder einmal sämmtlichen Gefangenen die Unterkleider weggenommen. Die Beinkleider gab man bald nachher bereitwillig zurück; nicht so die wollenen Unterjacken, womit sich fast ein jeder versehen hatte: um diese wieder zu erlangen, schien die Vermittelung des Arztes unerläßlich zu sein. Dagegen geschah in dem nun folgenden Winter, was bisher noch nie geschehen war: man kargte nicht mehr so ängstlich mit dem Brennmaterial und heizte endlich einmal ordentlich ein. Die Kälte hatte mich bisher veranlaßt, während des Winters auf gewisse zuträgliche Dinge zu verzichten, so namentlich auf die Milch. Man bekam diese des Morgens um acht Uhr. Ein Aufseher öffnete da die Thür, so weit sie sich öffnen ließ, ein Aufwärter füllte dann aus dem Milchgefäße das Röselmaß sehr langsam und bedächtig, und nahm dies Geschäft im Ganzen vielleicht auch noch keine Minute in Anspruch, so genügte diese Zeit doch, um die letzte Spur von Wärme, die noch in der Zelle war, zu entfernen. Man hatte nun ein Rösel eiskalte Milch in dem eiskalten Raume. Das war zum Glück jetzt anders: der Ofen war warm genug, daß

man das Oeffnen der Thür nicht mehr ängstlich zu scheuen brauchte.

Seine alten Unarten behielt der Ofen freilich nach wie vor, ja sie zeigten sich in noch auffälligerer Weise, denn da er mehr Kohlen empfing, gab er auch um so mehr Qualm und Gase von sich; aber man öffnete das Fenster getrost, um diese lästigen Dünste hinauszulassen, denn man wußte, daß es hinterdrein noch immer leidlich warm bleiben würde. Man mußte die frühern fürchterlichen Winter überstanden haben, um den Unterschied zwischen sonst und jetzt zu würdigen. Jetzt war man bisweilen in der Lage, etwas überflüssige Wärme durch's Fenster abziehen zu lassen; sonst hatte man oft, nicht mehr fähig eine Feder in den erstarrten Fingern zu halten, die Hände in die Taschen versenkt und war wie ein Besessener in dem kleinen Raume hin und her gerannt, um sich ein wenig zu erwärmen.

Eine gewisse zuchthausmäßige Hartherzigkeit konnte der Ofen nicht verläugnen: er war unzugänglich, er bot kein Plätzchen dar, wo man etwa einen Topf hätte hinstellen können. Man verschaffte sich jetzt zuweilen Aepfel, aber sie waren oft von der Art, daß man sie im rohen Zustande wenig genießbar fand, man wünschte sie zu braten und es war keine Stelle da, wo man sie hinlegen konnte. Aber man ermöglichte trotzdem, Aepfel zu braten, denn ein Gefangener ist erfinderisch und entdeckt Mittel und Wege.

So mischten sich kleine Leiden und kleine Freuden, aber die erstern behielten immer die Majorität und unter ihnen war keines der geringsten die alte Plage des nächtlichen Lärmens auf dem Hofe, welches den Schlaf so sehr beeinträchtigte.

Während dieses Winters von 58 auf 59 glaubt' ich einmal zu meiner großen Genugthuung zu bemerken, daß man nicht mehr: „Halt, Wer da!" schrie und brüllte. Welch' eine Erleichterung, wenn das auf die Dauer unterblieb! Und es schien in der That unterbleiben zu sollen; nur leider zeigte sich bald, daß etwas Andres an die Stelle getreten war: die Posten riefen einander jetzt regelmäßig alle Viertelstunden an. Im Anfange war das mit so gedämpfter Stimme geschehn, daß man dadurch nicht erweckt wurde; es ward jedoch lauter und lauter und bald so laut, daß man allnächtlich Gelegenheit hatte, hübsch munter zu bleiben. Früher war doch manchmal eine Stunde vergangen, ohne daß sich die Stimme einer Schildwache vernehmen lassen; jetzt hörte man unausbleiblich alle Viertelstunden drei, vier und noch mehr Stimmen. Die angerufenen Posten hatten nicht blos kurze Namen, wie z. B. „Weiberhof", sondern auch etwas längere, als etwa „Langes Gebäude im Garten" und dergleichen und diese Namen hörte man, oft nach ganz vertrackten Melodien, die liebe lange Nacht hindurch absingen. Von der Trenck erzählt in seiner Lebensbeschreibung, daß die Wache vor seinem Gefängniß in Magdeburg angewiesen worden war, ihn alle Viertelstunden während der Nacht anzurufen. Ein Offizier hatte im vertraulichen Gespräche über diesen Punkt bemerkt, daß sich der Gefangene ja bald hinreichend an das Rufen gewöhnen werde, um sich nicht mehr dadurch stören zu lassen und daß ihn übrigens niemand zwingen könne, Antwort zu geben. Wir waren da in ganz gleicher Lage wie Trenck: wir brauchten keine Antwort zu geben, aber wir mußten alle Viertelstunden hören und für jeden, der nicht eine kernfeste Trenck'sche Gesundheit und daher

auch einen festen Schlaf besaß, war es unmöglich, sich an diese Musik zu gewöhnen. Leute, die an Schlaflosigkeit litten, konnten dadurch fast zur Verzweiflung gebracht werden. Ich hatte im ersten Jahre meiner Waldheimer Zellenhaft einen alten Mann zum Nachbar (einen Nichtpolitischen), der sich den lieben langen Tag über das fortwährende Guken der Wachen durch's Spähloch und die liebe lange Nacht über das „Halt, Wer da!" und die Commandorufe unbeschreiblich ärgerte, bis er endlich einmal seinem Grolle Luft machte. Ich weiß nicht genau, wie das geschah, vermuthe aber, daß er ein gegen die Störer seiner Ruhe gerichtetes Pasquill auf den Hof hat fallen lassen und zwar in so wenig vorsichtiger Weise, daß man den Urheber entdecken mußte. Die Zeit seiner Entlassung war nicht mehr fern, als er seine wohl eingerichtete Zelle verlassen und statt deren eine im Erdgeschoß beziehen mußte, um dort buchstäblich Kummerfädchen zu spinnen und die Wahrheit zu erkennen, daß man in dieser Welt eher hundertmal grob als ein einzigmal satirisch sein darf.

Wollte man sich also die kleinen Leiden mit kleinen Freuden würzen, so that man wohl, deren ganz harmlose zu wählen und jedenfalls die Satire dabei aus dem Spiele zu lassen, die nun einmal böses Blut macht. Im Uebrigen hat ein Gefangener gerechten Anspruch, daß ihm mancherlei verziehen wird, ich meine nicht, Seitens der Leute, in deren Gewalt er sich befindet, sondern Seitens der Welt. Ich konnte nicht „fromm werden", ich war nicht in der Lage pater peccavi zu sagen, ebensowenig war ich fähig, dies zum Scheine zu thun und ich würd' es der Welt nicht verzeihen, wenn sie derartige Erleichterungsmittel der Gefangenschaft für ver-

zeihlich halten sollte. Aber man durfte sich wohl erlauben, zur Erholung ein wenig Kinderspiel zu treiben. Der eine hielt sich einen Singvogel, der andre machte sein Fenster zu einem Blumengarten, ich begnügte mich mit meinem schon mehrmals erwähnten Unkrautstopfe. Daß ich diesen so äußerst werth hielt, hatte seinen Grund besonders in dem Umstande, daß ich meinem Charakter nach allzeit sehr conservativ war. Es mag seltsam klingen, wenn das ein Mann von sich sagt, dem man in Folge seiner Betheiligung an einer aufständischen Bewegung den Prozeß gemacht und der selber nie geleugnet hat, daß er vieles Bestehende gern anders haben möchte; aber das Wort conservativ brauch' ich hier auch nicht in der herkömmlichen politischen Bedeutung. Sind doch da die Conservativen oft recht rücksichtslose Neuerer, ausgenommen in Betreff ihrer Stellung und alles dessen was derselben dient. Ich nannte mich conservativ, weil ich nicht gern etwas untergehen sehe, was noch lebensfähig ist. Ich sah aus meinem Topf voll Erde ein grünes Spitzchen hervorkeimen. Ein Andrer an meiner Stelle hätte den Bettel gar nicht gesehn, er hätte vielleicht eine stattliche schon ausgebildete Pflanze in den Topf gesetzt. Mir macht' es Freude, das Spitzchen langsam größer werden und daneben noch ein zweites und drittes auftauchen zu sehen. Ich pflegte die Pflänzchen mit unendlicher Sorgfalt, bis ein grüner Busch draus wurde, der das halbe Fenster einnahm. Ich hatt' ihn liebgewonnen und hätt' ihn nicht gegen das Beste aus unsers Gärtners Gewächshause vertauschen mögen. Dann drängte sich zwischen dem sorglich geordneten grünen Gewirr ein Vergißmeinnichtstengel empor; er entfaltete in der elenden Zucht-

hauszelle nur winzige blasse Blüthen, aber deren bracht' er auch täglich neue, wohl ein paar Monate lang, über anderthalbhundert nach und nach, denn der Gefangene war auch so kindisch, sie zu zählen.

„Was macht denn dein Garten?" fragte öfters einer der Aufseher und that mir den Gefallen, die Pracht zu bewundern.

Eine andre Unterhaltung verschaffte mir der Sternhimmel, so weit er sich durch's Fenster der Zelle übersehen ließ. Ich wußte ziemlich genau, was da zu gewisser Stunde über die Dächer gegenüber emporsteigen mußte. Der Thierkreis ahnte nicht, wie ich seinetwegen oft vor Frost klapperte und mir den Hals fast verrenkte; aber die Sterne waren es auch ganz besonders, die mich belehrten, daß ich nicht mehr die nämlichen Augen hatte, die ich einst in dieses Haus mitgebracht. Als im Herbst der prachtvolle Komet kam, der von der Zelle aus nicht gesehen werden konnte, da war ein Aufseher schon einmal so freundlich, die Zelle aufzuschließen, damit man vom Gang aus das Phänomen betrachten möchte. Uebrigens fand sich dazu auch noch allabendlich Gelegenheit, wenn um acht Uhr die Suppe ausgetheilt wurde.

Mehr denn Alles unterhielt mich aber, namentlich in diesem Jahre, das — Verseschreiben. Als ich in der Folge, d. h. nach meiner Entlassung aus dem Gefängnisse, aus dem Vorrathe dieser Verse ein Bändchen zusammenstellte und unter dem Titel: „Meine Mitgefangenen" erscheinen ließ, schickte ich dieser Sammlung folgende Bemerkung voraus: „Zur Erklärung des Titels der vorliegenden Sammlung ist zu erwähnen, daß die darin enthaltenen Gedichte (ebenso wie die im

Verlage von O. Wigand erschienenen „Sieben Märchen“) während der Haft des Verfassers, — und zwar großentheils in den beiden letzten Jahren dieser zehnjährigen Haft — entstanden. Eine Veröffentlichung derselben würde damals, hätte man sie auch versuchen wollen, unmöglich gewesen sein und sie waren also recht eigentlich Mitgefangene.“ — Das mußten sie damals in der That sein, denn waren sie auch so beschaffen, daß sie in den Zeiten der Censur die Klippe dieser letztern nicht zu scheuen gehabt hätten, so mußten sie doch die für uns besonders eingeführte Dresdener Censur scheuen, selbst wenn es dem Verfasser möglich gewesen wäre, die natürliche Abneigung zu überwinden, die ihn abhalten mußte, jener Censur überhaupt etwas Derartiges vorlegen zu lassen. Sie mochte das Manuscript einer Uebersetzung oder Aehnliches mustern, aber für eine Sammlung von Gedichten hätte man ihr Imprimatur nicht haben mögen.

Was die in der Zelle vorhandenen Manuscripte anlangt, so sah man sich zwar, wie gesagt, nicht leicht durch eine Durchsuchung derselben belästigt (ein einzig Mal und zwar kurz vor Entdeckung jenes Fluchtcomplottes im Jahre 1851 fand ich eines Tags, als ich vom Spaziergang zurückkam, die deutlichen Spuren, daß man Alles durchsucht hatte; Andre, namentlich auch Nichtpolitische, mögen die Erfahrung weit öfter gemacht haben, man suchte z. B. nach, ob einer der Cigarrenmacher etwa ein wenig Tabak auf die Seite geschafft habe u. s. w.); indeß blieb doch täglich eine solche Durchsuchung möglich, man konnte an dem oder jenem Papiere, an dessen Aufbewahrung dem Verfasser gelegen war, Anstoß nehmen und dieser mußte daher bedacht sein, dem vorzubeugen. Was man

also keinem fremden Blicke aussetzen, was man jedenfalls bewahren wollte, das schrieb man nicht auf die zugezählten Bogen, sondern auf Blättchen, in deren Besitz man auf die und jene Weise kam, und bewahrt' es in sicherm Versteck auf. Ich pflegt' es so zu machen; ob Andre desgleichen thaten weiß ich nicht.

In Waldheim waren wir, was unsre Anschauungsweise, unsre Aeußerungen und etwaigen Niederschriften anlangt, freier und rücksichtsloser, als man es während der ersten Hälfte des verflossenen Jahrzehents in der Außenwelt war. Wir lebten die damalige Reaction gar nicht mit, diese entging uns völlig und wir entgingen ihr im Gefängnisse, wohin wir mit den frischen Eindrücken und Anschauungen der Jahre 48 und 49 gekommen waren. Mir scheint, daß dieser Umstand heilsam für uns war; wir waren auf dürftige Kunden beschränkt, wir lasen keine Zeitungen und so konnten wir von dem demoralisirenden Gifte der Reaction völlig unberührt bleiben. Bis zu welchem Grade es demoralisirt hatte, mußte demjenigen besonders auffällig sein, der nach vieljähriger Abgeschiedenheit plötzlich wieder unter die Gesellschaft trat.

Die Entziehung der Zeitungen hatte also ihren großen Nutzen für uns gehabt, einen Nutzen, der dabei nicht beabsichtigt worden war und für den wir daher auch niemand dankbar zu sein hatten.

Als ich aus dem Gefängnisse kam, war der Gang der Reaction bereits gehemmt, der Umschwung zum Bessern war schon eingetreten, aber es machte einen unangenehmen, einen peinlichen Eindruck auf mich, zu sehen, wie die Worte, die Gedanken der Leute fast überall noch die Reste zerrissener aber

noch nicht völlig abgeschüttelter Ketten trugen. Man schleppte sich unter dem Gewichte von hundert Rücksichten, die zu nehmen man sich seit acht Jahren gewöhnt, von denen aber Unsereiner gar keine Ahnung gehabt hatte. —

Ich bemerkte bereits in Betreff der nach und nach gesammelten Notizen, Einfälle, des angehäuften Stoffes mannichfachster Art, daß der Vorrath dem Sammler beinahe lästig zu werden begann, weil Jahre vergingen, ohne daß sich die Gelegenheit zur weitern Verarbeitung finden wollte. Ein Gleiches galt von den poetischen Erzeugnissen. Indem sie entstehen, hat man selber Genuß und Freude dran; aber man begnügt sich damit nicht, man bewahrt sie auf, man bildet sich ein, daß wohl auch mancher Andre noch Freude dran haben könnte, kurz, man möchte sie veröffentlichen. Wozu hätte man sie sonst überhaupt aufgezeichnet! Für den eigenen Bedarf wäre dies ja ganz überflüssig. Aber die Jahre vergehen, der Vorrath häuft sich und bleibt gefangen wie der Verfasser, der schwach genug ist, die Bürde zu bewahren, während er sich durch Vernichtung des ganzen Vorraths sofort um ein Merkliches freier machen könnte.

Auch kommt es wohl vor, daß man sich für irgend einen z. B. wissenschaftlichen Gegenstand stark interessirt; man sinnt, man grübelt darüber, man kommt zu einer Ansicht, bezüglich deren man die Priorität zu haben meint, bis man plötzlich dahinter kommt, daß sich inzwischen außerhalb der Gefängnißwände die Sache erledigt hat und zwar vielleicht gründlicher als in der Gedankenwelt des Gefangenen. „Eingesperrtsein,“ das klingt so einfach, es gehören dazu blos vier Wände, aber die Hemmnisse und Unbequemlichkeiten, die es

mit sich bringt, sind so mannichfacher Art! Den Gedanken können freilich die vier Wände nicht hemmen, aber er ist im Nachtheil, weil er seinen Weg immer ganz allein gehen muß, weil er sich nicht übt im Ringen mit andern, weil er sich nicht erprobt in der Gesellschaft. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei! —

Der Gefangene durfte sein Schicksal wohl für ein wahrhaft tragisches halten in jeder Beziehung. Seine Aufgabe aber war dann, für sich die Bedeutung der reinen Tragödie nicht verloren gehen zu lassen, die erkennen läßt, daß Alles, was wir als Dissonanz empfinden, sich in einer höhern Harmonie auflöst und die in dieser Erkenntniß vollen Trost für Alles bietet. Dies Erkennen bleibt freilich ein unvollkommenes, weil es das Wie und Warum nicht immer deutlich macht, und muß sich daher durch eine nur auf Glauben beruhende Ueberzeugung ergänzen. Weil wir nur die nächsten Ereignisse übersehen und uns ihr Zusammenhang mit dem Kommenden entgeht, vermögen wir nicht klar zu erkennen, wie in unsrer Welt häufig das scheinbare Gelingen ein Mislingen ist und umgekehrt*). Einen Nachweis dessen hat auch, denk' ich, Dante in seinem großen Gedichte zu geben gesucht.

Schlußergebniß der Tragödie sollte stets sein: Verlust des Scheins, Gewinn des Wirklichen — Gewinn im scheinbaren Entsagen. Die Tragödie hört alsdann auf, ein Trauer=

*) Weil das oft erst später erkannt wird, dürften auch, beiläufig bemerkt, ältere historische Stoffe, für welche die nachfolgende Geschichte solche Aufklärung bereits gegeben hat, für die Tragödie am brauchbarsten sein.

spiel zu sein, und man ist überzeugt daß, wie auch Menschen ungerecht sein mögen, doch eine Alles ausgleichende Gerechtigkeit waltet. Die unfehlbare Natur gibt vollkommene Compensation. Ihre Gaben sehen verschieden aus, aber sie sind streng gleichmäßig abgewogen.

Der Mensch mag aber bei dieser Ausgleichung nicht blos passiver Zuschauer bleiben, er will für Gutes und gegen Uebles thätig sein. Der Naive fragt da wohl: Wozu ist Uebles in der Welt? denn es ist menschliche Weise, überall Zwecke vorauszusetzen, und die beste Antwort auf solche Frage wird dann sein: Das Uebel ist in der Welt, um was Gutes draus zu machen.

Wenn ich das auf meine Gefangenschaft anwendete, konnt' ich eine doppelte Aufgabe haben: erstlich hatt' ich das Gefängniß, wie jedes Unglück, für mich selber nützlich auszubeuten; ob und wie ich das that, darüber brauch' ich nur mir selber Rechenschaft abzulegen. Zweitens hatt' ich darauf zu denken, meinen Aufenthalt im Gefängnisse für die Welt nützlich zu machen; wie aber das anfangen? ich durfte in dieser Beziehung meiner Kraft nur sehr wenig zutrauen und meinte, nichts weiter und auch nichts Besseres thun zu können, als einfach zu berichten, wie mir's gegangen, was ich gehört, gesehen, und was ich dabei gedacht und gefühlt hatte.

Weshalb ich hier war, d. h. was mir zur Last gelegt worden, hab' ich im ersten Abschnitte dieses Buchs angeführt. Ich hatte Andere zur Betheiligung an jenem wohlbekannten Aufstande aufgemuntert — diese Worte drücken im Grunde Alles erschöpfend aus, sie umfassen sowohl das was ich wirklich gethan hatte, als das was ich muthmaßlich gethan haben

konnte. Wie oft war ich im Laufe der Jahre unbefriedigten Gesichtern begegnet, wenn ich ihnen diesen Grund meiner lebenslänglichen Haft angegeben hatte. Ich zählte ihnen die wichtigsten meiner Handlungen (wirkliche wie vermuthete) einzeln auf, wie ich sie gleichfalls in dieser Schrift erwähnt habe: die Gesichter blieben unbefriedigt. Ich erinnerte daran, daß diejenigen, durch die ich verurtheilt worden, mich auf Grund der erwähnten Handlungen des Hochverraths schuldig erkannt hatten: die Gesichter blieben unbefriedigt und ich hätte in komischer Verzweiflung oft wünschen mögen, irgend eine eclatante That nennen zu können, welcher man die lebenslängliche Zuchthausstrafe entsprechend hätte finden müssen. Diese letztere wirklich zu erklären war ich aber weder fähig noch berufen, ich könnte in dieser Beziehung den Leuten schließlich immer nur den Rath geben, sich die Entscheidungsgründe des Urtheils und die Akten zur Einsicht auszubitten.

Auf manch' andre Frage hätt' ich selber gern eine befriedigende Antwort vernommen, z. B. auf die Frage: Welche Wirkung und welches Ergebniß hat die Einsperrung der politischen Gefangenen in Waldheim für das Gemeinwohl gehabt? Es dürfte ersprießlich sein, wenn sich ein praktischer Mann (kein im juristischen Mysticismus Befangener) einmal ganz offen darüber ausspräche.

X.

Letzte Monate der Haft in Waldheim und Entlassung.

(1859.)

Es ist erwähnt worden, wie im Jahre 1856 einige von uns Aussicht erhalten hatten, ungefähr drei Jahre später entlassen zu werden. Für den einen war diese Frist schon zeitig im Herbste 1858 abgelaufen und ich zweifle nicht, daß man um diese Zeit Bericht über ihn erstattet haben wird. Indeß verging das letztgenannte Jahr, ohne daß man in der Lage des Betreffenden eine Veränderung eintreten sah. Endlich, im Januar 1859, bemerkte man, daß er nicht mehr an den Spaziergängen theilnahm und ich weiß zwar nicht, vermuthe aber, daß dies geschah, weil man aus irgend welchen Gründen den Gefangenen, dessen Entlassung nahe bevorstand, von jedem Verkehr mit den andern abhalten wollte. Seine, wie es schien durch besondere Verhältnisse etwas verzögerte, Freilassung erfolgte aber in der That noch im Laufe des genannten Monats d. h. etwa vier Monate nach dem Zeitpunkte, wo er das achte Jahr seiner Haft in Wald-

heim vollendet hatte und wo, nach dem was man früher vernommen, vermuthlich auch der ihn betreffende Bericht erstattet worden war.

Jener vor drei Jahren erhaltenen Mittheilung zufolge war ich nun derjenige, dessen Entlassung zunächst in Aussicht stand. Nach achtjähriger Haft sollte über mich berichtet werden, dies hatte man mir im Sommer 1856, wie gesagt, nicht amtlich sondern nur unter der Hand mitgetheilt. Meine achtjährige Haft in Waldheim vollendete sich am 12. März 1859. Es war nun möglich, daß sich vielleicht schon wenige Wochen nach diesem Datum die Pforte des Hauses für mich öffnete, ebenso war möglich, daß ich gleich meinem Vorgänger noch viele Monate auf dies Ergebniß warten mußte; nicht minder möglich war aber auch, daß der Bericht für mich vor der Hand ganz erfolglos blieb. Es war für den Gefangenen rathsam, sich diesen letzten Fall als den wahrscheinlichsten zu denken, um sich eine unangenehme Enttäuschung zu ersparen.

Der 12. März ging vorüber. Viele Personen betrachteten mich als einen, der in der Bälde entlassen werden würde und man versicherte mir, mein Bericht sei abgegangen. Außer dieser Versicherung, die mir nicht blos von Mitgefangenen gegeben wurde, fehlte es auch sonst nicht an Anzeichen, daß man mich als einen bald zu Entlassenden ansah. Beim Einrücken vom Spaziergang fanden die Aufseher für gut, mich nicht an meine gewohnte Stelle in der Reihe der andern eintreten, sondern allein hintennach gehen zu lassen. Es war nicht anzunehmen, daß sie diesen Einfall aus eigenem Antriebe hatten, sondern es geschah wahrscheinlich auf besondere Weisung. Nachdem jedoch eine Woche nach er

andern vergangen war, ohne daß sich mein Schicksal entschieden hatte, sah man von dieser Maßregel wieder ab und fragte nicht mehr darnach, ob ich mit den Andern oder allein ging.

Es war ein wenn auch nur momentanes Hinderniß meiner Freilassung eingetreten und dieses Hinderniß war allem Anschein nach die damals nahe bevorstehende fürstliche Heirath. Dies Ereigniß sollte nach altem Brauch, wie es schien, Anlaß zu mehreren Freilassungen geben und die meinige daher bis dahin verschoben bleiben. Möglich, daß diese Ansicht eine irrige war. Ich war in diesen Dingen, sowie in Allem, was meinen „Bericht“ betraf, auf nicht ganz zuverlässige Mittheilungen und meine Vermuthungen beschränkt. Dieser Umstand steigerte das Unbehagliche meiner Lage außerordentlich.

Während mir meine persönlichen Angelegenheiten vollauf zu schaffen machten, versetzten mich auch die damaligen Zeitereignisse in eine beinahe fieberhafte Unruhe. Die beiden armseligen Zeitungsblätter, denen man früher oft kaum einen flüchtigen Blick geschenkt hatte, wurden jetzt täglich mit der größten Ungeduld erwartet. In einer Zeit, welche bedeutende Ereignisse gebären zu sollen scheint, werden auch Leute, die sich der Freiheit erfreuen, von einer solchen Ungeduld gepeinigt; bei dem Gefangenen ist dies aber in ungleich höherm Grade der Fall. Er weiß freilich, daß er draußen ebenso wenig wie im Gefängniß einen Einfluß auf die Ereignisse üben könnte, daß er draußen ein ebenso müßiger Zuschauer sein würde, immerhin aber empfindet es der Eingesperrte unter

solchen Umständen doppelt und zwar doppelt peinlich, daß ihm die Hände gebunden sind.

Man begrüßte freudig die Erhebung der Italiener, man wünschte von Herzen, daß es ihnen endlich gelingen möge, ihre Befreiung durchzusetzen, aber man ärgerte sich, daß dabei die Franzosen die Hand bieten sollten, denn man fürchtete, daß diese Handreichung über kurz oder lang doch nur bittere Frucht tragen werde, und schmerzlich empfand man es, daß deutsche Waffen gegen diese Franzosen im Nachtheil erscheinen mußten.

Ueber dem Allgemeinen vergaß man beinahe die eigene erbärmliche Lage. Der 12. März war schon so lange vorüber, daß ich nichts mehr hören mochte, wenn man auf meinen baldigen Abschied von diesem Hause anspielte, dagegen griff ich begierig zu, wenn ich in des Aufsehers Hand etwa ein Extrablatt mit einer kargen telegraphischen Depesche sah.

Man schien aber nun alles Ernstes zu erwarten, daß die erwähnte Heirath auch die Entlassung der Maigefangenen zur Folge haben werde. In Masse konnten dieselben nicht mehr entlassen werden, denn sie waren im Laufe der Jahre nach und nach auf eine sehr geringe Zahl zusammengeschmolzen, die sich nur zeitweilig wieder ein wenig gesteigert hatte, als plötzlich jene Schuhmacher aus Groitzsch, nachdem sie ihre Betheiligung am Maiaufstande beinahe vergessen, wieder daran erinnert und nach Waldheim gebracht worden waren. Auch von diesen Leuten mochte jetzt eine Anzahl bereits wieder entlassen sein und außer uns Isolirten, die wir nicht mehr als sechs (darunter fünf „Lebenslängliche") waren, befanden sich

nun vielleicht nicht viel mehr als ein Dutzend politische Gefangene in Waldheim. Von diesen letztern wußt' ich im Uebrigen nichts und es war mir unbekannt, ob sie Aussicht auf baldige Freilassung hatten. Ich hatte jetzt nähere Kenntniß nur noch von dem halben Dutzend, wozu ich selber gehörte.

Hätte man sich nun auch des sehr lästig gewordenen Gedankens an den Bericht und dessen etwaige Consequenzen gern entschlagen mögen, man konnte es nicht, man wurde immer daran erinnert. Bald spielte ein Aufseher in gutmüthiger Theilnahme darauf an (obwohl diese Leute im Allgemeinen eine große Discretion in dieser Beziehung beobachteten,) bald fragte ein Gefangener, ob man nicht wisse, wie es damit stehe. Endlich sollte die Sache aber auch amtlich und ausdrücklich zur Sprache kommen.

Eines Tages öffnete sich die Thür meiner Zelle und der Director trat ein. Ein solcher Besuch gehörte jetzt unter die großen Seltenheiten; der Gefangene kam mit dem Director der Anstalt nicht leicht zusammen, wenn der Wunsch, denselben zu sprechen, nicht ausdrücklich kundgegeben wurde und dies konnte füglicherweise nur aus irgend einem dringenden oder ernsten Anlasse geschehen. In diesem Falle wurde man zum Director gerufen. Sah man denselben aber, wie es jetzt geschah, unerwartet in der Zelle erscheinen, so mußte er durch einen ganz besondern Grund dazu veranlaßt sein.

Es wurde mir nun (und in gleicher Weise auch meinen fünf Schicksalsgenossen) mitgetheilt, der Herr Justizminister sei soeben in der Anstalt eingetroffen und wenn ich S. Excellenz in meinen Angelegenheiten zu sprechen wünsche, so werde mir

jetzt die Gelegenheit dazu geboten. „Ich kann Sie sogleich vorführen lassen,“ wurde mir gesagt.

Ich fühlte nun in der That keine Neigung mich Sr. Excellenz vorstellen zu lassen und die vernommene Mittheilung klang mir keineswegs wie ein Evangelium. Das war sehr natürlich und erklärlich. Für die Andern, denen bis diese Stunde keine Aussicht eröffnet worden war, demnächst eine Aenderung ihres Schicksals eintreten zu sehn, konnte eine solche Eröffnung als eine angenehme Ueberraschung erscheinen, auf mich aber mußte sie wie eine Enttäuschung wirken. Nachdem ich seit drei Jahren auf den 12. März 1859 hingewiesen worden, nachdem ich, während dieser Termin näher zu rücken begann, denselben mit einer wenn auch nur schwachen Hoffnung erwartet, nachdem ich ihn vorübergehen sehn, ohne daß er mir in seinen Verheißungen Wort gehalten, denn es waren seitdem fast zwei Monate verflossen und während dieser Zeit hatte ich in Folge der fortwährend erregten und gespannten Erwartung wirklich auf einer moralischen Folter gelegen, nach diesem langen Hoffen und Harren, nach dieser geistigen Folterqual sollte nun dies Alles für vergeblich überstanden, gleichsam für nicht geschehen gelten und ich sollte von vorn anfangen zu hoffen und zu harren. Ja mehr als dies, ich sollte nun erst anfangen, um das zu bitten, was ich mir längst gewährt geglaubt hatte. Das hieß der menschlichen Natur zu viel zugemuthet. Ich glaube, ich machte schon einmal die Bemerkung, daß ein in Aussicht gestelltes Geschenk seinen Werth verlieren kann, wenn es zu lange vorenthalten bleibt. Die Entlassung war ein solches Geschenk.

Man wundert sich vielleicht, wie ich auf Wochen und

Monate so großes Gewicht legen konnte, nachdem ich zehn volle Jahre im Gefängniß überstanden hatte. Es würde wenig frommen, wenn ich zur Erklärung dessen die täglich getäuschte Erwartung, die zur moralischen Tortur ward, schildern wollte; so etwas läßt sich nicht deutlich schildern und keinenfalls nachempfinden, wenn man's nicht selber erlebt hat. Am Störendsten aber war mir's, daß mir angesonnen ward, nun erst selber noch in einer Weise persönlich thätig zu sein, in welcher ich nicht thätig zu sein vermochte.

Es war nicht zu verkennen, daß der Director uns alles Gute wünschte und ich konnte dafür nur dankbar sein. Indeß erklärte ich, daß ich die dargebotene Gelegenheit, mit dem Herrn Staatsminister zu sprechen, nicht zu benutzen vermöge; was meine Angelegenheiten betreffe, so kenne man dieselben so genau, daß ich nicht das geringste Neue darüber sagen könnte und ich müsse Bedenken tragen, S. Excellenz durch den Vortrag von Dingen zu behelligen, die genugsam bekannt seien.

Der Director verließ mich hierauf, indem er sich bereit erklärte, meine Erklärung, so wie ich sie gegeben hatte, zu referiren.

Diese Aufforderung — für die Andern eine freundliche, für mich aber unter den Umständen eine lästige — war, wie ich vermuthen mußte, an meine sämmtlichen fünf Schicksalsgenossen ergangen. War dem so, dann hatten außer mir noch zwei, ich weiß nicht aus welchen Gründen, darauf verzichtet, der Aufforderung zu folgen, denn nur drei sah ich aus unserm Hause über den Hof nach dem Gebäude gehen, wo sich der Herr Staatsminister aufhielt.

Die Unterredungen konnten nur sehr kurz gewesen sein, denn ich sah die drei sehr bald zurückkehren.

Einige Minuten später erschien ein Aufseher bei mir und forderte mich auf, sogleich mit ihm zu gehen, weil mich seine Excellenz zu sehen verlange. Ich hielt das im ersten Augenblick für einen Irrthum, aber mein Führer war seiner Sache gewiß und ich mußte ihm folgen.

Man ließ mich bei dem Herrn Minister eintreten, den ich in Gesellschaft eines Herrn seiner Begleitung und des Anstaltsdirectors fand. S. Excellenz bemerkte, man habe ihm gesagt, daß ich leidend sei und er habe mich sehen wollen, obwohl ich mich nicht von selbst dazu verstehen mögen, mich ihm vorstellen zu lassen.

Das war sehr human und freundlich und es bedarf wohl der Erwähnung nicht, daß diese Freundlichkeit an mir nicht verloren war; ich empfand sie um so tiefer, als es keine *späte* Freundlichkeit war, denn Herr von Behr war erst seit Kurzem Minister der Justiz und ich hatte meine zehn Gefängnißjahre nicht unter seinen Auspicien verlebt.

Ich wiederholte ungefähr dasselbe, was ich gegen den Director geäußert hatte und der Herr Minister bemerkte, es sei mir gegenwärtig freigestellt, ein Begnadigungsgesuch einzureichen; er könne über den Erfolg nichts voraussagen, er rathe auch weder zu noch ab und wolle nur zu wissen geben, daß es mir unbenommen sei, den genannten Schritt zu thun. Es folgten noch einige Bemerkungen über diesen Punkt, die meinerseits ausweichend lauteten und das kurze Gespräch war zu Ende.

Ich befand mich wieder in meiner Zelle und war insofern

und gewissenhaft zeigst? Du schadest damit dir selber und nützest niemand."

Ich wußte wohl, daß die Welt nicht nach mir fragte, aber meine Pflicht war's, nach der Welt zu fragen und ihr — mochte der Kreis, in welchem ich bemerkt wurde, auch noch so eng und gering sein — nicht das zu geben, was mich ein übles Beispiel dünkte. Von der Welt ganz abgesehn aber hatt' ich vor Allem nach meinem Gewissen zu fragen. Das duldet kein Markten und Feilschen, das läßt sich auf keinen Vergleich ein; klar spricht es aus, was Recht ist und läßt nicht in Zweifel darüber, was Unrecht sei. Die Welt sagt vielleicht: ich will nachsichtig gegen dich sein, meine Verhältnisse sind verwickelt und verworren, es muß dir gestattet sein, dich hindurchzuwinden, wie du eben kannst; Grundsätze sind da oft Klippen, an denen man scheitert, d. h. an denen ein Narr scheitert; man muß sie zu umgehen wissen und das heißt klug handeln. Das Gewissen widerspricht dem und sagt: nein, das heißt schlecht handeln.

Die Stimme des Gewissens spricht unbedingt. Man muß ihr ganz allein um ihrer selbst willen gehorchen ohne irgendwelche andre Rücksicht; sie ist die Stimme des Rechten oder, was das Nämliche, des Guten und Schönen. Dies und ausschließlich dies zu erstreben, ist Tugend, die ihren Lohn nur in und durch sich selber hat, wenn denn einmal von Lohn die Rede sein soll. In der Tugend selbst d. h. im Streben nach dem Rechten, dem Guten und Schönen, liegt die Seligkeit und solche Märtyrer, die nur in der Hoffnung eines künftigen seligen Lebens Alles erduldeten, waren bloße Krämer und Speculanten. Es kamen einmal drei an die

Pforte, wo sie St. Peter fanden. Zwei baten um Einlaß, der dritte legte sich behaglich auf den Rasen zur Seite der Thür. Welchen Anspruch hast du auf den Himmel, fragte St. Peter den ersten. — Ich habe auf alle Freuden und Genüsse des Lebens verzichtet und mich täglich kasteiet. — O, sagte St. Peter, wie könntest du der Seligkeit fähig sein, nachdem du dich dein Lebenlang nur im Ertragen von Höllenqualen geübt hast? — Ich habe die Freuden nicht verschmäht und die Leiden nicht gesucht, sagte der zweite; aber jene wurden mir nicht zu Theil, ich fand nur Ungemach und Mühsal und ich ertrug Alles in Geduld in der Hoffnung auf künftigen seligen Lohn. — Du hättest kämpfen sollen, Uebel in Gut zu verwandeln, sagte St. Peter; dein Hoffen ist eitel und fruchtlos gewesen. Darauf wendete er sich an den dritten, der schweigend im Rasen ruhte. Ich weiß, sagte er zu ihm, du duldetest das Herbste und Alles, um nur deinem Gewissen treu zu sein und deine Ueberzeugung nicht zu verleugnen; — warum handeltest du so? — Ich fand es schön. — Und du fandest die Seligkeit, die ich dir daher nicht erst zu geben brauche, wie ich sie diesen Beiden nicht geben kann. Seht her, sagte er, die Thür öffnend, diese Pforte führt in keine andre Welt, sie ist nur als ein Symbol errichtet, aber Hier und Jenseits ist einerlei.

Es ist ein Wort gesprochen worden: „Laßt Alles dahinten und folget mir nach!“ Aber in der Welt findet man die Leute „gefährlich“ und der Verfolgung besonders werth, die sich uneigennützig zeigen und nur nach ihrer Ueberzeugung handeln. Eine Ueberzeugung haben, je nun, das gönnt man einem Jeden, aber er soll sie nur nicht geltend machen und sich

nicht darauf steifen wollen; er soll
und seines eignen Nutzens wegen ei
mag er denken was er will, er so
sagen; es gilt überall leben und l
hommes ne vivraient pas longtemps
les dupes les uns des autres."

Ich mußte mir von wohlmeinende
lassen, doch nicht unnützerweise hartnä
dem es vielleicht unangenehm aufgefall
allezeit Aergerniß bereitet hatte, mich zu
gezwungen zu sehn, verargte mir's jetzt g
Frage ganz ernstlich nahm: „Was hälfe
ganze Welt gewänne und litte doch Schade
und daß ich nicht darauf aus sein mochte,
winnen, weil ich wußte, daß ich es durch s
Streben verlieren würde.

Ein Uebelthäter kann Urfehde schwöre
etwas Gutes, vorausgesetzt, daß er entschlo
halten; ein gefangener Thronprätendent ka
und Leben zu retten, seinen Ansprüchen ent
widerrufen, was er jemals proclamirt habe
ein handwerksmäßiger Kriegsknecht, der kein
sondern nur einen sogenannten Kriegsherrn,
den Schwur retten, gegen den Feind, in dessen
rathen, nie wieder zu fechten; ein redlicher Ma
nur fähig sein, sondern er ist sogar verpflicht
leidigung, die er jemand aus Uebereilung o
ständniß zugefügt, zu widerrufen, der Ehrenman
schon von freien Stücken ohne sich erst dazu auff

Pforte, wo sie St. Peter fanden. Zwei baten um Einlaß, der dritte legte sich behaglich auf den Rasen zur Seite der Thür. Welchen Anspruch hast du auf den Himmel, fragte St. Peter den ersten. — Ich habe auf alle Freuden und Genüsse des Lebens verzichtet und mich täglich kasteiet. — O, sagte St. Peter, wie könntest du der Seligkeit fähig sein, nachdem du dich dein Lebenlang nur im Ertragen von Höllenqualen geübt hast? — Ich habe die Freuden nicht verschmäht und die Leiden nicht gesucht, sagte der zweite; aber jene wurden mir nicht zu Theil, ich fand nur Ungemach und Mühsal und ich ertrug Alles in Geduld, in der Hoffnung auf künftigen seligen Lohn. — Du hättest kämpfen sollen, Uebel in Gut zu verwandeln, sagte St. Peter; dein Hoffen ist eitel und fruchtlos gewesen. Darauf wendete er sich an den dritten, der schweigend im Rasen ruhte. Ich weiß, sagte er zu ihm, du duldetest das Herbste und Alles, um nur deinem Gewissen treu zu sein und deine Ueberzeugung nicht zu verleugnen; — warum handeltest du so? — Ich fand es schön. — Und du fandest die Seligkeit, die ich dir daher nicht erst zu geben brauche, wie ich sie diesen Beiden nicht geben kann. Seht her, sagte er, die Thür öffnend, diese Pforte führt in keine andre Welt, sie ist nur als ein Symbol errichtet, aber Hier und Jenseits ist einerlei.

Es ist ein Wort gesprochen worden: „Laßt Alles dahinten und folget mir nach!“ Aber in der Welt findet man die Leute „gefährlich“ und der Verfolgung besonders werth, die sich uneigennützig zeigen und nur nach ihrer Ueberzeugung handeln. Eine Ueberzeugung haben, je nun, das gönnt man einem Jeden, aber er soll sie nur nicht geltend machen und sich

nicht darauf steifen wollen; er soll den andern zu Gefallen und seines eignen Nutzens wegen ein Bißchen lügen können; mag er denken was er will, er soll aber das und jenes sagen; es gilt überall leben und leben lassen und „les hommes ne vivraient pas longtemps en société s'ils n'étaient les dupes les uns des autres.“

Ich mußte mir von wohlmeinenden Leuten stark zureden lassen, doch nicht unnützerweise hartnäckig zu sein. Mancher, dem es vielleicht unangenehm aufgefallen war, daß es mir allezeit Aergerniß bereitet hatte, mich zum Besuche der Kirche gezwungen zu sehn, verargte mir's jetzt gleichwohl, daß ich die Frage ganz ernstlich nahm: „Was hälfe mir's, wenn ich die ganze Welt gewänne und litte doch Schaden an meiner Seele?“ und daß ich nicht darauf aus sein mochte, mein Leben zu gewinnen, weil ich wußte, daß ich es durch solches Trachten und Streben verlieren würde.

Ein Uebelthäter kann Urfehde schwören, er thut damit etwas Gutes, vorausgesetzt, daß er entschlossen ist, Wort zu halten; ein gefangener Thronprätendent kann, um Freiheit und Leben zu retten, seinen Ansprüchen entsagen und Alles widerrufen, was er jemals proclamirt haben mochte; auch ein handwerksmäßiger Kriegsknecht, der kein Vaterland hat sondern nur einen sogenannten Kriegsherrn, mag sich durch den Schwur retten, gegen den Feind, in dessen Gewalt er gerathen, nie wieder zu fechten; ein redlicher Mann muß nicht nur fähig sein, sondern er ist sogar verpflichtet, eine Beleidigung, die er jemand aus Uebereilung oder Misverständniß zugefügt, zu widerrufen, der Ehrenmann thut dies schon von freien Stücken ohne sich erst dazu auffordern und

drängen zu lassen; seiner Ueberzeugung muß er aber unter allen Umständen treu bleiben und zwar nicht blos innerlich, er darf sie niemals auch nur zum Scheine verleugnen, denn ein solches Scheinmanöver ist höchst unwürdig und in einer verliederten leichtfertigen Zeit, wie es leider die unsre noch ist, muß man darauf doppelt streng bestehen. Unsre Pflicht ist es, uns nicht durch das mitleidige oder spöttische Lächeln der Leute irren zu lassen, die uns unpraktisch nennen, die uns Mangel an Weltklugheit vorwerfen. Wir wollen und wir dürfen in diesem Punkte nicht „weltklug“ sein; jeder von uns, auch der Geringste, muß sich da fest und eisern zeigen, um sein Scherflein beizutragen, die schlaffe Zeit ernst machen zu helfen und Tugend und Pflicht, diese durch die Corruption geschändeten Namen, wieder zu Ehren zu bringen; lassen wir den Andern ihre Weltklugheit, die um des Vortheils willen zu jedem Verrathe bereit ist; wir müssen uns von diesen klugen Leuten unterscheiden, wir müssen zu Grunde gehn können und wollen und der feste Entschluß dazu ist schon der halbe Sieg über die Gegner.

Ich mußte mir, wie gesagt, sehr zureden lassen und ich beklagte das weniger meinetwegen, denn für mich war es blos unbequem; als derjenigen wegen, die es thaten. Sie „meinten es gut mit mir“, aber es war ja doch eine Verletzung meiner Gewissenspflicht, was man mir zumuthete.

Und abgesehn von dem Allen konnt' ich auch wohl fragen, wozu noch der Plack um ein Gesuch, warum einen armen Teufel nicht einfach laufen lassen, wenn man nach langen Jahren endlich einmal dazu geneigt war. Konnte man denn ernstlich glauben, daß ich an[illegible] dachte als früher?

würde man es geglaubt haben, wenn ich nichtswürdig genug gewesen wäre, es vorzugeben? Im Jahr 1849 war für die Reichsverfassung gekämpft worden, die zwar nicht eingeführt, aber auch nicht vernichtet worden ist, sondern ihres Tages wartet, wo sie als rechtmäßige Grundlage für einen nothwendigen Neubau dienen kann. Konnte man glauben, daß der Gefangene durch seine vieljährige Haft dieser Reichsverfassung abgeneigt geworden, oder, wenn dies nicht, daß er mit etlichen wenigen Gesinnungsgenossen fähig sein werde, einen neuen Versuch zu ihrer Einführung zu machen? Aber man hatte mir und vermuthlich auch andern einst zu verstehen gegeben, daß man an die Thätigkeit für diese Verfassung *nicht* recht glaube, daß man vielmehr den Verdacht hege, es habe sich um ganz andre und zwar um republikanische Pläne gehandelt. Dem war nicht so, denn wir waren 1849 meistens noch sehr theoretische Republikaner, so zu sagen Republikaner in partibus; aber gesetzt, es wäre dem so gewesen, dann lohnte es einerseits wahrlich nicht der Mühe, einen Mann, der fähig war seine Gesinnung in dieser Beziehung zu ändern, so lange einzusperren, und anderseits, wenn er seiner Gesinnung treu geblieben war, konnte man doch nicht erwarten, daß er sie verleugnen werde. Oder galt es blos Beobachtung einer üblichen Form, indem man ein Begnadigungsgesuch verlangte? ich weiß das nicht, kann es aber auch nicht einmal vermuthen, denn man wird doch einer bloßen Form wegen die Gewissen nicht auf die Folter spannen wollen.

Indeß mußt' es am Ende nicht so eigentlich ein Begnadigungsgesuch d. h. keine Schrift sein, wodurch der Ge-

fangene seine Gesinnung und seine Ueberzeugung verleugnete. Man wollte mich endlich los sein und verlangte vielleicht nur, daß ich aussprechen sollte: Laßt mich fort. Das konnt' ich natürlich thun und erklärte mich auch bereit dazu: ich wollte behufs der Auswanderung um Entlassung aus der Haft nachsuchen. Ich trug mich in der That mit dem Plane der Auswanderung, jedoch nur der Auswanderung aus Sachsen. Der Director der Anstalt erklärte mir indeß, ein solches Gesuch werde nicht genügend sein und als ich mich nun entschieden unfähig erklärte, ein anderes zu machen, sah er mich an und meinte, ich müsse wohl in der That ernstlich krank sein.

Das hatte seine Richtigkeit. Ich war nicht nur physisch leidend, ich befand mich auch in einer geistigen Verstimmung, die es mir beinahe unmöglich gemacht haben würde, ein Gesuch zu schreiben, auch wenn ich kein politischer Gefangener gewesen wäre und daher die vorstehend erwähnten Rücksichten nicht zu nehmen gehabt hätte. Unter den obwaltenden Umständen empfand ich aber, wie gesagt, einen unüberwindlichen Ekel, die Feder zu ergreifen.

„Ich werde für Sie schreiben," sagte der Director und seitdem begehrte man kein Gesuch mehr von mir.

Es waren wieder einige Wochen vergangen, als plötzlich an einem der letzten Tage im Mai der eine von uns sechs entlassen wurde. Einer der Zurückbleibenden theilte mir damals mit, es sei ihm versichert worden, daß wir andern bis

14*

auf einen ebenfalls bald in Freiheit gesetzt werden würden und diese Mittheilung erwies sich als richtig.

Man setzte inzwischen das Zellenleben nach wie vor fort. Man ward Sonntags und Mittwochs in die Kirche gebracht, täglich zweimal in den Garten geführt und im Fenster der Zelle pflegte ich meinen prächtig entwickelten „Garten.“

Als ich eines Morgens gegen neun Uhr — es war am 11. Juni, dem Sonnabend vor Pfingsten — vom Spaziergange zurückkehrte, begegnete mir auf dem Hofe ein Aufseher, der mich suchte. Ich vermuthete, er wolle mich in's Bad holen; er hatte jedoch Auftrag mich zum Director zu bringen. Dieser eröffnete mir, ich sei begnadigt und meine Entlassung werde daher sofort, jedenfalls im Laufe des Tages stattfinden.

Jedermann kann versuchen, sich in die Lage, in die Stimmung eines Mannes zu denken der, zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, sich nach zehnjähriger Haft plötzlich seine Freiheit verkündigen hört. Ich befand mich jedoch nicht in der Stimmung, die man unter solchen Umständen voraussetzt. Ich machte eine Ausnahme von der Regel und das war natürlich. Ich war, obwohl unter fortwährenden Enttäuschungen, immerhin seit geraumer Zeit und namentlich seit den letzten drei Monaten auf diese Entlassung hingewiesen und darauf vorbereitet worden. Sie hatte daher jetzt wenig Ueberraschendes für mich und war ich auch jedenfalls zufrieden, das Zuchthaus verlassen zu können, so fühlte ich mich doch nichts weniger als aufgeregt. Ich kann kaum zweifeln, daß die soeben vernommene Kunde meine zurückbleibenden Mitgefangenen stärker in Bewegung setzte, als mich.

Man hatte mich in jedem meiner Gefängnisse sehr festgehalten, aber jedesmal, wie in Leipzig, wie in Hubertusburg, so nun auch hier, schien man mich, wenn die Zeit meiner Entfernung einmal gekommen war, nicht schnell genug los werden zu können. Und doch waren Vorbereitungen nöthig, denn das Thor kann sich nicht sofort öffnen, weil der Gefangene nicht in seinem zweifarbigen seltsamen Kleide hinaus in die Freiheit geschickt werden kann. Man mußte zunächst an allerhand Kleinigkeiten denken, vor Allem an den Inhalt jenes Sacks, von dessen alljährlicher Revision ich oben gesprochen habe. Gefangene, die ihre Entlassung einige Zeit mit Bestimmtheit voraussahen, pflegten sich, sofern dies ihre Mittel erlaubten, für den großen Augenblick mit neuen Kleidern zu versorgen. Ich hatte das nicht wohl thun können und jetzt war die Zeit zu kurz gemessen, denn ich sollte mich nur noch etwa drei Stunden im Hause aufhalten. Und was mußte in dieser kurzen Frist nicht Alles geschehen! Ein Hut (man pflegte diese nicht in den Sack zu stecken, sondern außen daran zu binden), ein alter Hut, der im Laufe der Jahre zwischen den andern Säcken zusammengequetscht und buchstäblich zum Knäuel geballt war, mußte wieder eine Form erhalten und tragbar gemacht werden. Zum Glück befand sich eine Filzschuhfabrik im Hause, welche dies Geschäft besorgen konnte. Ferner mußte ein Hemd, jenes seit acht Jahren durch Rauch und Ruß geschwärzte Hemd in der nämlichen kurzen Zeit gewaschen, getrocknet und geplättet werden. Bei all diesen Dingen hatt' ich selber nicht Hand anzulegen, ich brauchte blos meine wenigen Effecten zu ordnen, die ich nicht sofort mitzunehmen vermochte, sondern die mir nachgeschickt

werden sollten; das erforderte wenig Zeit und es kostete mir daher noch immer Mühe, die paar Vormittagsstunden auszufüllen.

Eine zehnjährige Unterbrechung des Lebens! Göthe legte Gewicht darauf, daß ein Lebenslauf Folge habe; ich hatte mir's wohl angelegen sein lassen, daß die Unterbrechung keine wahre sein möchte, allein wie weit hatte dies möglicherweise gelingen können? Wozu war ich doch so lange hier gewesen! Indeß konnt' ich wenigstens sagen:

> Sie setzten ehmals, als ich ihre Beute,
> Des Lebens Punctum schon für mich;
> Doch wußt' ich gleich, es irrten sich die Leute,
> Es war nur ein Gedankenstrich.

Noch einmal begoß ich meinen „Garten", obwohl ich wußte, daß er wahrscheinlich noch selbigen Tages auf den Kehricht geworfen werden würde. Draußen legte man mir wie gewöhnlich mein Brod hin, das ich nicht mehr brauchen konnte, wie ich hier überhaupt nichts mehr brauchen konnte. Das mit wunderbarer Schnelle gewaschene Hemd kam — nur die Nummer 328 war deutlich drin sichtbar geblieben; — der Hut kam rund und glänzend, als wär' er nie wie ein Taschentuch zusammengedrückt gewesen; ein Paar schön blank geputzte Stiefeln kamen, die es sich auch nicht hatten träumen lassen, daß sie noch einmal so zu Ehren kommen sollten. Alles war zur Hand, ich streifte die seit acht Jahren gewohnten Hüllen ab und legte diejenigen an, in denen ich dies Haus einst betreten hatte.

Ich war fertig. Nur noch ein Gang zum Rechnungsbeamten (dem Hausverwalter), wo mir einige Thaler ausge-

händigt wurden; dann noch ein Gang zum Director, der mich schließlich mit einem herzlichen Wunsche entließ, welcher leider nicht in Erfüllung gehen konnte, und nun hatt' ich nichts mehr im Hause zu suchen. Von meinen Aufsehern hatt' ich schon Abschied genommen und von meinen Mitgefangenen konnt' ich keinen nehmen.

Wenn früher ein Einzelner so entlassen wurde, mußt' ihm wohl das Gefühl seiner eigenen Zufriedenheit durch den Gedanken an die Zurückbleibenden getrübt werden, denn für diese konnte der Abschied des einen immer als sicheres Zeichen gelten, daß nun geraume Zeit vergehen würde, bevor wieder ein anderer aus ihrer Mitte hinauskommen könnte. Dieser Kummer vermochte mich glücklicherweise wenig zu stören, denn ich wußte, daß mir die andern bald nachfolgen würden, alle andern bis auf einen. So geschah es auch in der That; von den vier, die ich zurückließ, wurden im Laufe der nächsten Wochen nach und nach drei in Freiheit gesetzt und nur der eine blieb zurück und weilt meines Wissens noch im Augenblick da ich dies schreibe (d. h. ein Jahr nach meiner Entlassung) in Waldheim. Häufig bin ich gefragt worden, warum man wohl diesen einen noch zurückhalte? ich wußte keine Auskunft zu geben. Eine solche verlangen kann man nicht wohl, denn es hängt ja von der Gnade d. h. von einem freien Ermessen und Belieben ab, ob ein Verurtheilter in Freiheit gesetzt werden soll oder nicht; da indeß eine Ausnahme, wie die hier in Rede stehende, sehr auffällig ist, so dürfte billigerweise wohl erwartet werden, daß man sich zu einer Erklärung des Warum dieser beklagenswerthen Ausnahme verstände.

„Warum haben Sie denn um keinen Vertrauensschein (so nannte man's, wenn ich nicht irre) angehalten?" sagte mir jemand. „Dann würden Sie ohne Begleitung fortgehen können." Es konnte mir indeß gleichgiltig sein, ob ich einige Schritt mit oder ohne Begleitung ging.

Ich kann nicht leugnen, daß ich im Laufe der Jahre wohl manchesmal sehnlich nachgeblickt hatte, wenn ich einen Entlassenen über den Hof nach jenem Gitterthor gehen sehen, das sich täglich für Gäste dieses Hauses schloß und öffnete. Ich war eigentlich kein Gast, sondern ein beständiger Einwohner gewesen, so lang' ich mich hier befunden, die Oeffnung des Thors mußte daher doppelt wichtig für mich sein und doch passirte ich es nun so gleichmüthig.

Wie man entblößten Hauptes eingetreten, so war's auch üblich, bis zum Ausgange den Hut in der Hand zu behalten und es war rathsam, das nicht zu vergessen, wenn man sich nicht auf unangenehme Weise daran erinnert hören wollte.

Von einem Aufseher begleitet ging ich durch dies Thor, wo meines Wissens niemand, auch kein Beamter, aus- oder einpassirte, ohne daß sein Name notirt wurde.

Ich wandelte mit meinem Aufseher durch die menschenleere von der warmen Mittagssonne erfüllte Straße des Städtchens, bis mich draußen endlich auch dieser Begleiter verließ. Jetzt war ich eigentlich erst frei. Vor mir auf der Höhe lag der Bahnhof, mein nächstes Ziel. Dort war noch Alles still und einsam, ich hatte noch eine volle Stunde Zeit bis zur Abfahrt. Nach und nach füllten sich die Räume mit Reisenden, meist Lustreisenden, denn es war der Sonnabend

vor Pfingsten. Wie man gesehn hat, war der Gefangene in Waldheim nicht so abgesperrt gewesen, daß er nicht täglich Menschen aller Art, wenn auch oft nur vom weiten, gesehn hätte; er konnte sich daher auch nicht so fremd in der Welt fühlen, wie etwa einer, der jahrelang nicht aus seinen vier Kerkerwänden gekommen. Eher hätt' ich der Welt fremd vorkommen können, wenn man unterm Gewühl überhaupt auf einen einzelnen schlichten Reisenden geachtet hätte, denn mein Kostüm konnte mich allenfalls in den Verdacht bringen, als hab' ich ein ähnlich Schicksal gehabt, wie die Siebenschläfer oder wie Rip van Winkle, als sei ich vor zehn Jahren in einer Höhle des Zschopauthals in einen Zauberschlaf gefallen und erst jetzt wieder erwacht, um mich zu Pfingsten 1859 unter die Menschen der Neuzeit zu mischen, deren Kleider einen ganz andern Schnitt hatten. Ich wußte nicht, ob ich zufrieden oder unzufrieden sein sollte, daß mir nichts neu war, daß ich selbst mit den Krinolinen und derlei Herrlichkeiten in Waldheim vertraut geworden war.

Ein Umstand fiel mir recht unangenehm auf: es schien gar keine Mütter mehr in der deutschen Welt zu geben; das odiöse Mama- und Papasagen der Kinder hatte in der betrübendsten Weise überhand genommen. Daß doch das Volk allezeit seiner Würde so leicht vergißt und meint, dem vornehmen Pöbel all seine Ungezogenheiten nachmachen zu müssen! In Riesa war's, wo ich zum erstenmal wieder ein kleines Mädchen „Mutter, Mutter!“ rufen hörte und das war der erste freundliche Eindruck, seit ich Waldheim verlassen.

In meiner Tasche stak ein Papier, der Entlassungsschein, der mir in Waldheim mit der Weisung eingehändigt worden,

ihn in Leipzig ohne Verzug bei der Polizei abzugeben. Als ich daher spät Nachmittags dort vom Dampfwagen stieg, war mein erster Weg nach der Polizei, denn ich wünschte dies Geschäft zunächst los zu sein. Zu meinem Leidwesen fand ich indeß, daß es sich nicht so in der Schnelle erledigen ließ; ich mußte mich nach den Feiertagen noch einmal einfinden, um mir da mittheilen zu lassen, daß ich in einem Irrthum gewesen, wenn ich geglaubt hatte, ich sei in Freiheit gesetzt. Ich vernahm, daß ich zur Zeit unter polizeilicher Aufsicht stände, daß ich das städtische Gebiet nicht verlassen dürfte, ohne dies vorher anzumelden und um Erlaubniß nachzusuchen und was dergleichen Vorschriften mehr waren. Ich kam nicht in den Fall dieselben verletzen zu können, da ich nicht die Stadt Leipzig zu meinem Aufenthaltsorte wählte und übrigens durft' ich nach Allem was ich wußte und was ich vernahm voraussetzen, daß es sich auch bei dieser Gelegenheit mehr nur um Beobachtung einer Form handelte und daß man keinenfalls geneigt war, diese Form in einer besonders belästigenden Weise zur Geltung zu bringen. Auch hab' ich mich in dieser Beziehung in der That nicht zu beklagen gehabt. Immerhin aber beklag' ich eine Einrichtung, welche eine Behörde nöthigt, dem Manne, der sich in Freiheit gesetzt glaubt, gewissermaßen gleich wieder neue Fesseln anzulegen oder sie ihm wenigstens zu zeigen.

Wer jahrelang auf Reisen war oder aus vieljähriger Haft zurückkehrt, wird daheim immer Manches finden, was ihm neu ist und ihn überrascht. Auch ich sollte im Laufe dieses Tages noch Erfahrungen machen, von denen ich mir nichts hatte träumen lassen. Indeß wünsch' ich, Alles, was ich erfuhr,

nicht als zur Schilderung meines Gefängnißlebens gehörig zu betrachten und hoffe, mich auch nicht dazu genöthigt zu sehen.

Ich will gestehn, daß ich mich zur Niederschrift des Vorliegenden halb und halb habe drängen lassen und man wird mir glauben, daß das Geschäft kein erquickliches für mich war. Als ein undankbares bezeichnete ich es gleich anfangs und ich habe die Richtigkeit dieses Wortes fast bei jeder Zeile gefühlt.

Zudem weiß ich und wußte bevor ich begann, daß ich es niemand recht und zu Dank machen würde, ebenso wenig denen, welche eine solche Schilderung wünschenswerth finden, als denjenigen, die sie unpassend und unnütz finden mögen.

Für unnütz halt' ich sie indeß nicht und darum hab' ich sie unternommen.

Ich schrieb sie absichtlich ohne alle Kunst und warf die Erinnerungen tagebuchartig hin, wie sie im Gedächtniß aufbewahrt lagen. Ich denke auf diese Weise erreicht zu haben, was ich durch keinen Fleiß und kein Studium in gleichem Grade erreicht haben würde: ich gab überall genau die Stimmung wieder, in welcher der Gefangene sich in jedem einzelnen Falle befand, in welcher er Alles betrachtete und aufnahm. Solchergestalt ward die Schilderung keine gemachte, sondern das treue Spiegelbild eines Gefängnißlebens; freilich nur eines einzelnen; ich mag Manches anders gesehn haben, als es von Seiten andrer Gefangenen geschah, Manches düsterer, Manches lichter; aber wenn solch ein einzelnes Bild treu

gegeben wird, dünkt es mich ersprießlicher, als wenn ich eine mehr oder minder künstlich geordnete Sammlung von blos Gehörtem und Nacherzähltem geliefert hätte.

Die Schilderung ist also nicht das Werk eines Schriftstellers, sondern recht eigentlich die Aussage eines einzelnen Gefangenen, den der Leser auf jeder Seite des Buches sieht, wie wenn er ihn durch das Spähloch seines Gefängnisses sähe und hörte. Die ausgedrückten Ansichten, Meinungen, Empfindungen sind nicht die des Schreibers, sondern die des Gefangenen, wie sie sich bei jeder besondern Gelegenheit regten. Während des Schreibens habe ich kaum irgendwo eine Ansicht eingeflochten oder eine Kritik geübt, sondern stets diejenige wiedergegeben, die der Gefangene im Augenblicke übte. Ich gab die Eindrücke wahrheitsgetreu wieder, wie ich sie empfing: dem Gefangenen in jedem einzelnen Falle beizupflichten oder zu widersprechen, bleibt Sache des Lesers.

Und doch kann ich nicht leugnen, daß ich das Bild, während ich es nach dem Gedächtnisse zeichnete, hier und da ein wenig geändert habe: ich war nämlich bemüht, allzu Grelles zu mildern; wohlverstanden nicht die Sache, sondern die grelle Weise, in welcher sie den Gefangenen berührt hatte. Ich bediente mich milderer Ausdrücke, als ich seiner Zeit im Gefängnisse gewählt haben würde. Es war mein Wunsch, jede Kränkung irgend einer Person zu vermeiden und will sich gleichwohl jemand gekränkt fühlen, so geb' er das der Sache und den Umständen schuld.

Ein Mensch darf und soll dem andern gegenüber Rücksichten beobachten; ein Buch wie das vorliegende aber hat das nämliche Vorrecht in Anspruch zu nehmen, welches der

Geschichte zusteht, die sich durch keine Rücksicht binden läßt und welche der Pflicht der Pietät nur genügt, indem sie streng der Wahrheit dient.

Ich hatte ungleich mehr Abfälliges als Beifälliges aufzuzeichnen, aber während ich beklage, daß dem nicht anders sein konnte, tröstet mich der Gedanke, daß ich durch die Aufzeichnung etwas Nützliches gethan habe. So oft ich, um der Wahrheit ihr Recht zu lassen, vorkommende Härten nicht zu sehr verwischen durfte, war mir dies leid; doch war es auch nicht meines Amts, Schäden zu verhüllen und übrigens hab' ich niemand weniger geschont als mich selber, denn ich habe mich mit meinen Gedanken und Gefühlen überall dargestellt wie ich war.

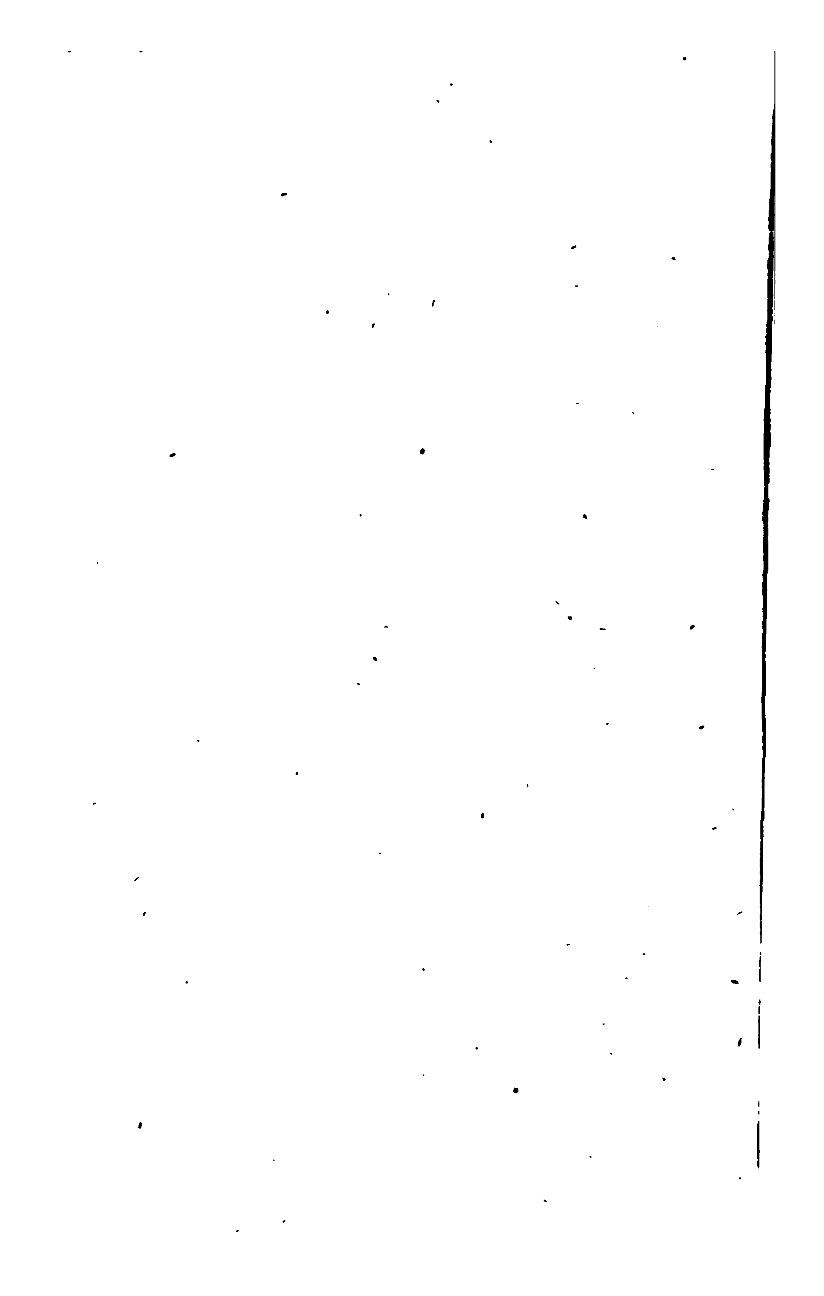
Wo ich eines freundlichen Lichtblicks zu gedenken wußte, hab' ich es gern gethan, wo ich sagen konnte, der oder jener Uebelstand ward beseitigt, die oder jene Härte ward gemildert, hab' ich die Gelegenheit willkommen geheißen und ich kann versichern, daß mein Gedächtniß für solche Dinge weit treuer gewesen ist, als für andre.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Inhaltsverzeichniß.









Druck von Otto Wigand in Leipzig.

